

Theologisch=praktische Quartalschrift

1927.

80. Jahrgang.

Heft I.

Das Doppeljubiläum der Quartalschrift.

Von Dr Leopold Kopler.

Das Jahr 1927 kann die Schriftleitung der Quartalschrift nicht sang- und klanglos vorübergehen lassen, bringt es doch der Zeitschrift ein zweifaches Jubiläum. Mit 1927 tritt sie nämlich in den achtzigsten Jahrgang ihres Bestandes als theologisch=praktische Vierteljahrschrift, und im selben Jahre 1927 werden es 125 Jahre, seit die erste Linzer theologische Zeitschrift gegründet wurde.

Achtzig Jahre Menschenleben gehören in unserer nicht bloß schnell-, sondern auch kurzlebigen Zeit schon mehr zu den Seltenheiten, und die mehr als Hundertjährigen sind „rari nantes in gurgite vasto“. Und eine Zeitschrift, die auf einen achtzigjährigen Bestand zurückblicken, ja die seit der Gründung ihrer Vorgängerin 125 Jahre zählen kann, ist wohl auch keine alltägliche Erscheinung mehr, besonders wenn man bedenkt, was für Stürme in dieser Zeit über die Länder und Völker Oesterreichs und Deutschlands, ja ganz Europas hinweggerast sind, Stürme, die neben so vielem anderen Kulturgut auch so mancher Zeitschrift den Untergang gebracht haben. Alle diese Gewitter hat die Quartalschrift überdauert; und der letzte Orkan, der Europa verwüstete, der Weltkrieg und der darauffolgende Umsturz, die nach menschlichem Ermessen und Erwarten für die Quartalschrift zur Katastrophe hätten werden müssen, wurden für sie der Anlaß zu einem Aufstiege, wie ihn früher auch ihre besten Zeiten nicht kannten. Darum feiern wir jetzt das achtzigjährige Jubiläum mit einem Herzen voll Dank vor allem gegen Gott, voll Dank aber auch gegen unsere Mitarbeiter und voll Dank gegen unsere Abonnenten.

Der Jubilant, der an einem bedeutsamen Abschnitte seines Lebens und Wirkens angelangt ist, schaut gerne zurück auf die ver-

gangenen Jahre. So wird man es auch der über ihren achtzigjährigen Bestand jubilierenden Quartalschrift nicht übelnehmen, wenn sie diesmal etwas aus ihrer Vergangenheit, von ihrer Geschichte erzählen möchte.

In der Form, in welcher die Linzer Quartalschrift jetzt erscheint, existiert sie seit dem Revolutionsjahr 1848. Ihre Begründer und ersten Herausgeber, der Domkapitular Dr Johann B. Schiedermayr und Prof. Augustin Rechberger, griffen damit eine Idee auf, die der Augustinerchorherr Franz Josef Freindaller in der 1802 von ihm begründeten „Theologisch-praktischen Monatschrift“ zum ersten Male verwirklicht hatte. Im Vorwort des 1. Jahrganges (1848) sagen sie ja selbst, daß sie sich in der Anlage der Quartalschrift durchwegs die alte Linzer Monatschrift zum Vorbilde nehmen und es sich zur Ehre schätzen, wenn die gegenwärtige Quartalschrift als Fortsetzung derselben angesehen werde (Vorwort der Herausgeber S. 3).

Da somit die ersten Herausgeber und Redakteure in ihrer Zeitschrift nur ein Wiederaufleben und eine Fortsetzung des von Freindaller begonnenen Werkes sahen, darf man mit Fug und Recht das Jahr 1802 als Geburtsjahr der Linzer theologischen Zeitschrift ansehen. Mit diesem Jahre beginnen daher ihre Geschichte und ihre Geschichte.

1. Freindallers theologische Zeitschriften.

Als im Jahre 1794 durch die Bemühungen des damaligen Bischofs Josef Anton Gall in Linz eine theologische Diözesanlehranstalt errichtet worden war, wurde als Professor der Dogmatik der Augustinerchorherr von St. Florian Franz Josef Freindaller berufen, der früher schon Mitglied der im Stifte bestehenden Hausstudien gewesen war (1777 bis 1784).

Um Freindaller, einen Priester von hervorragenden Anlagen des Geistes und des Herzens, sammelte sich allmählich ein Kreis von gleichgesinnten Männern; in einer ihrer Zusammenkünfte ließ Freindaller einmal die Bemerkung fallen, diese ihre Eintracht könnte einem höheren Zwecke dienstbar gemacht werden. Im Studienplane wäre den Lehrern empfohlen, periodische Schriften, Journale in dem wissenschaftlichen Fache, das sie lehren, herauszugeben.

Diese Anregung fiel auf fruchtbaren Boden. Man entwarf Pläne und beratschlagte, konnte sich aber vorerst noch nicht über die Art der Ausführung einigen, da die einen für bloße Theorie, die

anderen aber für bloß praktische Theologie waren. Nach zwei Jahren eingehenden Beratens und Planens einigte man sich schließlich dahin, eine theologisch-praktische Zeitschrift herauszugeben, in der man „bei Aufstellung der Theorie auf die Praxis Bedacht nehmen und bei der Praxis von Grundsätzen der Theorie ausgehen“ wollte (Vgl. J. Gaisberger, Erinnerung an Franz J. Freindaller. Theol.-prakt. Quartalschrift 1848, II. Heft, S. 10).

Auf das einstimmige Verlangen aller am Zustandekommen der Zeitschrift Beteiligten übernahm Freindaller die Redaktion und im Jänner des Jahres 1802 erschien das erste Heft der Zeitschrift, die den Titel führte: „Theologisch-praktische Monatschrift zunächst für Seelsorger. Herausgegeben in Linz von einer Gesellschaft.“ Gedruckt wurde sie in der Feichtingerschen Druckerei in Linz. Als Motto trug sie das bekannte Wort des heiligen Augustinus: „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus charitas.“ Laut Vorwort wollte sie den jüngeren Seelsorgern, die gerade das Seminar verlassen haben, Berichtigung und Erweiterung der theologischen Kenntnisse und Aufmunterung und Anleitung zur guten Führung ihres Seelsorgsamtes bieten, dem älteren Klerus dagegen wollte sie Gelegenheit schaffen, sich mit den Fortschritten und Bereicherungen der theologischen Wissenschaften vertraut zu machen.

Der Gründung war ein voller Erfolg beschieden. Nach kurzem Kampfe fand die neue Zeitschrift einen solchen Absatz, wie er wenigen anderen theologischen Zeitschriften jener Zeit beschieden war.

Von dieser „Theologisch-praktischen Monatschrift“ erschienen vier Jahrgänge (1802 bis 1805 inkl.), die nach der Absicht des Verfassers ein Ganzes ausmachen sollten.

Durch die politischen Ereignisse des Jahres 1805, die Oesterreich die unglückliche Dreikaiserschlacht bei Austerlitz und den unseligen Frieden von Preßburg brachten, und durch eine schwere Erkrankung Freindallers, der bereits im Jahre 1803 aus Gesundheitsrücksichten von der Professur zurückgetreten war, kam die Zeitschrift ins Stocken. 1806 blieb sie aus.

Nachdem Freindaller wieder genesen war und nach seiner Gefundung die Pfarrei Böcklabruck übernommen hatte, ließ er auch die Monatschrift 1807 wieder erscheinen unter dem Titel: „Neue theologisch-praktische Monatschrift zunächst für Seelsorger.“ Er bezeichnete sie als neue Monatschrift, nicht, wie er selbst sagte, „als ob wir an

dem Plane derselben etwas zu ändern hätten, sondern weil sie nach der Zwischenzeit eines Jahres, wo sie ruhte, jetzt gleichsam neu auflebt und eine zweite Periode beginnt. Das eigentlich Neue daran ist bloß ein theologisch-literarischer Anzeiger, der in diesem fünften und jedem kommenden Jahrgang vorkommen wird, und eine größere Rücksicht auf Pastoralfälle“ (Vormort des I. Bd., 1. Heft).

Von dieser Neuen theol.-prakt. Monatschrift existieren wiederum nur vier Jahrgänge (1807 bis 1810 inkl.). Denn wiederum waren es politische Ereignisse, die eine zweijährige Unterbrechung im Erscheinen der Zeitschrift herbeiführten.

Der österreichische Heldenkampf im Jahre 1809 hatte trotz des Sieges über Napoleon bei Aspern und Esslingen infolge des ungünstigen Ausgangs der bald darauf erfolgten neuen Schlacht von Wagram zum unglücklichen Wiener Frieden vom 14. Oktober 1809 geführt. Oesterreich mußte unter anderen Ländergebieten auch Salzburg und von Oberösterreich den Innkreis und jenen Teil des Hausruckviertels abtreten, in dem Böcklabruck lag, die Pfarrei Freindallers. Alle diese Gebiete gingen an die Krone Bayerns über. Dadurch wurde Freindaller von seinem geliebten Vaterlande losgerissen und bayrischer Untertan. In dieser Lage war er schon entschlossen, die Zeitschrift eingehen zu lassen. Doch es sollte anders kommen.

Durch die provisorische Landesregierung war Freindaller neben anderen dazu bestimmt worden, „im Namen seiner Provinz den Ausdruck der ehrfurchtsvollsten Huldigung darzubringen und diese [Provinz] der allerhöchsten Gnade und dem väterlichen Wohlwollen ihres neuen Regenten zu empfehlen“. Durch Verwendung des Fürsten Brede, der Freindallers Charakter und Haltung in den Kriegstürmen aufrichtig schätzen gelernt hatte, fand er am Hofe und bei den obersten Behörden in München nicht bloß eine schmeichelhafte Aufnahme, sondern es erging auch an ihn von hoher und höchster Seite die überraschende Aufmunterung und Aufforderung zur Fortsetzung seiner Zeitschrift, die ob ihres Wertes und Inhaltes allgemeine Anerkennung im katholischen Deutschland gefunden hätte (vgl. Gaisberger, a. a. O. S. 26 f.).

Diese ganz unerwarteten Erfahrungen und der Gewinn neuer Mitarbeiter bewogen Freindaller, seine Zeitschrift unter verändertem Titel neu herauszugeben. So erschien sie denn im Jahre 1812 wieder, aber nicht mehr als Monatschrift, sondern als Quartalschrift, nicht

mehr in Linz, sondern in Salzburg, unter dem Titel: „Quartalschrift für katholische Geistliche. Als Fortsetzung der theologisch-praktischen Linzer Monatschrift“ im Kommissionsverlag der Waprschen Buchhandlung in Salzburg, für die österreichischen Staaten aber im Kommissionsverlag der Haslingerschen Buchhandlung in Linz. Bei der Neuausgabe hatte er allerdings die Besorgnis, „ob nicht diese Blätter, die in den österreichischen Staaten früher einheimisch waren, aber durch die Veränderung des Druckortes es zu sein aufhörten, daselbst ihr Publikum verlieren und als neue Ankömmlinge in den rheinischen Bundesstaaten, in welchen bereits sechserlei periodische Zeitschriften für den katholischen Klerus zirkulierten, noch ein Plätzchen für sich finden werden“. „Aber“, so teilt er in der Vorrede des Jahrganges 1813 mit, „unsere Besorgnis hat sich zu unserer Freude nicht bewährt. Man hat in den letzteren unserer Schrift eine ehrenvolle Aufnahme gestattet und in Oesterreich hat zufälligerweise der versuchte Nachdruck gegen die Absicht seines Urhebers sie erst in größeren Umlauf gesetzt.“

Von dieser „Quartalschrift für katholische Geistliche“ erschienen unter diesem Titel wieder vier Jahrgänge, nämlich 1812 bis 1815 inkl.; es sind die Jahrgänge „unter bairischer Herrschaft“.

Während das erste Heft des Jahres 1816 vorbereitet und gedruckt wurde, kamen durch den Wiener Kongreß Salzburg und der abgetretene Teil Oberösterreichs an den Kaiserstaat Oesterreich zurück, und Freindaller wurde wieder österreichischer Untertan. Voll Freude darüber nannte er jetzt seine Zeitschrift, auf den früheren Titel zurückgreifend, „Neueste Theologisch-praktische Quartalschrift zunächst für Seelsorger“ und verband den Jahrgang 1817 als „neunten Jahrgang“ mit der im Jahre 1810 ins Stocken geratenen „Neuen Theologisch-praktischen Monatschrift“. Für jene aber, welche die vier Jahrgänge der „Quartalschrift für katholische Geistliche“ bezogen hatten, die nach der Absicht Freindallers ein für sich bestehendes Werk bilden sollten, fügte er ein zweites Titelblatt bei: „Neue Quartalschrift für katholische Geistliche.“

Unter diesem Doppeltitel erschien die Zeitschrift noch bis 1821; nur das Jahr 1820 machte eine Ausnahme; in diesem Jahre erschien keine Fortsetzung.

Nach 1821 ist dann Stillstand und Ruhe bis 1848. Die letzten Jahrgänge fanden lange nicht mehr den Beifall und Absatz wie die

früheren. Kein Wunder! Freindaller war durch sein Alter, seine Krankheiten, durch die bitteren und schmerzlichen Erfahrungen, die ihm nicht erspart blieben, ein gebrochener Mann geworden; zudem hatte er die meisten und darunter gerade die besten und eifrigsten Mitarbeiter durch den Tod verloren; endlich hatten sich auch Zeiten und Ansichten gar sehr geändert. Müde und entmutigt legte er daher, nachdem er noch seinem tätigsten Mitarbeiter Dr Alois Sandbichler in der Zeitschrift ein Denkmal gesetzt hatte, die Redaktion nieder und damit ging die Zeitschrift selbst ein. Freindaller hatte oft den heißen Wunsch geäußert, eine „andere Hand möchte den Faden aufnehmen, wo er ihn fallen ließ“. Leider dauerte es lange, lange, bis dieser Wunsch in Erfüllung ging, bis sich wieder eine Hand nach dem fallengelassenen Faden ausstreckte und ihn aufhob. In der 27jährigen Ruhepause mag so mancher mit Prof. J. Gaisberger geklagt haben: „Den stillen Beobachter befällt unwillkürlich innige Wehmut, daß sich bis auf den heutigen Tag (1827)¹⁾ niemand fand, der die von dem Verewigten so rühmlich gebrochene Bahn im gleichen Geiste und Sinne und mit gleicher Liebe verfolgen möchte“ (Theol.-prakt. Quartalschrift 1848, Heft III, S. 26). Nach dieser Wehklage mußten noch 21 Jahre vergehen, bis Freindallers Werk zu neuem Leben erstand.

2. Gründung der „Theologisch-praktischen Quartalschrift“.

Die heutige „Theologisch-praktische Quartalschrift“ hat einen ähnlichen Ursprung wie ihre Vorgängerin, die eben besprochene „Theologisch-praktische Monatschrift“; war diese aus dem Freundeskreise Freindallers hervorgegangen, so ist jene die Frucht der im Jahre 1846 begonnenen Priesterkonferenzen in Linz.

Am 19. Oktober des genannten Jahres 1846 versammelte sich zum ersten Male im Priesterseminar, und zwar in der Wohnung des damaligen Subregens Georg Eugeneder eine kleine Schar idealgesinnter Priester; es waren neben Eugeneder die Professoren Rechberger, Schauer, Reiter, Dettl, Pfarrer Zwenythurn, Spiritual Marešch, Katechet Angermahr, Benefiziat Lechner und Adjunkt Filuköstit; durch Lesung des Catechismus Romanus und Besprechung der vorgelesenen Abschnitte, durch Abfassung schriftlicher Arbeiten und gegenseitige Aussprache wollten sie sich wissenschaftlich und

¹⁾ Der Artikel wurde 1827 geschrieben, 1848 aber erst veröffentlicht.

asketisch fortbilden für ihr Priesterleben und ihr Priesterwirken. Bis zum März 1848 blieben es nur vertrauliche Zusammenkünfte im engen Kreise, begleitet von der Besorgnis, eines schönen Abends vom damaligen Polizeistaate aufgelöst zu werden.

Nach den im Archiv des bischöflichen Ordinariates in Linz noch erhaltenen Protokollen dieser Konferenzen machte bereits in der zweiten Sitzung Prof. Rechberger den Vorschlag, die Bewilligung zur Redaktion einer theologischen Zeitschrift einzuholen; der damalige Domkapitular Dr. Johann Schiedermahr sollte in seiner Eigenschaft als Studiendirektor seinen Namen hergeben, und die Zeitschrift selbst sollte in zwanglosen Hefen erscheinen. Ueber diese Anregung kam man jedoch vorerst nicht hinaus.

Aber in der 13. Konferenz (18. Jänner 1847) wurde schon ernstlich die Gründung einer theologisch-praktischen Zeitschrift besprochen, Titel und Inhalt vorgeschlagen, in der 14. Sitzung (25. Jänner) legte Prof. Rechberger einen neuen Prospekt der Materialien für die beantragte Zeitschrift vor, der auch angenommen wurde; gleichzeitig beschloß man, beim bischöflichen Ordinariate und beim Regierungspräsidenten um die Erlaubnis zur Herausgabe einer theologischen Zeitschrift nachzusuchen. Die 20. Konferenz (8. März 1847) berichtet bereits von der erhaltenen kirchlichen Approbation und billigt das Gesuch an die Zensurhofstelle in Wien. Nachdem auch von dieser Seite die erbetene Bewilligung eingelaufen war, erschien im Jahre 1848 die Zeitschrift unter dem Titel: „Theologisch-praktische Quartalschrift.“ Aus den zwanglosen Hefen, aus der geplanten Monatschrift war eine Quartalschrift geworden. Als Herausgeber und Redakteure zeichneten Dr. Joh. Bapt. Schiedermahr, Domkapitular, und Augustin Rechberger, k. k. Professor; zwei hochangesehene Priester, zwei Bahnbrecher der bald nach dem Revolutionsjahr einsetzenden Erneuerung katholischen Lebens und Denkens in der Diözese Linz. In der Anlage der Quartalschrift nahmen sich die beiden Redakteure, wie sie selbst im Vorworte sagen, durchwegs die alte Linzer Monatschrift zum Vorbild, wenn auch die Behandlung der einzelnen Materien, entsprechend dem Fortschritte, welchen die theologische Wissenschaft inzwischen gemacht hatte, notwendigerweise vielfach eine andere sein mußte. Da die Redakteure obendrein noch erklärten, sie würden es sich zur Ehre schätzen, wenn ihre Quartalschrift als Fortsetzung der früheren Monatschrift angesehen würde,

so muß die im Jahre 1848 gegründete „Theologisch-praktische Quartalschrift“ sachlich und nach der Absicht ihrer Begründer als eine Fortsetzung von Freindallers „Theologisch-praktische Monatschrift“ bezeichnet werden.

Als Zweck und Ziel der Zeitschrift gaben sie an die „Förderung der theologischen Wissenschaft, insofern diese dem priesterlichen Leben und Wirken zur notwendigen Grundlage und Richtschnur dient“ (Vorwort S. III). Aufnahme finden daher Artikel und Beiträge aus dem gesamten Gebiete der Theologie, insofern diese mit dem Leben und Wirken des Priesters in näherem Verbande stehen; denn die Grundrichtung der Zeitschrift ist eine praktische. Aufsätze, welchen die Beziehung zur Seelsorge und zum Seelsorger fehlt, werden als „unpraktisch“ abgelehnt.

Ueber den Geist, der die Zeitschrift beherrschen sollte, schrieben die Redakteure das schöne Wort: „Für eine katholische Zeitschrift gibt es nur einen Geist, der in ihr walten darf, den Geist der einen, heiligen, apostolischen Kirche, der laut göttlicher Verheißung kein anderer ist noch je sein wird als der Geist der Wahrheit. Daß eben dieser Geist stets tiefer durchdringe uns Priester alle, und zu gemeinsamem Wirken im heiligen Berufe uns verbinde, ist der Wunsch und das Strebeziel der Redaktion sowie ihrer Mitarbeiter“ (Vorwort S. IV).

Gedruckt wurde sie in der Druckerei von Joh. Huemers Wittve in Linz; später besorgte den Druck zuerst die Firma Haas in Wels von 1850 bis 1859, dann die Druckerei von Feichtingers Erben in Linz von 1860 bis 1872; seit 1873 wird sie in der Druckerei des katholischen Pressevereines hergestellt.

So war denn die neue Zeitschrift ins Leben getreten. Verfolgen wir jetzt ihre Geschichte seit dem Jahre 1848.

3. Geschichte der Linzer Quartalschrift von 1848 bis heute.

Ueberblickt man die Geschichte unserer Quartalschrift seit 1848, so kann man deutlich vier Perioden unterscheiden; die erste bilden die Jahre 1848 bis 1875, nennen wir sie die Zeit der wechselvollen Entwicklung; die zweite sind die Jahre 1876 bis 1904, sie sind die Jahre des großen Aufstieges und der weiten Verbreitung der Zeitschrift und bilden ihre erste Blüteperiode; der dritte Abschnitt umfaßt dann die Jahre 1905 bis 1914, sie sind charakterisiert durch einen

langsamem, aber stetigen Rückgang der Zeitschrift, die sich aber trotzdem immer noch auf einer bedeutenden Höhe hält; endlich folgt die vierte Periode mit den Jahren 1915 bis heute, die wir wohl mit Recht die zweite Blüteperiode der Quartalschrift nennen dürfen.

a) Die Zeit wechselvoller Entwicklung (1848 bis 1875).

Die Quartalschrift muß bei ihrer Gründung einem wirklichen Bedürfnis des Klerus entsprochen haben. Wir können zwar nicht mehr feststellen, wie viele Abonnenten sie in den ersten Jahren nach ihrer Gründung hatte und wie weit sie verbreitet war, aber daß sie freudige Aufnahme und zahlreiche Abnehmer im Klerus gefunden haben muß, geht aus der Tatsache hervor, daß man schon bald nach ihrem Erscheinen immer dringender den Wunsch äußerte, sie möge als Monatschrift herausgegeben werden, ja manche gingen so weit, die Umwandlung in eine Wochenschrift vorzuschlagen. Auf den Priesterkonferenzen in Linz, die aus den früher beschriebenen vertraulichen Zusammenkünften zu großen, öffentlichen Versammlungen des Klerus von Linz und Umgebung geworden waren, wurde angeregt und beschlossen, die Quartalschrift zum Organ dieser Priesterkonferenzen zu machen und in ihr die Verhandlungsgegenstände zu veröffentlichen; so erhalte man Material genug, um die Quartalschrift in eine Monatschrift umwandeln zu können. Von Anfang an hatte man schon eine theologische Monatschrift im Auge gehabt. Aber die Verhältnisse waren stärker als der Wille; aus guten Gründen ließ man die ersten zwei Jahrgänge (1848 und 1849) als Quartalschrift erscheinen. Als aber Kanonikus Schiedermayr aus der Redaktion ausschied und Prof. Aug. Rechberger, die Seele und treibende Kraft des ganzen literarischen Unternehmens, im Verein mit dem damaligen Stadtpfarrkooperator in Wels Friedrich Baumgarten die Schriftleitung übernahm, wurde der Uebergang zur Monatschrift vollzogen und so erschien 1850 die Zeitschrift unter dem Titel „Theologisch-praktische Monatschrift“. Aber die monatliche Ausgabe der einzelnen Hefte wurde nur drei Jahre lang (1850 bis 1852 inkl.) beibehalten, solange nämlich Rechberger die Führung der Zeitschrift innehatte. Als er 1852 die Pfarre Waizenkirchen übernahm und aus der Redaktion ausschied, kehrte der bisherige Mitredakteur und fortan alleinige Schriftleiter Friedrich Baumgarten sofort wieder zur vierteljährigen Ausgabe zurück. Durch volle acht Jahre (1853 bis 1860)

trug nun Baumgarten die Lasten der Redaktionsarbeiten allein; man staunt, wie er inmitten seiner Seelsorgstätigkeit zuerst als Stadtpfarrkooperator und später als Stadtpfarrer in Wels dazu Zeit finden konnte. Die Erklärung gibt seine hervorragende Begabung, mit der er eine glänzende Feder, ein großes Interesse und eine schnelle und treffsichere Auffassung der politischen und speziell der kirchenpolitischen Ereignisse verband. Das Anwachsen der Amtsgeschäfte und anderweitige Inanspruchnahme durch die Interessen des öffentlichen Lebens veranlaßten ihn jedoch, nach Abschluß des Jahrganges 1860 die Redaktion niederzulegen.

Mit dem Jahre 1861 kam die Schriftleitung wieder nach Linz zurück und wurde von den Professoren der Diözesanlehranstalt übernommen, bei welchen sie bis auf den heutigen Tag verblieb. Anfangs aber waltete, wenn ich so sagen darf, ein Unstern über der Zeitschrift unter der neuen Redaktion. Im Jahre 1861 übernahmen die beiden Professoren Dr Jakob Gasselsberger und Dr Martin Hochhuber die Schriftleitung, führten sie aber nur bis 1864 inkl. Denn Gasselsberger, auf den man große Hoffnungen gesetzt hatte, sah sich durch Krankheit gezwungen, Redaktion und Professur aufzugeben, um bald nachher als Benefiziat von Aspach (1869) ein Opfer der tödtlichen Krankheit zu werden, die ihn erfaßt hatte. Mit Gasselsberger trat auch sein Mitredakteur Hochhuber von der Leitung der Zeitschrift zurück, da sein Fach, alttestamentliches Bibelstudium und semitische Sprachen, mit der Tendenz der Quartalschrift die wenigsten Berührungspunkte hatte.

An die Stelle der scheidenden Redakteure traten 1865 Dr Johann Plakolm, Professor der Pastoraltheologie, und Dr Josef Sprinzl, Professor der Dogmatik und Fundamentaltheologie, und leiteten die Zeitschrift bis 1875 inkl. Da Plakolm bald erkrankte und darum die Stelle eines Subregens übernahm, lag fast die ganze Last der Redaktionsarbeit auf den Schultern Sprinzls. Obwohl nun die Zeit von 1865 bis 1875 für eine theologische Zeitschrift von vornehmlich praktischer Richtung Stoff in Hülle und Fülle bot — man denke nur an den Konfessionssturm und den Kampf um Schule und Ehe in Oesterreich, an das Vatikanische Konzil und die Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit mit ihren Nachwirkungen, an den Raub des Kirchenstaates in Italien und den Beginn des Kulturkampfes in Preußen —, obwohl Sprinzl ein Mann von großen Fähigkeiten

und reichem Wissen war, wie seine Werke und seine spätere Berufung an die theologische Fakultät in Salzburg und nachher an die Universität in Prag beweisen, obwohl er zu all diesen Fragen und Zeitereignissen in der Quartalschrift Stellung nahm und Abhandlung um Abhandlung schrieb, gelang es ihm doch nicht, die Zeitschrift vor der Gefahr des Eingehens zu schützen; ja, gerade unter seiner Redaktion sank der Abonnentenstand unter die Zahl 160 herab, so daß sich die Zeitschrift nicht mehr selbst erhalten konnte, sondern von fremder Hilfe leben mußte. Der Grund dieser seltsamen Erscheinung liegt wohl darin, daß einerseits in jenen Jahren der sich überstürzenden Ereignisse die Tages- und Wochenpresse alles Interesse für sich in Anspruch nahm, daß aber anderseits Sprinzl zu wenig in die Geheimnisse einer erfolgreichen Schriftleitung eingedrungen zu sein scheint. Diese Geheimnisse kannte und verwertete, wie selten einer, sein Nachfolger in der Redaktion, der Pastoralprofessor und spätere Kanonikus Josef Schwarz, der es verstand, die Quartalschrift nicht bloß vor dem Untergang zu bewahren, sondern auch zu einer überraschenden Höhe emporzuführen.

b) Die Zeit des Aufstieges und der ersten Blüte
(1876 bis 1904).

Im Jahre 1875 wurde Sprinzl an die theologische Fakultät in Salzburg berufen; dadurch war er gezwungen, die Redaktion niederzulegen. An seine Stelle trat, wie gesagt, der damalige Professor der Pastoraltheologie Josef Schwarz, der zuerst zwei Jahre (1876 bis 1877) allein, dann von 1878 bis 1882 mit Dr Otto Schmid, Professor des neutestamentlichen Bibelstudiums, und nach dessen Berufung an die Universität Graz von 1883 bis 1892 inkl. zusammen mit Dr Matthias Hiptmair, Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes, die Redaktionsgeschäfte führte. Er war also nicht weniger als 18 Jahre Chefredakteur. Kaum hatte er die Leitung der Zeitschrift übernommen, kam neues Leben in sie, und begann ein ununterbrochener Aufstieg, der während der ganzen Zeit seiner Amtsführung anhielt. Als Sohn eines Kaufmannes verfügte er über wirklich kaufmännisches Geschick; dabei hatte er ein besonderes Verständnis für die Bedürfnisse und Interessen des in der praktischen Seelsorge tätigen Klerus. Diesen paßte er darum Inhalt und Form seiner Zeitschrift an.

Schwarz erkannte sofort, daß nur durch die Betonung der praktischen Richtung ein Prosperieren der Quartalschrift erreichbar sei; denn eine rein wissenschaftliche Zeitschrift ist von vornherein auf einen kleinen Kreis beschränkt, da der Seelsorgsklerus für gelehrte Forschung, so schön und notwendig sie auch sein mag, begreiflicherweise weder Zeit noch sonderliches Interesse hat; seine Interessen liegen auf ganz anderen Gebieten. Es ist ein großes Verdienst Professor Schwarz', daß er die Zeitschrift von dieser einmal eingenommenen Richtung nicht abdrängen ließ. An solchen Versuchen fehlte es gewiß nicht; selbst seine Mitprofessoren und Mitherausgeber der Quartalschrift wollten ein rein wissenschaftliches Organ. Schwarz aber bestand unerschütterlich auf dem praktischen Charakter der Zeitschrift. Als er darob mit den meisten seiner Kollegen in Konflikt kam, wandte er sich um Hilfe an den bekannten Moralthologen Dr Ernest Müller, damals Kanonikus in Wien, der sich warm für ihn und seine Bestrebungen einsetzte und in einem noch erhaltenen Schreiben die Hilfe des damaligen Linzer Bischofs, Franz Josef Rudigier, zugunsten des bedrängten Redakteurs anrief. Schwarz siegte und mit ihm siegte auch die zwar nicht ausschließlich, aber doch vorzugsweise praktische Richtung der Quartalschrift.

Schwarz sah auch sehr richtig, daß die Aufgabe des Redakteurs nicht darin besteht, alles selbst zu schreiben — das wäre der sicherste Weg, eine Zeitschrift schnell zu Tode zu redigieren —, sondern daß seine Haupt Sorge darauf gerichtet sein muß, tüchtige Mitarbeiter zu gewinnen. Darum wandte er sich in zahlreichen Briefen an hervorragende Männer des Welt- und Ordensklerus, im In- und Auslande, aus Gelehrtenkreisen und an praktische Seelsorger, mit der Bitte um Beiträge, und tatsächlich gelang es ihm, viele und hervorragende Mitarbeiter, darunter Männer von Weltruf, zu gewinnen; es sei nur auf Gelehrte wie Hettinger, Ernest Müller, Lehmkühl, Göpfert, Albert Maria Weiß, Scheicher, Beringer, Aertnys u. a. verwiesen. Hochschullehrer, Theologieprofessoren an Seminarien, Religionslehrer an Mittelschulen, Katecheten, praktische Seelsorger, Gelehrte aus dem Welt- und Ordensklerus, selbst Laien stellten ihre Feder in den Dienst der Quartalschrift. Wie er für den Inhalt durch tüchtige Mitarbeiter sorgte, so suchte und fand er tüchtige Arbeitsgehilfen für die Verwaltung und Verbreitung der Zeitschrift, für die umfangreiche Korrespondenz, die er zu bewältigen hatte; in der

Prüfung der Manuskripte leisteten ihm die Professoren der theologischen Hauslehranstalt in St. Florian wertvolle Dienste, sie führten eine Art Mitredaktion, die sie auch nach dem Ausscheiden Schwarz' aus der Redaktion noch zwei Jahrzehnte beibehielten. Schwarz besaß aber auch jene Eigenschaften, die es ihm leicht machten, Mitarbeiter zu werben. Dr Ernest Müller charakterisiert ihn vortrefflich, wenn er in dem bereits vorhin genannten Schreiben an den Bischof von Linz sagt, daß er „Professor Schwarz als einen talentvollen und strebsamen, zugleich als einen sehr bescheidenen, demütigen, freundlichen, willigen und eifrigen Mann kennen gelernt habe, der eben durch diese Eigenschaften Mitarbeiter zu gewinnen und zu erhalten wisse und zum Redakteur wie geschaffen erscheine“.

Endlich ließ sich Schwarz auch die Verbreitung der Zeitschrift sehr angelegen sein. Sein kaufmännisches Geschick — ein Erbstück von seinem Vater — kam ihm dabei vorzüglich zustatten. Er versuchte alle Mittel einer erfolgreichen Propaganda und scheute, obwohl er ein guter Rechenmeister war, dort keine Auslagen, wo eine Reklame, und war sie auch die teuerste, zum Ziele zu führen versprach. Obendrein erbat und erhielt er von den bischöflichen Ordinariaten Empfehlungen in den betreffenden Diözesanblättern und suchte die jungen Kleriker durch verschiedene Bezugsbegünstigungen für die Quartalschrift zu interessieren. So gelang es ihm, die Quartalschrift schnell in die Höhe zu bringen. Man traut fast seinen Augen nicht, wenn man in den noch erhaltenen Journalen findet, daß er die Zeitschrift mit weniger als 160 Abonnenten (149?) übernahm und Jahr für Jahr den Abonnentenstand um durchschnittlich 500 Abnehmer vermehrte und bei seinem Abgang von der Redaktion im Jahre 1892 fast 10.000 Abonnenten verzeichnen konnte. Mit Freuden teilte er eine lange Reihe von Jahren hindurch seinen Lesern den Zuwachs mit, den die Zeitschrift wieder erfahren, und den Stand, den sie jeweils erreicht hatte. Mit der steigenden Abonnentenzahl ging Hand in Hand die innere Ausgestaltung der Zeitschrift, die nach und nach vermehrte Zahl der Druckbogen, die Reichhaltigkeit des Inhaltes u. s. w. Man darf Prof. Schwarz wohl mit Recht den eigentlichen Begründer der Quartalschrift nennen in der Form, wie sie heute existiert; auf jeden Fall bedeutet seine Redaktion eine wahre Blüteperiode für die Zeitschrift.

Als Schwarz im Jahre 1892 zum Domkapitular ernannt wurde, ging die Schriftleitung an den bisherigen Mitredakteur Dr Matthias Hiptmair über, der sie im Verein mit Dr Martin Fuchs, Professor der Dogmatik, von 1893—1910 inkl. führte. Hiptmairs Aufgabe war es, das von Schwarz geschaffene Werk fortzuführen und zu vergrößern. Dank seiner großen Fähigkeiten, die er besaß, seiner originellen Feder, die er führte, seiner oft überraschend sicheren Auffassung und Beurteilung von Zeitereignissen und Zeitströmungen, dank seiner vielfachen Verbindungen mit hervorragenden Männern des In- und Auslandes, gelang es Hiptmair, die Zeitschrift noch bedeutend zu heben und sie im Jahre 1900 zu einem ersten Höchststand von etwa 12.800 Abonnenten zu führen. Leider konnte er sie im großen und ganzen nur bis 1904 auf dieser Höhe halten. Von 1905 an begann eine zehnjährige Periode eines größeren Rückganges der Zeitschrift.

c) Empfindlicher Rückgang 1905—1914 inkl.

Der Uebergang von 1904 auf 1905 brachte der Quartalschrift einen schweren Schlag, für den aber Hiptmair nicht verantwortlich gemacht werden kann: es war der Wegfall der Intentionsabonnenten. Prof. Schwarz hatte sich auf vielfaches Ersuchen herbeigelassen, die Quartalschrift gegen Meßintentionen abzugeben, d. h. der Abonnent erhielt eine Anzahl Meßintentionen zugesandt, das Stipendium wurde aber als Preis für die Quartalschrift zurückbehalten, eine Praxis, die damals auch von vielen anderen Zeitschriften eingehalten wurde. Im Laufe der Zeit war die Zahl dieser Abonnenten auf mehr als 4000 gestiegen, es waren vor allem Abonnenten aus Kroatien, Ungarn, Galizien, Böhmen und Mähren, aus Ländern also, in welchen damals die Geistlichkeit, vorab der Seelsorgeklerus, finanziell sehr schlecht gestellt war. Nach dem Dekret der Konzilskongregation „Vigilanti“ vom 25. Mai 1893 verbot Bischof Doppelbauer die Abgabe der Zeitschrift gegen Meßstipendien. Er nahm zwar auf das Gutachten mehrerer Moralthologen, nach welchen die Quartalschrift durch das genannte Dekret nicht tangiert wäre, sein Verbot zurück, erneuerte es aber wiederum auf die Entscheidung derselben Kongregation vom 24. Februar 1894 „De missarum stipendiis“ und gab der Redaktion die Weisung, sich von der römischen Kongregation selbst eine weitere Erlaubnis zu erbitten. Durch Vermittlung des Kardinals Andr. Steinhilber wurde tatsächlich am 11. September 1895 von der Sacra Con-

gregatio Concilii für drei Jahre gestattet, die Quartalschrift gegen Meßstipendien abzugeben, zugleich wurde aber durch genaue und scharfe Weisungen die Personifizierung der Meßintentionen sichergestellt. Zweimal noch wurde diese Erlaubnis (1898 und 1901) erneuert, nach dem Erscheinen des Dekretes „Ut debita“ vom 11. Mai 1904 mußte aber endgültig mit den Intentionenabonnements Schluß gemacht werden. Und Gott sei Dank, daß damit endgültig gebrochen wurde; denn auf der einen Seite erweckt ein solches Vorgehen wenigstens in den Augen der Fernestehenden immer den Schein des Handels mit Meßstipendien, auf der anderen Seite bedeutet es für den Verwalter der Zeitschrift eine fortwährende Gewissensqual.

Die Folge des Verbotes war der Wegfall von mehr als 2000 Abonnenten, „ein Schlag für die Quartalschrift“, wie der damalige Redakteur anmerkte.

Seit dieser Zeit kam die Zeitschrift bis zum Jahre 1914 inkl. aus der rückläufigen Bewegung nicht mehr heraus. Fragt man nach den Ursachen, so wird man wohl hinweisen müssen auf die Konkurrenz anderer theologischer Zeitschriften, auf die literarischen Fehden, in welche Hiptmair verwickelt wurde, auf seine Stellungnahme zu damaligen Strömungen und Bewegungen im Klerus, zu manchen Vorkommnissen und Einrichtungen des politischen und sozialen Lebens, eine Stellungnahme, die von den einen ebenso lebhaft begrüßt wie sie von den anderen heftig bekämpft wurde; wer recht hatte, das zu beurteilen, halte ich mich nicht für zuständig. Aber wie es schon geht, solche Einstellungen wirken sich immer im Abfall von Abonnenten aus.

Als Prof. Dr. Hiptmair mit dem Jahre 1910 Professur und Redaktion niederlegte, wurde sein bisheriger Mitredakteur Dr. Martin Fuchs Hauptschriftleiter; dieser war aber bereits ein alter, gebrechlicher Mann, darum nicht mehr imstande, in den Gang der Quartalschrift ändernd einzugreifen. Nach seiner Pensionierung übernahm Fuchs' Mitredakteur, Dr. Johann Gföllner, Professor der Pastoraltheologie, 1914 die Leitung der Zeitschrift, behielt sie aber nur bis August 1915, da er inzwischen zum Bischof der Diözese Linz ernannt worden war. Bei der Kürze der Zeit, während welcher er die Redaktion führte, konnte er trotz des Feuereifers, mit welchem er an die Arbeit ging, im Rückgang der Zeitschrift nicht Wandel schaffen. Uebrigens tat der Ausbruch des Weltkrieges das Seine, um alle diesbezüglichen An-

strebungen zu vereiteln. So kam es, daß der Abonnentenstand gegen Ende des Jahres 1915 auf etwas über 8000 herabsank.

d) Neuer Aufstieg und zweite Blüteperiode der Quartalschrift von 1915 bis jetzt.

Als die gegenwärtigen Redakteure die Leitung der Quartalschrift übernahmen, waren die Aussichten keine rosigten. Die Kriegsfurie brachte Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten. Sie unterband den Versand der Hefte nach den Kriegsgebieten und, als durch die militärischen Erfolge der Mittelmächte der Postverkehr wiederhergestellt wurde, waren viele Abonnenten nicht mehr auffindbar. Sendungen, die eben auf dem Wege waren, als eine neue Kriegserklärung erfolgte, gingen verloren, darunter alle Exemplare des II. Heftes 1916, welche für die Abonnenten Amerikas bestimmt waren. Dazu kamen bald die steigenden Preise des Papiers und des Druckes und die Schwierigkeiten, das nötige Quantum Druckpapier zu erhalten. Verhältnismäßig leicht konnten wir all dieser Hemmnisse Herr werden.

Aber die Schwierigkeiten, welche der Krieg für unsere Zeitschrift im Gefolge hatte, waren ein wahres Kinderspiel im Vergleich zu den Schrecken, welche die Nachkriegszeit heraufbeschwören sollte. Als sich Oesterreich in die Nachfolgestaaten auflöste und in Deutschland die Revolution ausbrach, waren wir buchstäblich von jedem Postverkehr mit dem Auslande abgeschnitten. Dazu fast eine Unmöglichkeit, Druckpapier zu erhalten; man mußte kaufen, was, wie und wo man etwas erhalten konnte. Dann aber erst die Entwertung der Valuten und der damit heraufbeschworene wirtschaftliche Wirbelsturm! Und in jede Geldentwertung wurden wir mithineingerissen, weil wir überall Abonnenten- und Postcheckkonti hatten. Zuerst der Sturz der österreichischen Krone, dann der Todesgang der Mark, welche wieder die polnische Währung mitriß; dazu noch der Sturz der ungarischen Krone. Als Folge des Finanzelendes ein entsetzliches Emporschnellen des Papierpreises, der Druck- und Buchbinderkosten, der Postauslagen, die Unmöglichkeit, einen Kostenvoranschlag für ein Jahr oder auch nur für ein Vierteljahr oder einen Monat machen zu können. Dann wieder der Gedanke an die finanzielle Not der Geistlichen, unserer Abonnenten, deren Gehalt weit unter der Geldentwertung zurückblieb, die darum gezwungen waren, auf alles, was

nicht zu den Lebensnotwendigkeiten gehörte, zu verzichten; daher das drohende Gespenst des Abfalles vieler Tausender von Abonnenten. Das waren Wochen und Monate, an die ich heute nur noch mit Grauen zurückdenke. Die Leser dürfen es glauben, daß ich in jener Zeit nicht ein-, sondern hundertmale den Bleistift zur Hand nahm, um nachzurechnen, ob eine Katastrophe der Zeitschrift abwendbar sei oder nicht. Die redaktionellen Sorgen waren auf einmal zur Nebensache, die finanziellen zu einer drückenden Hauptsorge geworden.

In jenen Tagen, da es um Sein und Nichtsein der Quartalschrift ging, war der alle Maßnahmen leitende Entschluß schnell gefaßt: die Abonnenten der bedrohten Länder zu erhalten, mag es was immer für uns noch erschwingbare Opfer kosten; denn, Abonnenten verlieren ist leicht, sie aber wieder gewinnen unvergleichlich schwerer; darum Abgabe der Zeitschrift nach den valutastarken Ländern zu einem Preis, der einem ganzen oder teilweisen Verschenten gleichkommt. Noblesse oblige. Und wir hatten uns nicht getäuscht; denn die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn!

Und darf ich noch verraten, wie wir über diese Schreckenstage hinwegkamen?

Eine erste Maßnahme war der Vorkauf des nötigen Druckpapiers zu einer Zeit, da der Preis noch ziemlich niedrig war.

Dann kam uns sehr zustatten, daß wir in allen Ländern, in welchen wir Abonnenten hatten, eigene Konti bei den betreffenden Postschekämtern errichteten und das angesammelte Geld in den vom Valutasturz nicht oder noch nicht bedrohten Ländern so lange liegen ließen, bis es zur Herstellung der Hefte benötigt wurde. Wäre alles Geld unmittelbar nach Oesterreich eingezahlt oder sofort überwiesen worden, wäre die Katastrophe unvermeidlich gewesen.

Ein großes Glück war es ferner, daß der Valutasturz nicht überall zur selben Zeit eintrat, sondern die Mark noch standhielt, während die österreichische Krone sank und sank, und diese wieder bereits stabilisiert war, als die deutsche und polnische Mark und die ungarische Krone zu gleiten begannen. So konnten wir, wenigstens zum großen Teil, durch den Valutagewinn auf der einen Seite decken, was wir auf der anderen durch den Kursverlust verloren.

Sodann trat der befürchtete Abonnentenabfall nicht ein, im Gegenteil, die Abonnenten in den valutakranken Ländern bewiesen eine Opferwilligkeit, die wirklich beispielgebend war, viele leisteten

freiwillig zwei- und dreifache Nachzahlungen, die allerdings auf ihrer Reise nach Vinz zum großen Teil wieder ihren Wert verloren.

Weiter halfen uns ganz bedeutend die auf unseren Aufruf hin einlaufenden Spenden für Freieremplare nach Deutschland und Polen. Die rasche Wiederherstellung endlich der Baluten dieser Länder tat ein Letztes, um alle Gefahr für den Bestand der Quartalschrift zu beseitigen. So gelang es durch die Treue und Opferwilligkeit unserer Abonnenten, die Zeitschrift über jene bösen Zeiten hinwegzuretten und ihre Abnehmerzahl zu erhalten. Und nicht bloß das! Dank der vortrefflichen Arbeit unserer Mitarbeiter war es auch möglich, innerhalb zehn Jahren den Abonnentenstand zu verdoppeln; denn heute können wir mehr als 16.000 Abnehmer der Zeitschrift verzeichnen.

Wir schreiben dies nicht, um etwa zu prahlen oder zu prunken, sondern um unseren Mitarbeitern und Abonnenten den Erfolg treuen Zusammenwirkens kundzutun; dieser ist ja weit mehr ihr Werk als die Frucht unserer Arbeit. Wir schreiben dieses, damit unsere Leser mit uns den Vater des Lichtes preisen, von dem jede gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk stammt (Jak 1, 17). In dem Bewußtsein, daß weder die etwas sind, die pflanzen, noch die, welche begießen, sondern einzig Gott, der Wachstum und Gedeihen gibt (vgl. 1. Kor 3, 7 f.), beten wir beim Eintritt ins Jubeljahr der Quartalschrift mit dem Weltapostel: „Regi autem saeculorum immortalis, invisibili, soli Deo honor et gloria in saecula saeculorum“. Amen (1 Tim 1, 17).

Rückblickend auf die Geschichte und Geschehnisse der Quartalschrift sind wir heute mehr denn je entschlossen, den bisherigen Weg weiter zu gehen, ohne uns davon abdrängen zu lassen: die Quartalschrift sei und bleibe eine Zeitschrift mit vorwiegend praktischer Richtung, sei und bleibe die Zeitschrift des Seelsorgsklerus. Wie im Jahre 1848, so ist auch heute noch ihr Ziel „Förderung der theologischen Wissenschaft, insoferne diese die notwendige Grundlage und Richtschnur des priesterlichen Lebens und Wirkens ist“. Beizutragen zur theologischen Fortbildung des Seelsorgsklerus, die gesunden Fortschritte der gesamten Theologie und angrenzender Wissensgebiete in den Dienst der praktischen Seelsorge zu stellen, dem Klerus in seinem Leben, Wirken und Leiden unsere Hilfe anzubieten, betrachten wir als vornehmste Aufgabe unserer Zeitschrift. Und der Geist, in dem

diese Aufgabe gelöst werden soll, „kann“ — wir wiederholen, was die ersten Redakteure im Jahre 1848 schrieben — „kein anderer sein als der Geist der einen, heiligen, apostolischen Kirche“. Wo immer die Lehre oder die Auffassung der Kirche feststeht, gibt es für unsere Zeitschrift keine andere Lösung als „prope Romam semper“. Wo aber Meinungsfreiheit besteht, fühlen wir uns nicht berechtigt, Schlagbäume aufzurichten; darum stehen die Spalten unserer Zeitschrift dem Molinisten genau so offen wie dem Thomisten und Skotisten, dem Probabilisten gerade so gut wie dem Aequiprobabilisten. Denn was Freindaller einst als Motto seiner Monatschrift vorsezte, das ist auch heute noch Grundsatz der Quartalschrift: „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas“ (Aug.).

Mehr Gottinnigkeit.

Von Otto Cohausz S. J.

Alles ernste wissenschaftliche, ethische und kulturelle Bestreben muß letztlich darin bestehen, die Lebensordnung der Seinsordnung anzupassen. Nun ist in letzterer, in ordine ontologico, Gott das erste und wichtigste aller Wesen. Nicht nur war er als Erster einzig und allein auf dem Plan, nicht nur stammt alles von ihm, er trägt, hält auch alles, und alles ist und lebt nur in ihm.

Er ist aller Dinge causa exemplaris, causalis und finalis. Er ist vor allem, in allem, über allem. Aufgabe des menschlichen Forschens und Strebens muß es deshalb sein, ihm diesen ersten Platz auch im Denken, Fühlen und Wollen der vernünftigen Geschöpfe zu sichern.

Das zu erreichen, zog Christus aus, gründete er sein Königtum, verdrängt er aus der Schöpfung alles Gottfeindliche und alles Gotthemmende. „Darauf findet die Vollendung statt, wenn er Gott dem Vater das Reich übergibt, nachdem er alle Herrschaft, Macht und Gewalt zunichte gemacht hat. Denn er muß als König walten, bis er alle Feinde unter seine Füße gelegt hat . . . Wenn ihm aber einmal alles unterworfen ist, dann wird sich auch der Sohn selbst dem unterordnen, der ihm alles untergeordnet hat, damit Gott alles in allem sei“ (1 Kor 15, 24—26; 28).

Begonnen schaute dieses Ziel Johannes in der Geheimen Offenbarung, da sich um den Thron Gottes und des Lammes Engel und Älteste scharten und im Verein mit der ganzen Schöpfung das Loblied sangen: „Dem, der auf dem Throne sitzt, und dem Lamm sei Lob, Ehre, Ruhm und Macht von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ Die vier lebenden Wesen sprachen: „Amen“, und die vierundzwanzig

Ältesten fielen nieder und beteten an (den, der da lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit)" (Off 5, 13, 14).

An uns ist es, zu diesem Plane Christi beizutragen, daß Gott „alles in allem sei“.

Gewaltiger Erfolge darf Christus sich rühmen. Sein Wort: „Ich habe deinen Namen den Menschen geoffenbart" (Jo 17, 6) — es ist zur Wahrheit geworden. Wie sieghaft ist seit Christus der Glaube an den einen Gott in alle, früher dem Götzendienste ergebenden Länder vorgeedrungen, wie herrlich wird der eine, früher unbekannte Gott in all den zahllosen Kapellen, Tempeln, Kathedralen der ganzen Welt und in ungezählten Familien und Herzen verehrt und angebetet! Wie wirksam greift das Gottesgesetz in alle Lebenskreise wieder ein!

Vergessen wir diesen gewaltigen, durch Christus erzielten und wachsenden Umschwung doch nicht! Aber daß Gott „alles in allem sei“, daß er wie in der Seinsordnung nun auch in der Gesinnungs- und Lebenswelt den ersten Platz einnehme, dort wie die Sonne im Mittag leuchte — davon sind wir noch weit entfernt.

* *

Was zunächst den Wissenschaftsbetrieb anbelangt, müßte da, ohne Rücksicht auf Religion, nicht schon aus rein wissenschaftlichen, philosophischen Gründen Gott im Mittelpunkt stehen? Widmet man sich allen Arten des Seins, der Kräfte, der Lebewesen, er ist doch das erste, höchste Sein, die Urkraft, das erste Leben — müßte da die Wissenschaft ihm nicht den ersten Raum anweisen?

So war es im Mittelalter, da sowohl der Universitätsbetrieb wie das ganze Leben um Gott kreiste, alle andern Wahrheitsgebiete nur als Ausfluß von ihm und in Verbindung mit ihm betrachtet wurden, wie es durchaus dem *ordo ontologicus* entspricht; denn in der Tat geht alle Wahrheit von Gott aus, ebenso alles Sein von ihm, dem ersten absoluten Sein.

Heute ist die Gesamtauffassung eine andere: Gott wird in den Profanfächern einfach nicht beachtet. Das nicht nur: bislang sogar bekämpft; und gestattete man der Theologie, sich mit ihm zu befassen, so wurde das als nun einmal nicht zu umgehendes Zugeständnis an bigotte Geister, im Grunde aber als Zeitverlust betrachtet.

Eine kleine Wendung zum Besseren ist ja eingetreten, aber wir dürfen nicht ruhen, bis auch in der Wissenschaft und in den Schulen Gott wieder im Mittelpunkt steht und alle andern Zweige zu ihm in die Beziehung gebracht werden, wie sie der Seinsordnung gemäß ist. Daß man alles mehr in Gott zu begreifen lernt, darin beruht ja die wahre Weisheit, die besagt: alles in der letzten Ursache und im letzten Grunde erfassen.

* *

Doch in der Wissenschaft wird nur der Verstand Gott unterworfen, es tut aber not, daß auch das ganze Herz folge, daß der Mensch sich seines ganzen Nichts vor Gott, seiner gänzlichen Abhängigkeit von ihm, der Rechte Gottes auf ihn bewußt bleibe und sich dementsprechend den Anordnungen, Gesetzen und Schickungen Gottes vollkommen füge, daß Gott auch insofern „alles in allem sei“, als der Mensch jede von Gott abweichende, eigene Willensäußerung zurückstelle und dafür Gottes Willen ganz über sich herrschen lasse.

Wer wollte sagen, daß das erfüllt sei? Wie wird doch heute in der großen Welt Gottes Wille beiseite geschoben und das eigene Ich-gelüste an seine Stelle gesetzt!

Doch auch bei sonst gläubigen Seelen gibt es hier noch viel zu tun, denn trotz aller Frömmigkeit nimmt auch bei ihnen Gott noch nicht den Platz ein, der ihm gebührt.

Sie beten, besuchen den Gottesdienst, suchen im ganzen ihre Pflicht zu erfüllen, aber die ganze Seele gehört noch nicht Gott. Sie glauben mit einigen äußeren Leistungen alles getan zu haben, oder sie üben die Frömmigkeit, um ihr zeitliches und ewiges Glück zu sichern, wollen dabei oft ihre eigenen Wege gehen. Auch im Streben nach Vollkommenheit. Daraus erklärt es sich dann, daß sie sich leicht von Pflichten entbinden, wo diese mit ihrem eigenen Ich im Widerspruch stehen, sich ungehalten zeigen, wenn Gott sie andere Wege führen will als die von ihnen erdachten. Oder daß sie in äußeren Leiden und inneren Prüfungen sich gegen Gott aufbäumen und mit ihm brechen, wie wir es ja leider bei den großen Katastrophen der letzten Jahre oft gewahren mußten.

Was hier mangelt, ist die rechte Auffassung von der Frömmigkeit, die sich nicht auf die Ableistung einiger äußerer Dinge beschränkt, sondern in dem adhaerere Deo aus ganzer Seele und der daraus folgenden Bereitschaft zu allem, was Gott will und schickt, besteht.

Man nimmt sich selbst mit seiner Egozentrik in den Tempel der Frömmigkeit, oft genug auch ins Kloster und den Priesterstand mit und vergißt Pauli Wort: „Vergleichen habt ihr von Christus nicht gelernt . . . Ihr sollt euren früheren Wandel aufgeben und den alten Menschen ausziehen, der durch seine fleischlichen Gelüste dem Verderben anheimfällt. Erneuert euch in eurem Sinne durch den Geist und zieht den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist“ (Eph 4, 20 bis 24).

Echtes Christentum besteht nicht in einigen Frömmigkeitsübungen, so wertvoll und notwendig diese auch sind, sondern im Ausziehen des alten Ichmenschen mit seinem Wollen und Wünschen und Anziehen des Gottmenschen, d. h. des Menschen, der sich selber ganz zurückstellt, sich Gott ganz ausliefert und Gott mit sich walten läßt, wie es ihm gefällt.

Dieses gänzliche Ausziehen aus dem Eigenen, diese restlose Auslieferung an Gott, dieses Untergehen aller Selbstwünsche in Gottes Wollen und Walten bewirkt dieser „Rehr“ zu Gott, wie die Mystiker ihn nannten, daß Gott „alles in allem“ sei.

Aber nicht mit Unrecht wird von Meistern des geistlichen Lebens beklagt, daß man diese Seelenhaltung so häufig nicht nur bei den gewöhnlichen Frommen, sondern auch bei Priestern und Ordensleuten vermisse oder sie doch nur in sehr unvollkommenem Zustande antreffe. Darum liegt es zum größten Teil mitbegründet, daß so viele trotz jahre- und jahrzehntelangem Ordensleben doch nicht bis zum Gipfel der Vollkommenheit vordringen, sondern sich immer um den Kumpf des Berges herum im Kreise bewegen. Erinnerung sei hier an das treffende Wort eines Thomas von Kempen: „Glaube nicht, du habest den wahren Frieden schon gefunden, wenn du gar keine Beschwerdis fühlst. Auch glaube nicht, es stehe alles gut, wenn du von keinem Widersacher etwas zu leiden hast; noch daß das Vollkommenheit sei, wenn alles nach deinem Wunsche geht. Halte es auch nicht für etwas Großes oder dich für einen besonderen Liebling des Herrn, wenn du voll Andacht und Bönne bist, denn nicht daran erkennt man den wahren Liebhaber der Tugend, auch besteht nicht darin der Fortschritt des Menschen im Guten und dessen Vollkommenheit. Worin denn, o Herr? Darin, daß du dich von ganzem Herzen dem Willen des Herrn ergibst und weder im Kleinen, noch im Großen, weder für die Zeit, noch für die Ewigkeit das Deine suchest“ (Nachfolge Christi, III, K. 25).

Zu dieser Seelenhaltung sucht deshalb Gott auch alle, die er weiter bringen will, zu erziehen. Das ist seine Absicht, wenn er sie nicht nur so strenge zur Erfüllung seines Willens anhält, sondern sie auch in die schmerzlichste Schule äußerer Leiden, innerer Trockenheit und bitterer Seelenkämpfe nimmt. Die letzte Faser, die am Ich noch ungeordnet haftet, soll gelöst und die Seele für Gott vollkommen frei und ihm gänzlich ergeben werden.

Unsere Aufgabe ist es, nicht nur selbst auf diese Absicht Gottes bereitwillig einzugehen, sondern auch andere über sie zu belehren und das adhaerere Deo wieder in den Mittelpunkt der religiösen und asketischen Erziehung zu rücken; kann sich doch auch bei Ordenspersonen, die voll Begeisterung Gott ihre ganze Person weihen, im Laufe der Zeit oder doch bei den einzelnen Handlungen, der Schwerpunkt von Gott wieder auf das eigene Ich verschieben. Man will selber ein ausgezeichnete Wissenschaftler, Organisator, Redner, Schriftsteller, eine hervorragende Krankenpflegerin, Verwalterin, Lehrerin werden, alles aber mehr, um das Ich erhöht zu sehen, als um für Gott Großes zu tun.

Selbst bei dem eigentlichen asketischen Streben, bei allem Eifer die Fehler abzulegen und Tugenden zu erwerben, kann mehr die Sorge um die eigene Größe und die eigene Befriedigung mitsprechen

als der Drang, durch die eigene Heiligung mehr Gottes Ehre zu fördern und ihm besser zu gefallen. Anstatt des oft eingehämmerten Vorsatzes: Ich will ein Heiliger werden, wäre darum wohl dieser vorzuziehen: Ich will Gott viel lieben und zu dem Zwecke mich ihm täglich würdiger erweisen und für ihn vieles zu tun suchen. Damit wäre der stete Bezug auf das eigene Ich ausgeschlossen und in den auf Gott verwandelt.

Treffliche Anweisungen zu dieser Umstellung bietet nicht nur die Nachfolge Christi,¹⁾ sondern auch Grou in seinem „Handbuch für innerliche Seelen“,²⁾ Surin in seiner „Gottesliebe“,³⁾ sowie Tauler in seinen Predigten, wie dieses Sich-Lassen und Zu-Gott-Rehren ja auch in allen Schriften der Mystiker eine große Rolle spielt.

* *

Aber ist durch lange und mühevollle Selbstbeherrschung Gott auch zum Mittelpunkt des ganzen Lebens erhoben, so kann dabei doch noch eines mangeln: die Gottinnigkeit. Man beschäftigt sich wohl mit den Dingen und Angelegenheiten Gottes, aber zu wenig mit der Person Gottes.

Man arbeitet mit unermüdlichem Eifer für die Ehre und das Reich Gottes; man ist redlich tätig, die Fehler auszurotten und sich immer gottwohlgefälliger zu gestalten, aber viele denken dabei zu wenig daran, sich mit Gott selbst zu befassen, über seine Person zu betrachten, mit ihm vertraut zu verkehren und an ihm sich zu erfreuen.

Man steht für Gott draußen im Felde, man bestellt seinen Garten, pflegt seine Kranken, aber man findet nicht den Weg in seinen Palast, um vertraut bei ihm zu weilen, mit ihm sich zu unterhalten und Mahl mit ihm zu halten.

Man bleibt nur treuer Diener Gottes, wird nicht zum echten Kinde und Haus- und Tischgenossen Gottes, wie es nach Christi Lehre doch sein sollte; manche aus rein natürlichem Arbeitsdrang, andere entweder aus asketischer Einseitigkeit oder Scheu, hat man sie doch auf diese Gottvereinigung vielleicht zu wenig hingewiesen oder sie mit einem gewissen Bangen erfüllt, darauf hinzuarbeiten.

Man sprach ihnen viel von dem Wirken für Gott, von der Wichtigkeit der Herzensbesserung, die das erste Notwendige im geistlichen Leben und ohne die eine Vereinigung anzustreben, verwegen sei. Und kam die Rede auf Mystik und damit verbundene Wege, warnte man wohl eher vor dem Betreten solcher Wege, als daß man sie empfahl.

Alles das hatte seine Richtigkeit, erzeugte aber bei vielen eine zu große Angestlichkeit oder auch Gleichgültigkeit, die Gottinnigkeit

¹⁾ III, 9; III, 11; III, 15, 16, 17; III, 27, 33, 37; III, 50, 54.

²⁾ Alphonsus-Buchhandlung, Münster.

³⁾ Kirchheim u. Co., Mainz.

zu pflegen. Daraus erklärt sich dann die von vielen Geistesmännern beklagte Tatsache, daß so manche geistliche Personen trotz jahrelanger Askese immer auf dem Wege der Läuterung stehen bleiben und zum Schlußglied, der seligen Gottvereinigung, nicht kommen.

Das ist gewiß zu bedauern. Denn diese Gottinnigkeit bildet doch die eigentliche Krone des ganzen geistlichen Strebens! Sie entspricht doch dem Stande der Kindschaft Gottes, in den wir erhoben sind, um nun auch wie Kinder mit Gott selbst zu verkehren. Sie bringt Frieden, Freude in die Seele. Aus ihr ergießt sich eine Welle übernatürlichen Empfindens, nicht selten auch eine gewisse Verklärtheit über die ganze Persönlichkeit und ihr Wirken.

Wo diese Gottinnigkeit recht gepflegt wird, beruhigen sich und schwinden die unregelmäßigen Leidenschaften, entstehen Opfergeist, Sanftmut, Güte, kurz all die herrlichen Gesinnungen und Tugenden, die der Heilige Geist als seine Früchte bezeichnet (Gal 5, 22).

Tief beklagt der bekannte Dratorianer P. Faber, daß die direkte Beschäftigung mit Gott so selten sei, und er meint: „Eine einfache Lesung der Abhandlung De Deo trägt trotz ihrer Trockenheit und Härte der technischen Sprache mehr zur Befehrung der Seelen bei als ein halbes Duzend geistlicher Bücher, zählen sie auch zu den glühendsten und asketischsten, die jemals geschrieben wurden“, ¹⁾ und: „Keine Andacht gibt es, die der zu den Eigenschaften Gottes gleichkommt.“ „Die Eigenschaften Gottes sind der Ruheort, das Vaterland, der Herd.“ ²⁾

Möchte man auch den einen oder andern Ausdruck dieses Ausspruches gern etwas gemildert wissen, der Kern desselben aber bleibt durchaus richtig.

Gott lieben, ist das erste und größte Gebot. „Besser kleine Taten aus großer Liebe vollbracht, als große aus kleiner Liebe“ (Franz v. Sales). „Etwas Großes ist es um die Liebe . . . Nichts ist süßer als die Liebe, nichts stärker, nichts höher, nichts weiter . . . Der Liebende fliegt, läuft . . . er gibt alles für alles und besitzt alles in allem . . . Die Liebe fühlt keine Last, erachtet die Mühe für nichts, verlangt mehr zu tun, als sie vermag . . . Sie ist fähig zu allem, wo der Nichtliebende versagt und am Boden liegt.“ ³⁾

Wie ungleich eifriger, höher und wirkungsvoller wäre alles religiöse Leben, würde die Liebe mehr gepflegt und die Wahrheit, daß die Seele „über alle Güter und Gaben in Gott zu ruhen hat“, ⁴⁾ erkannt!

* * *

Manche pflegen die Gottesliebe, aber zu einseitig: nur in Taten. Bei der Frage: wie kann ich die Liebe zu Gott zeigen? sinnen sie

¹⁾ Alles für Jesus, S. 298.

²⁾ Schöpfer und Geschöpf, S. 125, 422.

³⁾ Nachfolge Christi, III, K. 5.

⁴⁾ Nachfolge Christi, III, K. 21.

sobald auf Werke, die sie für Gott verrichten, auf Opfer und Abtötungen, die sie ihm zuliebe bringen wollen.

Alles recht, denn Taten sind die Frucht und der Prüfstein der Liebe! Aber die so Gesinnten begehen doch den einen Fehler, daß sie nur immer für Gott wirken, aber nie liebend in ihm ruhen wollen.

Letztes ist jedoch auch nötig. Wäre ein Vater es zufrieden, wenn seine Kinder Tag und Nacht für ihn schaffen würden, aber sich niemals zu einem liebenden, vertraulichen Gespräche bei ihm einfinden? Oder — es sei mir der profane Vergleich gestattet — würde das einem Bräutigam am meisten gefallen, wenn seine Braut sich immer mit dem Gedanken abquälte: Wie kann ich meinem Bräutigam Geschenke bereiten und ihm zuliebe mir Opfer auferlegen? Wünscht er nicht vielmehr die Gegenwart und beschäftigungslose Unterhaltung mit der Braut?

Bekundet nun Christus in der Maria-Martha-Begebenheit nicht die gleiche Gesinnung? Sagt er nicht: „Wer mich liebt, wird mein Wort halten; mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen“ (Jo 14, 23)? Wozu aber nimmt Gott in der Seele Wohnung, und wozu offenbart er sich der Seele (Jo 14, 21), wenn nicht zu dem Zweck, der Seele die Gunst vertrauten Umgangs mit ihm zu gewähren? Sagt der Heiland nicht das gleiche mit den Worten: „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an. Wenn jemand meine Stimme hört und (mir) die Tür öffnet, zu dem gehe ich hinein und halte mit ihm Mahl und er mit mir“ (Off 3, 20).

Diesen Umgang mit Gott zu erzeugen, ist im Grunde ja das Gnadenleben gegeben.¹⁾

So notwendig also die in die äußere Tat übergehende, die effektive Liebe ist, so notwendig ist auch die in inneren Anmutungen gepflegte, die affektive; denn diese ist die Wurzel der ersteren, das Herdfeuer, an dem sie sich nährt.

Man erachte es darum nicht als Zeitverlust, das Arbeitsleben auch einmal von Zeit zu Zeit zu unterbrechen und sich mit Gott selbst zu befassen!

Auch gebe man auf die Betrachtungen acht! Wie viele von ihnen verlaufen nur in verstandesmäßigen Erwägungen über Tugenden und Untugenden ohne jeden oder doch ohne jeden regeren Aufschwung zu Gott und näheren Verkehr mit ihm! Dem rein verstandesmäßigen Nachdenken wird fast die ganze Zeit gewidmet, das „Kolloquium“ an das Ende verwiesen, wo es dann leicht wegen Störung und notwendigen Abbruches der Übung ganz unterbleibt. Das aber ist dann kein Gebet, sondern Studium, dieses Mal nur auf Religiöses übertragen.

¹⁾ Vgl. die sehr empfehlenswerten Bücher: Franz Rümmer, Wahres Leben, Paderborn 1924; M. Plus S. J., Gommenginger, Gott in uns, Kanisiusdruckerei, Freiburg in der Schweiz.

Die Hauptsache, das, was das Gebet ausmacht, ist doch die Erhebung des Herzens zu Gott, die Erwedung der Affekte, nicht die trockene Erwägung und das Fassen von Vorsätzen. Erstere sollen nur Vorbereitung, Stoff, das Feuer der Affekte zu entflammen, letztere nur Frucht sein. Aber wie oft wird die Hauptsache fast ganz übergegangen; wie wenig Wert auf volle Entfaltung der auf Gott bezüglichen Anmutungen gelegt: der Bewunderung, Anbetung, des Lobes und Preises Gottes, des Wohlgefallens und der Freude an ihm und seinen Eigenschaften, des Wohlwollens, der Dankbarkeit gegen ihn, des Vertrauens auf ihn, der Wünsche für ihn, der Vertrautheit mit ihm, der Liebe zu ihm und der völligen Hingabe an ihn!

Und unser Heiland Jesus Christus? Wird er in manchen Betrachtungsbüchern nicht nur einseitig als Tugendbeispiel vor Augen geführt? Nicht viel zu wenig als Gegenstand der Anbetung, Bewunderung, der Begeisterung und Liebe?

Und die Exerzitienvorträge? Bieten nicht auch sie oft nur Erwägungen und Tugendlehren dar, und regen sie darum oft nicht nur zum Nachdenken an? Und doch sollten sie nur „Punkte“ sein, die zunächst zum Gebet entflammen, aus dem das Uebrige dann hervorgeht!

Was nützt alles Vorreden von Tugenden, wird nicht die innere Glut erzeugt, sie zu üben? Und dann — bleibt, ohne die rege Verbindung mit Gott zu pflegen, alles Tugendstreben nicht reine Ethik, da doch Religiosität, Gottinnigkeit zu erzeugen, Sache des geistlichen Lebens ist?

Wer sich zum vertrauten Verkehr mit Gott aufgeschwungen hat, ihm mit ganzer Seele anhängt, in der Freundschaft mit ihm ruht, der wird auch Kraft zu Taten für Gott finden; wo erstere fehlt, wird das Wirken schlaff oder durch rein naturhafte Triebfedern seines höheren Gehaltes beraubt.

* * *

Als ich in einem früheren Artikel schon einmal auf die gute Ausnützung der Anmutungen und Gefühle für das geistliche Leben hinwies, wurde mir von geistlicher Seite entgegengehalten, das sei protestantisch und diene zu nichts, in der Religion müßten die Gefühle schweigen. — Protestantisch war meine Ausführung gewiß nicht. Denn die hier angerufene Art des Protestantismus (Schleiermacher) schaltet das Dogma als Wesenselement der Religion aus und baut diese ganz auf dem Gefühl aus. Solche Ansicht habe ich in meinen Schriften: „Friedrich Wilhelm Paulsen und seine religiösen Anschauungen“ und „Das moderne Denken“ (Kapitel Gefühlsglaube oder Verstandesglaube) eingehend widerlegt.

Ich baue mit der katholischen Kirche die Religion auf dem Dogma auf. Was ich betone ist nur, daß man die Dogmensätze nicht nur mit kaltem Verstande auffasse und die Askese nicht nur in stoisch-

gefühllose Willensdisziplin aufgehen lasse, sondern in ihr auch die Gefühlskräfte pflege und sie zum Tugendwert heranziehe. Weist man mich dann auf gewisse frömmelnde Seelen hin, die ihre ganze Frömmigkeit vom Gefühl abhängig machen, so antworte ich darauf, wie es auch aus dem betreffenden Artikel hervorgeht, daß ich nicht einem abus^{us} der Gefühle das Wort rede, sondern dem rechten Gebrauch.

Gott hat den Menschen nicht als reinen Geist, nur mit Verstand und Willen, sondern als Menschen, auch mit Gefühl ausgestattet, in die Welt gesetzt. Darum soll er auch die Gefühle in der Religion benützen und pflegen. Sagt doch auch ein so ernster Asket, wie Max Huber S. J.: „Was für eine Stelle die Gefühle im christlichen Tugendleben einnehmen, besagen schon die Worte der Heiligen Schrift: ‚Mit allem Fleiße bewahre dein Herz, denn aus ihm geht das Leben hervor‘ . . . Mit anderen Worten: das äußere Leben des Menschen hängt vom innern, und zwar zunächst vom Willen und den Gefühlen ab. Diese sind für sein Tun und Lassen viel entscheidender als die Vernunft, als das Denken.“¹⁾ Der als Geistesmann sich des größten Ansehens der Jahrhunderte erfreuende Alvarez de Paz aber schreibt: „Diese Herzenserquickung und diese geistliche Freude wünsche dir innigst, Mann Gottes, und bitte demütig darum. Nicht ihrer selbst wegen, sondern wegen des Fortschrittes in jeglicher Tugend, zu dem sie verhilft . . . Somit irren jene, welche die geistliche Süßigkeit nicht hoch achten und im Gebet nicht nach ihr dürsten und nicht betrübt sind, wenn sie von ihnen weicht. Damit verraten sie, daß sie deren vielfachen Nutzen niemals an sich erfahren haben.“²⁾ Wie der heilige Franz von Sales schließlich über unseren Gegenstand denkt, besagt sein Ausspruch: „Wenn die Caritas die Pflanze ist, so ist die fühlbare Andacht die Blüte . . . wenn ein Balsam, so der Wohlgeruch, welcher die Menschen erquickt und die Engel erfreut.“³⁾

* * *

Wie wäre nun diese Gottinnigkeit zu gewinnen?

Das erste Mittel ist die Sammlung in Gott. Vom göttlichen Heiland heißt es: „Mit dem ersten Morgengrauen erhob er sich und ging an einen einsamen Ort und betete daselbst“ (Mt 1, 35). Steht gleich beim Erwachen der Gottesgedanke wie die goldene Morgensonne vor unserm Geist, pflegen wir ihn während des Ankleidens, lassen wir ihn in stiller Betrachtung auf uns wirken, begleitet er uns zum heiligen Opfer, so ist der erste Teil des Tages bereits für Gott gewonnen.

¹⁾ Die Nachahmung der Heiligen. Freiburg i. Br., II. Bd., S. 13/14.

²⁾ De vita spirituali, V. 1. 2. p. 3. c. 2.

³⁾ Philothea, I. Teil, 2. Kap.

Not tut es dann, die gewonnene Sammlung in Gott zu bewahren. Gefahr droht da, läßt man bei der Rückkehr vom Gotteshaus seinen Gedanken frei die Zügel schießen, stürzt man sich sofort auf zerstreunde Lektüre oder in die Tagesgeschäfte hinein. Wie leicht ist da die mühsam gewonnene innere Verbindung mit Gott unterbrochen! Man beginne doch nie die eigentliche Tagesarbeit, ohne sich erst wieder in Gott zu sammeln und sie Gott zu empfehlen!

Auch ist es notwendig, diese Erhebungen zu Gott des Tages über öfter zu erneuern. Aber bei wie vielen kann man wohl von der Scheidung des Tages in zwei Teile, einen frommen am Morgen und einen profanen in den übrigen Stunden reden, da an Gott nicht mehr gedacht wird! Gewiß bringt die Arbeit zu viel Ablenkung, aber niemand war beschäftigter als Christus, und doch, wie wußte er in all seine Handlungen die Beziehungen zu seinem Vater und die Erhebungen zu ihm einzuflechten! Zum Vater erhebt er den Blick vor seinen Handlungen, ihm dankt er für jede Gabe, ihn preist er bei seinen Erfolgen, zu ihm fleht er für die ihm Anvertrauten, mit ihm bespricht er seine Amtsgeschäfte, in ihm lebt und atmet er. Und ist das Tagewerk vollendet, gibt er allen andern Gedanken den Abschied: „Sofort hieß er seine Jünger das Boot besteigen . . . Er wollte unterdessen das Volk entlassen. Als er es entlassen hatte, stieg er auf einen Berg, um zu beten“ (Mt 6, 45 ff.).

Wieder wendet er wie am Morgen all seine Gedanken auf den Vater!

Weiter ist es dann notwendig im Gebet, besonders in der Betrachtung, besondere Aufmerksamkeit der Erweckung der Affekte zuzuwenden, der Anbetung, Bewunderung, des Lobes und Preises Gottes, der Freude an ihm, des Wohlwollens gegen ihn, der Liebe zu ihm und der seligen Ruhe in ihm.

Auf diese Weise haben die großen Väter aller Zeiten ihre Gottinnigkeit erreicht. Möge sie auch uns behilflich sein, das „Gott alles in allem“ zu erzielen!

Kirche und Rechtsfriede.

Von Dr. jur. Oskar Meister, Graz.

Es sind eben zehn Jahre, daß mitten im Weltkriege die „Vereinigung von Freunden des deutschen Güteverfahrens“ gegründet wurde. Da ihr auch hervorragende Geistliche angehören und da der Rechtsfriede gewiß auch religiöse Bedeutung hat, erbitten folgende Zeilen die Aufmerksamkeit der Leser.

I.

P. Konstantin Hohenlohe O. S. B. zeigt in seinem schönen Buche „Beiträge zum Einflusse des kanonischen Rechtes auf Straf-

recht und Prozeßrecht" (Verlag „Tyrolia" 1918), daß sich frühzeitig in der Kirche und neben der kirchlichen Gerichtsbarkeit ein Schieds- und Friedensverfahren herausbildete. Noch unter den römischen Kaisern beginnt diese Tätigkeit, die auf einer Ermahnung des heiligen Paulus an die ersten Christen beruht (1. Kor 6, 1—7). „Der Apostel fand es nämlich unwürdig, daß Christen streitend vor dem heidnischen Richter erschienen. Die Rechtshilfe war vielfach von heidnisch-rituellen Handlungen abhängig und das Vertrauen in die Gerechtigkeit heidnischer Rechtsprechung bei den Christen vielfach tief erschüttert. Die feinen Distinktionen des römischen Rechtes dienten oft nur dazu, das Recht politischen oder sozialen Bedürfnissen dienstbar zu machen. Als Kaiser Konstantin den Katholiken Religionsfreiheit gab, verlieh er den kirchlichen Schiedssprüchen auch die Exekution durch die weltliche Gewalt. Die schiedsrichterliche Tätigkeit der Bischöfe (*audientiae episcopales*), die mit der eigentlichen kirchlichen Gerichtsbarkeit (über geistliche Dinge und die mit ihnen notwendig verbundenen zeitlichen Interessen — *res spiritualibus adnexae* —) nichts zu tun hatte, wurde so umfangreich, daß sie vollberechtigt neben die staatliche Zivilgerichtsbarkeit trat. Zu ihrer Inanspruchnahme war später nicht mehr ein Uebereinkommen der Streitteile nötig, sondern es wurde die Zuständigkeit als gegeben angesehen, wenn auch nur ein Streitteil dort klagte. In der Verleihung dieser Macht drückte sich der Wunsch aus, besonders Armen zu helfen, daneben auch die Achtung vor der hohen Autorität der Religion. Die bischöfliche Schiedsgerichtsbarkeit war schließlich so groß geworden, daß der Diakon im Auftrage des Bischofs die Erledigung kleinerer Streitsachen übernehmen mußte und regelmäßig Gerichtstage stattfanden. Dadurch wurden Bischöfe und Geistliche oft, wie Augustinus und Ambrosius klagen, ihrem eigentlichen Berufe entzogen und die *audientiae episcopales* nahmen durch staatliche Verfügung um die Wende des 4. bis 5. Jahrhunderts ein Ende.¹⁾ Gleichwohl blieb den Bischöfen ein freies Schiedsamt im ursprünglichen Sinne, das eben dann angerufen wurde, wenn sich die Streitteile darauf einigten." — So weit Prof. Hohenlohe.

In deutschen Landen hat, wie Hommerich in dem Buche „Deutschtum und Schiedsgerichtsbarkeit" (Sammlung „Das Völkerrecht", Verlag Herder, 1918) ausführt, die kirchliche Schiedsgerichtsbarkeit keinen solchen Einfluß erreicht. Doch wurde im Merovingerreich seit 614 bei Streitigkeiten zwischen Klerikern und Laien das Güteverfahren der Bischöfe anerkannt, das statthaben mußte, ehe der weltliche Richter einschreiten konnte. Im engeren Organismus der Kirche blieb Schiedsgedanke und Schiedspflicht jedoch auch hier durchaus lebendig. Darüber hinaus lud der Bischof mitunter streitende Parteien zur öffentlichen Verhandlung und trachtete, Fehden durch

¹⁾ In der Türkei sollen sich die *audientiae episcopales* bis in die neueste Zeit erhalten haben, wie es scheint in der Form, daß überhaupt die Richter der Konfessionen schiedsrichterliche Tätigkeit ausüben.

Ausgleich zu schlichten. Auch in politischen Fragen, sogar bei Stritten unter Königen, wurden fränkische Bischöfe als Schiedsrichter gerufen, weil sie erhaben waren über die Begierden des Lebens und selbst dem Herrscher gegenüber eine gewisse Unabhängigkeit besaßen. Die Kirche hat aber nicht nur rein geistliche Schiedsgerichte gekannt, sondern nach Tunlichkeit ihren Einfluß auf den König benützt, um dem Schiedsgedanken freie und weite Bahn zu eröffnen, und fand in dem friedlichen Sinn mancher Herrscher wie Heinrichs III. Entgegenkommen. Kirchlicher Einfluß fördert also auch die staatlichen Schiedsgerichte für private und politische (Regalien) Sachen und gibt den Gilden und Genossenschaften schiedsgerichtlichen Einschlag (Gildesfrieden). Die *treuga dei*, der ewige Landfriede und als letzter Abganz die heilige Allianz gehen gleichfalls teilweise auf die Kirche zurück. Einzelheiten bringt Hommerichs warm geschriebenes Buch. Hier genügt die Feststellung, daß besonders das deutsche Volk seit germanischer Zeit den Schiedsgedanken, das Volksrichtertum und die freie Richterwahl schätzte und vielleicht diese Vorliebe als Gegengewicht gegen den Hang zur Uneinigkeit empfangen hatte.

Wir wollen noch der freiwilligen Gerichtsbarkeit der Kirche gedenken, die gleichfalls hoch entwickelt war. Namentlich zählt hieher neben dem Notariat die Armenpflege (wohl auch die Schlichtung der Armenstreitigkeiten) und die Aufsicht über die Durchführung der letzten Willen.

Am Schlusse sei noch erwähnt, daß die friedliche Rechtsverwirklichung dem heiligen Thomas von Aquin entspricht, der durch die Gerechtigkeit dem Frieden dienen will. Tischleder, dem wir das herrliche, eben erschienene Buch „Die Staatslehre Leos XIII.“ danken (Volksvereinsverlag München-Gladbach), führt diesfalls die Worte des Aquinaten an: „Die Funktionen der Gerechtigkeit zielen auf die Wahrung des Friedens unter den Menschen, daß ein jeder das Seine ruhig besitze“ und fügt hinzu: „Friede ist nicht nur die Rechtssicherheit, wie Thomas ausführt, sondern die *ordinata concordia* und diese ist geradezu die *Vis omnium unitiva et consensus operativa*.“

II.

Ein Vergleich von Mittelalter und Gegenwart zeigt uns einen Einflußverlust des kirchlichen Gerichtes und Schiedsamtes. Zum Teil mag zutreffen, was Hohenlohe sagt: „Die Kirche hat es heute nicht nötig, gerichtlich in Strafsachen gegen Laien vorzugehen, weil die staatliche Gesetzgebung heute bewußt oder unbewußt von den Grundsätzen des Christentums geleitet wird.“ Freilich gibt es auch ein Zivilrecht, von dem der Verfasser nicht spricht; übrigens drängt sich für die gesamte staatliche Rechtsprechung dem Beschauer ein banges „*Quo usque tandem?*“ auf, wenn er sieht, wie sie bewußt oder unbewußt die Grundsätze des Christentums abwirft. Selbst dort, wo noch bewährtes Altes in Kraft steht, gewahren wir unerfreuliche

Zeichen in Fülle. Die Autorität ist gesunken; einem Rechte, das nicht mehr von Gott stammt, sondern das sich die Völker selbst geben, bringt kein Volksgenosse besondere Achtung entgegen; diese Geringschätzung wird auf die Diener und Hüter des Rechtes übertragen.

Scheinbar im Gegensatz dazu steht die Tatsache, daß kaum eine Zeit so prozeßwütig war wie unsere. Der Richter ist überlastet, er läßt Eingaben monatelang liegen, peitscht die Verhandlungen durch und führt sie ohne Würde und Gründlichkeit. All dies untergräbt sein Ansehen noch tiefer. Der Versuch, durch erhöhte Gerichtsgebühren eine Besserung zu schaffen, ist nicht geglückt. Denn viele Prozeßwütige erlangen das Armenrecht. So konnte kürzlich bei einer Anwaltsstagung bereits von einer Rechtsverweigerung des Staates gesprochen werden, weil viele Leute nicht mehr Gerichtsgebühren zu zahlen vermögen und dadurch einfach um die Durchsetzung ihrer Ansprüche gebracht werden. Infolge der Ueberlastung der Gerichte mit Bagatellsachen, mit Dingen, die gar nicht vor das Gericht gehören, müssen wichtige Angelegenheiten oberflächlich erledigt werden. Aber auch die Gebühren für das außerstreitige Verfahren (Beglaubigungen u. s. w.) sind ungeheuer hoch.

Man glaubt bei den Verhandlungen oft, sich eher in einer Börse als im Tempel der ernststen Themis zu befinden. Der Verlauf der meisten Ehrenbeleidigungsklagen ist heute ganz einheitlich. Advokaten werden mobilisiert, alle möglichen Zeugen vor Gericht gezerrt, die Sache wird weit und breit bekannt gemacht, und wenn genug Kosten erwachsen sind, eine Erbitterung geschaffen wurde, die vielleicht Menschenalter andauert, wenn der Bauer während der Erntezeit tagelang bei Gericht gesessen ist und der Handwerker kostbare Arbeitsstunden versäumt hat, dann kommt auf Zureden des vernünftigen Richters ein Vergleich zustande. Gibt's denn niemanden, der die Deutschen zum Vergleiche bringt, bevor die geschilderten Kosten und Verdrißlichkeiten erwachsen? Wie sieht eine Rechtsprechung aus, wenn der Richter an einem Vormittage vielleicht fünf Zivilprozesse zu erledigen hat, jezt mit den Parteien wegen eines beschmutzten Oberbettes verhandelt und in der nächsten Stunde bei einer todernsten Ehescheidung rechtsprechen soll?

Das Beispiel stammt aus dem Leben!

Man hat erkannt, daß es eine wichtigere Aufgabe des Juristen ist, Prozesse zu verhüten, statt Prozesse zu führen, gleichwie man als ärztliche Tätigkeit der Hauptsache nach nicht Heilung, sondern Verhütung von Krankheiten betrachtet. Man will das Friedens- und Vergleichsverfahren, das im Mittelalter blühte, zu neuem Leben erwecken. Hierbei läßt man sich nicht nur von den erwähnten prozeßökonomischen Gedanken leiten, sondern erhofft auch eine Förderung der Veröhnlichkeit, einen Abbau des Hasses. Der katholische Abgeordnete und oldenburgische Gerichtsrat Burlage gab schon 1907 im katholischen Volksvereine München-Glabbad eine Schrift

„Friedensvereine“ heraus und berichtete, daß sich in seinem Sprengel die Bewohner zahlreicher Dörfer zu Friedensgemeinschaften zusammenschlossen, in deren Schoße Streitfälle mit Geschick und Glück entschieden wurden, ohne daß sie ans Gericht gelangten. Im Ausschusse dieser Vereine wirkt der katholische oder evangelische Geistliche mit, was für uns wichtig ist. Allein auch in anderer Hinsicht ist die Mitarbeit der Kirche vonnöten. Wer Leuten, die vor Gericht einander mit einem Löffel Wasser vergiften möchten („wenn Blicke töten könnten!“), plötzlich vom Friedens- und Güteverfahren erzählt, findet wenig Gehör und noch weniger Gefolgschaft. Die Menschen müssen schon früher, schon vor dem Rechtsstreite erfahren haben, daß der Prozeß das letzte und nicht das erste Rechtsmittel ist und daß es andere Möglichkeiten gibt, Zwistigkeiten aus der Welt zu schaffen, Möglichkeiten, die eines friedlichen, klugen Christen würdiger sind als der Prozeß. Warum findet man gerade unter der Kaufmannschaft, wo Meinungsverschiedenheiten und Anlässe dazu dick gesäet sind, weniger Prozesse und mehr scheidliche Austräge als bei anderen Berufen? Weil der sparsame Kaufmann den Geld- und Zeitaufwand scheut. Auch das Arbeitsrecht, das stark sozialistisch gefärbt ist, hat Schlichtungsämter vielfach über die bürgerlichen und Gewerbeberichte gesetzt. Potuerunt hi (kapitalistische Pfeffersäcke), potuerunt hae (rote Gewerkschaften), cur non nos christiani? Hat ein Mensch, der etwas auf sich hält, es nötig, wegen jeder Dummheit zu Gericht und zum Advokaten zu rennen und sich dort seine blütenweiße Ehre bestätigen zu lassen, kann er nicht manchen Streitfall zielbewußt im eigenen Wirkungskreise durch vernünftige Aussprache, durch billigen Vergleich abtun?

Hier bin ich bei den Gedanken angelangt, die diesen Aufsatz veranlaßt haben.

III.

Der kirchlichen Aufgabe, Frieden zu bringen und zu erhalten, dient das mittelalterliche Schiedsamt, das, wie wir sahen, sogar für den Staat maßgebend war. Im Völkerrecht wird diese Sendung heute noch selbst von akatholischen Herrschern anerkannt. Ich erinnere an den deutsch-spanischen Streit wegen der Carolinainseln 1885, den Papst Leo XIII. auf Antrag Deutschlands und zugunsten Deutschlands entschied. Auch im Weltkrieg hat sich die Kirche wiederholt als Schiedsrichterin angeboten und Friedensvorschläge auf der Grundlage „Kein Sieger, kein Besiegter“ gemacht. Der Welt wären ungezählte Leiden erspart geblieben, hätte nicht blindwütige Verblendung den Vergleichsvorschlag abgelehnt.

Allein die Kirche bemüht sich heute noch außerdem um eine scheidliche Regelung bürgerlicher Unstimmigkeiten. Ich erinnerte schon an Burlages Friedensvereine, in denen der Pfarrer mitstimmt. Einige geistlich geleitete Laiengemeinschaften wie das Ständehaus in Mayen (Rheinland) schließen in ihren Satzungen den Rechtszug

an weltliche (Prozeß-) Gerichte aus und entscheiden Streitigkeiten der Mitglieder im genossenschaftlichen Schiedsgericht. Viele Bauverbände des großen „Verbandes katholischer Kaufleute“ in Deutschland haben lobenswerterweise eigene Schiedsstellen errichtet und diese Anstalten jenen Brudervereinen zur Nachahmung empfohlen, die ihrer noch entbehren.

In Deutschland haben vor zehn Jahren namhafte Juristen, Erzieher und Geistliche einen Rechtsfriedensbund ins Leben gerufen. Sie wollen möglichst wenige Streitigkeiten durch verbitternden, kostspieligen Prozeßkampf erlebigt wissen, dafür den alten christlichen, bodenständigen Schiedsgedanken ins Volk bringen. Der Prozeß käme danach nur dort in Betracht, wo erhebliche Rechtsfragen zu lösen sind und „wo es sich um Grundlagen des bürgerlichen Daseins in äußeren Dingen handelt, die rechtlich zufriedenstellend regelbar sind, wo die Selbstbehauptung der Persönlichkeit in Frage gestellt, in böser Absicht das Dasein angetastet wird und der Staat wirklich helfen kann“ (Deinhardt, Deutscher Rechtsfriede). Andere Zwistigkeiten wären durch Schiedsleute oder Schiedsämter, die entweder den Prozeßgerichten angeschlossen, „vorgelagert“ sind oder selbständig vom Staat, von Gemeinden oder Berufsgemeinschaften (Gewerergenossenschaften, Handelskammern u. s. w.) errichtet werden, zu schlichten.

Zu den begeistertsten Schildträgern dieser Sache, die auch in Oesterreich Freunde zählt, gehört der Bonner Rechtsanwalt Felix Josef Klein, der den verstorbenen Kardinal Hartmann in Köln und andere Mitglieder des hohen und niederen Klerus für die Verbreitung des Rechtsfriedens gewonnen hat.

Natürlich muß die Erziehung unsere großen und kleinen Mitbürger schon vorher über die Schädlichkeit des Streitens unterrichten, Selbstachtung und Mäßigung in ihnen wecken. Gehört dies in das Fach der Religion, Naturgeschichte, allgemeinen Geschichte und des Deutschunterrichtes, so zeige die Staatsbürgerkunde insbesondere, von welchen Zufällen der Ausgang eines Prozesses abhängt (Beweiserbringung, Fristversäumnis u. s. w.) und wie manchmal selbst eine gerechte Sache zu ungunsten des Klägers entschieden wird oder ihm Kosten und Unzuträglichkeiten bringt, die den Wert des Streitgegenstandes überschreiten. Gerade weil ich den Anwaltstand hochschätze, empört es mich, wenn weniger gewissenhafte Vertreter dieses Berufes erst die Leute, die sich an sie um Hilfe wenden, in den Prozeß hegen, im Gerichtssaale scheinbar wie Kampfshähne gegen einander losgehen und dann während einer Verhandlungspause auf dem Gange bei einer Zigarette einträchtig den Ausgleich vereinbaren. Die Klienten haben brav gezahlt, an der Weiterführung des Prozesses liegt dem Advokaten nichts mehr. Ich erinnere mich bei solchen Anlässen an den Ausspruch des großen Sachwalters Cicero, er wundere sich, daß ein Haruspex nicht lache, wenn er den anderen sehe, und

bedauere die Leute, die diesen Prozeßausgang billiger gehabt hätten, wenn sie von jemandem vor der Streiteinlassung treu beraten worden wären.

Gelingt die Erziehung zur Friedegefönnung nur einigermaßen, dann haben die Kriegshetzer ausgespielt. Jedenfalls ist es leichter, die Menschen in einer Weise zum Frieden zu erziehen, die sich auf dem täglichen Leben aufbaut und für das tägliche Leben Vorteile bringt, als wenn man einen Völkerrfrieden predigt, während die Hörer wissen, daß der Nachbar rechts und der Nachbar links neue Kanonen gießt.

Wie erwähnt, ist für das Friedeverfahren und für die Erziehung zur Friedegefönnung die Mitarbeit des Geistlichen unerläßlich. Wir legen uns zwei Fragen vor: 1. Wie kann die Kirche im allgemeinen für das Friedeverfahren wirken? 2. Können auch die geistlichen Gerichte und Behörden diesem Zwecke dienstbar gemacht werden?

Zu 1. Hier kommt in Betracht Schulunterricht in geistlichen und weltlichen Fächern (Katechesen). Namentlich kann in der Vereinstätigkeit dahin gewirkt werden, daß nicht wegen jeder Kleinigkeit Beleidigungen entstehen, vielmehr das ganze Gemeinschaftsleben auf gegenseitiger Achtung aufgebaut ist. Streitigkeiten, die schließlich unter Menschen nie ganz vermieden werden, sollen möglichst im Schoße des Vereines ausgetragen werden. Der Vorstand kann selbst das Schiedsgericht bilden oder ein solches bestellen. Die Wahl von Schlichtern kann schließlich den Streitteilen überlassen bleiben. Ein Konsulent oder Vereinsvorstand, der das Vertrauen der Mitglieder genießt, wird die meisten Streitigkeiten in Güte erledigen, ohne daß ein großer Untersuchungsausschuß einberufen wird.

Gleichem Zwecke dient selbstverständlich Kanzel und Beichtstuhl. Jeder Beichtvater ist Schiedsrichter, Schiedsrichter zwischen Gott und den Menschen, Schiedsrichter unter den Menschen selbst. Er verhängt keine Kerkerstrafen, er führt kein ordentliches Verfahren ab, er wirkt nur auf das Gewissen, mahnt hier, gutwillig Ersatz zu leisten, warnt dort, auf ungerechten Ansprüchen zu bestehen, weist vielleicht gar auf die Verdienstlichkeit hin, etwas von seinem Rechte abzulassen, wenn dies dem Gläubiger nicht schadet, dem Schuldner aber zum Heile gereicht. Wenn die Freunde des Rechtsfriedens klagen, daß der Richter nach dem strengen Buchstaben des Gesetzes entscheiden muß und selten Würdigkeit, Vermögen und andere Lebensverhältnisse berücksichtigen darf, wenn sie gerade deshalb das Schiedsverfahren als ein Billigkeitsverfahren einführen wollen, verwirklicht die Beicht diesen Gedanken in unübertrefflicher Weise. Möchte das heilige Sakrament recht zur Förderung der Versöhnlichkeit und Friedfertigkeit angewendet werden! Man kann in der Beicht die Menschen nicht fragen, wie sie zum Pazifismus stehen, und sie auf diesen verpflichten, wohl aber kann man ihnen ans Herz legen, Streitigkeiten zu meiden und, wo solche dennoch ausbrechen,

ohne Haß und Rachgier die Schlichtung zu versuchen, in die Schlichtung einzuwilligen.

Familienbesuche, Besessgänge, Vorträge geben weiteren Anlaß, für den Friededgedanken zu wirken. Politische Tätigkeit stehe allzeit im Zeichen des Burgfriedens und strebe solchen mit den „Gegnern“ an. Mancher Pfarrer ist dank seiner Begabung der anerkannte Schiedsrichter der Gemeinde, auch wenn er kein Bestallungsdekret in der Tasche und von einem Rechtsfrieden nie etwas gehört hat. Besonders Ersprießliches läßt sich leisten, wo die Vereine eine Arbeitsgemeinschaft bilden, wo Karitasausschüsse bestehen. Arbeitsgemeinschaften ergeben manchmal für hitzige Gemüter Reibungsflächen. Es ist gut, bei ihrer Gründung zu betonen, daß sie dem Friededgedanken dienen und Streitigkeiten schiedlich austragen wollen. Es empfiehlt sich weiter, den Arbeitsausschuß auch bei Meinungsverschiedenheiten einzelner Vereinsmitglieder in Tätigkeit treten zu lassen, wenn dies von den Parteien gewünscht wird. Vielleicht bringt eine neutrale Stelle, die nicht den Ehrgeiz hat, ihre Nase in alles zu stecken, leichter eine Versöhnung zustande als ein Vereinsausschuß, der zugunsten des einen Teiles befangen oder selbst an der Sache interessiert ist. Daß die Rechtshilfestellen, die von katholischen und anderen Wohlfahrtsvereinen gegründet wurden, als Schlichtungsämter wirken sollen und nicht etwa die Aufgabe haben, jedem, der zornbebend bei ihnen vorpricht, einen Advokaten gratis und franko beizustellen, wird oft von den Ratsuchenden verkannt. Aufklärung wirkt hier ersprießlich und kann namentlich auch durch die Mitglieder der „Vinzenz-Konferenzen“ bei ihren Hausbesuchen ins Volk getragen werden.

Wichtig scheint es mir, die Studentenseelsorger zu gewinnen. Denn die Akademiker, die den Gedanken erfassen, werden seine besten Förderer.

Das Wort des heiligen Paulus, es sei unwürdig, wenn sich Christen vor den öffentlichen Gerichten befeuern, bleibt auch heute wahr, paßt auch für die Rechtsanstalten unserer „christlichen“ Staaten. Es wirkt immer traurig, wenn sich überzeugte, organisierte Christen wegen Ehrenbeleidigungen oder Vermögensschädigungen vor Gericht ziehen und womöglich durch jüdische Advokaten vertreten lassen. Mit Wonne nehmen nichtchristlich gesinnte Richter und Beamte von solchen Streitigkeiten Kenntnis und mit Behagen berichten gegnerische Blätter darüber.

Die Familie ist der Mittelpunkt der christlichen Gesellschaft, das heißt, der Gesellschaft überhaupt. Denn die Gesellschaft, die unserer Kulturstufe entspricht, ist entweder christlich oder sie ist überhaupt nicht. Wie oft werden leider Familien auseinandergeprengt durch Ehescheidungen, Erbschafts- und Ausgedingprozesse. Wer hier mit Takt und Klugheit den Frieden herbeiführt, dort die Zersplitterung eines Besitzes verhindert, den guten Ruf eines alten Hauses erhalten hilft, handelt zum Nutzen der Sippe wie der Gesellschaft. Wenn

wir die Leute dazu gewinnen, nur schwere Fälle dem Gerichte zu überantworten, dann werden diese mit schwerem Ernst behandelt, nicht als Gelegenheit, der Leidenschaft Zügel zu lassen, Unflathübel über den Gegner, der doch auch als Gegner unser Nächster, vielleicht gar unser Blutsverwandter ist, zu entleeren, und nicht als Anlaß, sich zum Helden einer Sensation emporzuschwingen. Dann entfällt jenes ekelhafte gegenseitige Zerfleischen, das schamlose Enthüllen geheimster Verborgenheiten, das Feinsüßlichen moderne Prozesse zur Dual macht, selbst wenn sie dabei unbeteiligt sind, den Rechtsgang zur Frage verzerrt und Zweifel weckt, ob wir uns noch Kulturvoll nennen dürfen.

Zu 2. Das Kirchenrecht ist dem Güteverfahren freundlich gesinnt. Dies geht daraus hervor, daß ihm der Cod. jur. can. mehr Raum widmet als es die staatlichen Gesetze tun und es als voll-, ja als erstrangiges Rechtsverfolgungsmittel ansieht, während die weltlichen Prozeßgesetze das Schwergewicht auf den Rechtsstreit verlegen und das Schiedsverfahren in einigen Paragraphen abtun, als wäre es ein Aischenbrödel und nicht ein Königskind, ein Stiefverwandter und nicht ein vollbürtiger Blutsgepöps des Prozeßverfahrens. Schon im can. 120, der in Erläuterung des privilegium fori Kleriker wie Laien anweist, Klagen gegen Kleriker zunächst beim geistlichen Gerichte einzubringen, kommt vom Standpunkte des staatlichen Gesetzes der Vergleichsgedanke zum Ausdruck. Dies wird um so augenfälliger, als diese Vorschrift nur gilt, wenn nicht die Landesgesetze etwas anderes bestimmen. Wer also nach dem Staatsrechte die Möglichkeit hat, das weltliche Gericht anzurufen und unter Verzicht auf diese Befugnis seine Sache vor das geistliche Gerichte bringt, gibt dadurch zu erkennen, daß er nicht die volle Wucht des Gesetzes wider den Gegner wirken lassen will. Da die kirchliche Entscheidungsstelle gemäß ihres Gesetzes auf das Zustandekommen eines Vergleiches besonderen Wert legt, sehen wir hier das erste Mal die Bedeutung des kirchlichen Gesetzbuches und der kirchlichen Gerichte für unsere Sache. Soweit es sich um Klagen von Klerikern handelt, kommt eine disziplinäre Verpflichtung zur Einbringung beim geistlichen Gerichte in Betracht, so daß hier im Unterschiede zu der Klage eines Laien keine Freiwilligkeit vorliegt; allein auch dieser Zwang beruht schließlich auf dem Gedanken, ein Kleriker dürfe gegen seinen Amtsbruder nicht die scharfen Mittel des staatlichen Prozeßrechtes verwenden. In diesem Sinne sagt Univ.-Prof. Dr. Haring in seinen ausgezeichneten „Grundzügen des katholischen Kirchenrechtes“ (Verlag Moser, Graz): „Entbehrt das privilegium fori (infolge gegenteiliger Gewohnheit) in vielen Ländern der unmittelbaren praktischen Bedeutung, so könnte doch die demselben zugrunde liegende Idee gefördert werden, wenn nicht nur die Kleriker angewiesen würden, ihre Streitigkeiten unter einander dem kirchlichen Gerichte zu unterbreiten, sondern auch die Gläubigen ermahnt

würden, Klagen gegen Geistliche zunächst beim kirchlichen Gerichte einzubringen.“ Des weiteren führt Prof. Haring zahlreiche Verordnungen an, die hiezu in den Bistümern Mainz, Rottenburg, Passau, Linz u. s. w. während der letzten Jahre ergangen sind.

Das kirchliche Gesetzbuch spricht vom Schiedsgerichte und Vergleich in mehreren Titeln und unterscheidet den Prozeß, der sich nach zwingenden, der Willkür der Parteien und des Richters entzogenen Regeln abwickelt, von der gütlichen Beilegung (*amicabilis compositio*). Wir finden im Titel „*de modis evitandi iudicium contentiosum*“ den can. 1925: § 1. *Cum valde optandum sit, ut lites inter fideles evitentur, iudex exhortationes adhibeat, ut cum aliqua contentiosa controversia quae privatum eorum bonum respiciat, ei proponitur iudicii forma dirimenda, per transactionem, si qua concordiae spes affulgeat, lis componatur.* § 2. *Huic officio iudex satisfacere poterit sive antequam partes in iudicium vocentur, sive cum primum iudicio steterint, sive denique quocumque tempore et efficacius et opportunius id tentari posse existimaverit . . .* Can. 1926 sagt, daß meist Vergleich (und, nach einem späteren Kanon auch Schiedsvertrag, Kompromiß) nach den Regeln des bürgerlichen Rechtes durchzuführen sei und nennt die Fälle, wo *transactio* (und *compromissum*) ausgeschlossen sind. Die Wirkung eines glücklichen Vergleiches heißt *compositio* oder *concordia*. Wenn die weltlichen Juristen klar erkennen, daß in gewissen schweren Fällen nur der Urteilspruch des Richters Recht schafft und wenn das Kirchenrecht genau aufzählt, wann ein Vergleich nicht das gerichtliche Urteil ersetzt, wenn wir anderseits wahrnehmen, daß im kirchlichen Rechte nach ausdrücklicher Vorschrift und im weltlichen wenigstens nach dem Wunsche volksfreundlicher, rechtserfahrener Männer die weniger bedeutsamen, einfacheren Sachen der Parteienvereinbarung überlassen bleiben sollen, dann sehen wir genau eine Art Arbeitsteilung zwischen Prozeß- und Vergleichsrecht. Mit Kanonen schießt man auf Festungen, mit Vogelflinten auf Späßen. Es ist Wahnsinn, wenn man heute oft Kruppische Geschütze gegen Sperlingsnester auffährt. Diese Arbeitsteilung ist allerdings nur im Kirchenrecht genau durchgeführt. Das weltliche deutsche und österreichische Prozeßrecht hat erst in den letzten Jahren unter dem Drucke der Not einige schüchterne Ansätze dazu gemacht.

Verschiedene Verfasser von Entwürfen für weltliche Vergleichsgesetze betonen, daß ein solches Gesetz nicht, wie dies heute üblich ist, bloß trockene Rechtsvorschriften bringen dürfe, sondern in der Einleitung ein gesinnungsbildendes *argumentum ad hominem*, eine kurze Erläuterung über den Zweck des Friedeverfahrens und damit eine Einladung zu eifriger Benützung desselben enthalten müsse. So beginnt Prof. Lehmann in Jena den Entwurf einer deutschen Güteordnung mit folgendem Satze: § 1. Das Güteverfahren bezweckt, Rechtsfrieden und Wirtschaftskraft im Volke zu stärken und den

Schäden der Prozeßnot vorzubeugen. Es will gütlich, schnell und billig namentlich Streitfachen erledigen, bei denen Rechtsfrage oder Streitgegenstand nicht im Verhältnis steht zum förmlichen Rechtskampfe oder die Entscheidung und Vollstreckung erheblich ungewiß oder für sittliche und wirtschaftliche Werte verderblich wäre.“ Lehmann stützt diesen Paragraphen auf folgende Stelle aus dem Buche von Rumpf „Das Ideal des vollstümlichen Rechtes“: „Ein gutes Gesetz der Zukunft muß beiden etwas geben, dem Juristen in einer immer sachlich gebiegenen und zugleich schönheitlich einwandfreien, möglichst allgemeinverständlichen Sprache die Anordnungen, die der Richter bei der möglichst gerechten und praktischen Ordnung des Rechtslebens beachten soll; dem unter dem Gesetz lebenden Bürger aber sollte es an geeigneter Stelle wenigstens ein paar allgemeinste Sätze nicht vorenthalten, die ihm in den wichtigsten Rechtsgebieten in einfachster Form den Geist verkünden, der in ihm herrscht. . . . Sie sollen Zeugnis ablegen von der Gesinnung, in der der Gesetzgeber die Herrschaft auszuüben gedenkt.“ (Das letztere wäre namentlich zu wünschen angesichts mancherlei Gesetze der Gegenwart, die nach dem Grundsatz verfaßt sind: „Wasch' mir den Pelz und mach' mich nicht naß!“)

Jedenfalls sahen wir, daß das Kirchenrecht die Forderung Lehmanns erfüllt. Ebenso ist hier die von weltlichen Juristen gestellte Frage, ob der Vergleich vor oder während des Prozesses zu versuchen sei, weitherzig beantwortet. Schließlich finden wir mit Freude, daß § 2, can. 1928 eine Frage löst, die gleichfalls den Freunden des weltlichen Güteverfahrens Kopfzerbrechen verursacht, nämlich die Aufteilung der Gerichtskosten, an der mancher fast geglückte Vergleich scheitert. Der erwähnte Kanon bestimmt aber, daß die Kosten der Transactio jede Partei zur Hälfte belasten, wenn nichts anderes vereinbart wurde. Ich bedaure immer wieder, daß die bürgerliche Jurisprudenz so wenig von den Schätzen ahnt, die im kirchlichen Gesetzbuche verborgen liegen.

Can. 1929 sagt über das Schiedsgericht: „Ad evitandas iudiciales contentiones partes possint quoque inire conventionem, qua controversia committatur iudicio unius vel plurium qui ad normam iuris quaestionem dirimant vel de bono et aequo negotium pertractent et transigant. Illi arbitri, isti arbitratores proprio nomine appellantur.“ Die arbitri (Schiedsrichter) entscheiden nach den Regeln des Rechtes die Sache durch förmlichen Schiedsspruch, die Schiedsmänner dagegen behandeln den Fall nach billigem Ermessen. Es ist also das Schiedsverfahren wie das sich vor dem Gerichte abspielende Vergleichsverfahren reich ausgebildet und befriedigt die mannigfachsten Bedürfnisse. Vom Amte eines Schiedsrichters sollen Laien in geistlichen Sachen ferngehalten werden. Wenn sich die Parteien weder auf einen gerichtlichen Vergleich noch auf einen Schiedsspruch einigen, hat das regelmäßige Verfahren statt-

zufinden. Damit wird klar gesagt, daß der Prozeß die ultima ratio einer Rechtsfindung darstellt, die Regel aber das Güteverfahren bildet. Eine vorbildliche Bestimmung, die wir im weltlichen Recht entbehren.

Gichmann sagt in seinem Lehrbuch des Kirchenrechtes (Verlag Schöningh, Paderborn): „Das Schiedsgericht ist kein kirchliches Gericht, weil in ihm von Richtern erkannt wird, welche nicht von der Kirche, sondern von den Parteien bestimmt sind und welche nicht kraft ihrer kirchlichen Amtsgewalt Recht sprechen, sondern weil die Parteien sich im voraus ihrem Richterspruche unterworfen haben. Natürlich kann auch ein kirchliches Gericht als Schiedsgericht tätig sein.“ Jedenfalls widerlegen die ausführlichen Bestimmungen des Roderer ausdrücklich die hinsichtlich des weltlichen Rechtes oft geäußerte Ansicht, daß nur der Prozeß, nicht aber der Vergleich juristische Arbeit leiste, eigentliches Recht schaffe.

Die Satzungen verschiedener katholischer Vereine bestimmen, daß die Mitglieder im Falle von Streitigkeiten unter einander oder mit dem Vereine selbst den Schiedsspruch des Bischofs anrufen werden. Dem Ausbau dieses Gedankens steht nichts im Wege. Ebenso ist es möglich, daß die Parteien in einer konkreten Streitigkeit beschließen, die geistliche Behörde um schiedliche Regelung anzugehen. Ich sehe einen Vorteil christlicher Schiedsgerichte und Vergleichsstellen darin, daß sie den einzelnen besonders an seine religiöse Bindung mahnen, etwa einen stürmischen Gläubiger erinnern, daß er als Christ verpflichtet sei, dem Zahlungswilligen, aber dermalen mittellosen Schuldner einen kleinen Aufschub zu gewähren. Wie wichtig ist es heute, wo die Menschen an sich unruhig und aufgeregter sind, wo die durch die Wohnungsnot hervorgerufene räumliche Enge Zwistigkeiten erzeugt, wo auch andere Umstände dem Zankteufel auf jedem Quadratfuß Boden neue Opfer zuführen, wo die Parteipolitik die Menschen auseinanderreißt, wo Luxus wie Elend die Herzen verhärten, nicht bloß erbauliche Reden über christlichen Versöhnungsgeist zu halten, sondern auch Anstalten zu schaffen, die solche Versöhnung ermöglichen und herbeiführen.

Die Kirche kann also den Friedensgedanken auf mancherlei Art fördern. Formlos, durch seelsorgerliche Aufklärung bei Besuchen, bei ausgebrochenen oder drohenden Zwistigkeiten u. s. w., dann in ihrer Vereins-, Unterrichts-, liturgischen, sakramentalen Tätigkeit, schließlich mit Benützung der im Cod. jur. can. vorgesehenen Gerichte und Behörden.

IV.

Von der außerstreitigen (freiwilligen) Gerichtsbarkeit handelt can. 201, § 3. In Betracht kommt Feststellung von Vertragsabschlüssen, Inventuren, Beglaubigung von Urkunden, Unterschriften und ähnliches. Auch hier kann die Kirche ihren Kindern eine gute Mutter sein. Oft sind zwei Leute über den Inhalt eines Vertrages einig,

bedürfen aber noch der Anwesenheit von Zeugen und der Beglaubigung von Unterschriften. Dabei leiht der Pfarrer oder ein sonst bekannter Geistlicher seinen Beistand. Es hat gewiß Berechtigung, wenn er dies tut. (Von Einschränkungen wollen wir später sprechen. Eine Grenze ist schon dadurch gesetzt, daß gewisse Geschäfte unbedingt eines Notariatsaktes oder einer gerichtlichen Beglaubigung bedürfen und eine private Bezeugung — und als solche stellt sich die durch ein kirchliches Organ vorgenommene in unserem Falle dar — nicht ausreicht.) Ich meine, daß auch hier die erwähnte Hilfeleistung im Rahmen der Caritas ihren Sinn hat, daß sie also geübt werden soll, wo der Geistliche sonst Arme unterstützt. Vielleicht könnten in den bestehenden Caritasausschüssen Mitglieder ausfindig gemacht werden, die sich gerade für diesen Arbeitszweig eignen und an solcher Tätigkeit Freude finden. Mancher, der die hohen Gerichtsgebühren nicht erschwingen kann, nicht die Zeit findet, lange zu warten oder aus dem Pfarrdorfe in die Gerichtsstadt zu fahren oder der aus persönlichen Gründen die Sache nicht hochoffiziell behandelt wissen will und zu einer geistlichen, bezw. christlichen Einrichtung mehr Vertrauen hat, wird gerne seinen Dank für die gewährte Hilfe durch eine kleine Spende für Kirchenaus schmückung oder Armenpflege ausdrücken. Und mancher, der sonst nur über die Religion schimpft, wird vielleicht anerkennen, daß sie auch in irdischen Nöten Beistand bietet. Der verstorbene Theologieprofessor Schmöger erwähnt in seinem Buche: „Was soll der Klerus von Wertpapieren u. s. w. wissen?“ von mir neu herausgegeben 1925 (Verlag Fromme, Wien), daß die Pfarrer oft die Unterschrift von Leuten zu bestätigen haben, die einen anderen zur Behebung von Spareinlagen ermächtigen. Ähnlich kann es bei Unterschriften auf Schuldscheinen u. s. w. sein.

Kein vernünftiger Mensch wird im Körper eines Kranken herum schneiden, wenn er nicht in der Heilkunde ausgebildet ist. Aber die Fertigkeit, kleine Wunden zu verbinden, einen Kräutertee zu kochen, gehört zur allgemeinen Bildung. Wenn bäuerliche Friedensvereine, deren Mitglieder „nur“ gesunden Menschenverstand, aber kein gelahrtes Wissen besitzen, als Schlichter erfolgreich wirken, darf sich Gleiches wohl der akademisch gebildete Priester zutrauen, der noch dazu in der Moral geschult ist. Er wird kraft seiner Intelligenz um so leichter die Grenzen festhalten, wo man mit Kräutertee nichts mehr ausrichtet und es auf eine Operation ankommen lassen muß.

Wir haben nun von den Beschränkungen zu reden, die der schiedlichen Tätigkeit des Geistlichen gesetzt sind. Ich nenne, abgesehen von den erwähnten, vor allem zwei. Die eine kannte schon der heilige Augustinus, als er klagte, durch die schiedsrichterliche Tätigkeit würden die Bischöfe zu sehr ihren anderen Aufgaben entzogen, die zweite besteht darin, daß ein Seelsorger zu viel in weltliche Händel gerissen wird. (Schon nach Kirchenrecht soll kein Kleriker ohne Not zu Gericht gehen.) Er muß hinterher vielleicht doch dort als Zeuge erscheinen

oder macht sich durch einen Schiedsspruch eine Partei oder am Ende gar beide zum Feinde. Ich glaube, wir sind uns darüber einig, daß die schiedliche Tätigkeit des Seelsorgers seit christlicher Urzeit zu den Aufgaben des Klerus gehört. Wir haben uns nur zu fragen, wie er diese Aufgabe unter den heutigen Verhältnissen am besten löst. Er wird also dort seine Dienste anbieten, wo es gilt: „Caritas Christi urget nos!“ wo Armen zu helfen ist, Arme zu schützen sind, und wird sein Friedensamt versehen, wenn er auch davon keinen Dank erwarten darf. Im übrigen ist es bereits ein großes Apostolat, wenn er in seinen Getreuen den Geist der Friedfertigkeit weckt und damit das Verständnis für den Schiedsgedanken, das Verständnis, daß man nicht dort am besten fährt, wo jeder Teil auf seinem Recht beharrt, sondern wo jeder Teil etwas von seinem Anspruch nachläßt. Ist hiefür der Boden bereitet, dann wird sich auch der nicht gekränkt fühlen, der beim Vergleich nicht alles erhielt, was er forderte. Weiters ist viel getan, wenn der Seelsorger in Vereins- und Karitasausschüssen dafür wirbt, daß Schlichtungsstellen errichtet werden, wenn er trachtet, für die Pfarrkaritas einen — vielleicht juristisch geschulten — Mann zu finden, der als Schiedsrichter und Rechtsberater wirkt. Auf diese Art wird der Rechtsfriede in der Pfarrgemeinde gefördert, selbst wenn sich der Seelsorger persönlich nicht als Friedensrichter betätigt.

Vielleicht fragt man, warum sich der Klerus mit dem Schiedsgedanken befassen, warum man gar den geistlichen Schiedsgerichten einen erweiterten Wirkungskreis verleihen soll, da es sich doch im Grunde um eine juristische Sache handelt, da bereits vor jedem Bezirksgerichte ein Vergleichsverfahren stattfindet.

Wir sagten schon, daß der Rechtsfriede eine Volksache und keine Juristensache sei, daß er nur dann gedeihen kann, wenn die Kenntnis seines Bestandes und die Ueberzeugung von seiner Notwendigkeit in die breiten Massen oder doch wenigstens in die Schar der noch Gutgesinnten bringt. Das bezirksgerichtliche Schiedsverfahren erfüllt aber keineswegs diesen Zweck. Die Beteiligten wissen meist nicht, worum es sich handelt, sie erscheinen nicht vor dem Vergleichsrichter in Vergleichsabsicht, sondern im Glauben, daß hier ein billigeres, rascheres Prozeßverfahren stattfindet; und so ist der Weisheit letzter Schluß gewöhnlich der, daß der Richter die Verhandlung abbricht und die Leute auf den Prozeßweg verweist. Es ist dann nur schade um die verlorene Zeit. Die Richter selbst sind überarbeitet, kennen die Parteien nicht, können sich selten die Mühe nehmen, den Leuten ins Gewissen zu reden, verwickelte Tatbestände aufzuhehlen, zum großen Teil fassen sie das Vergleichsverfahren rein paragrafenmäßig und als einen dem Prozesse untergeordneten Bestandteil der Gerichtsordnung auf. Außerdem wirkt die gerichtliche Atmosphäre auf viele Leute aufreizend, sie reden sich hier in eine Aufregung hinein, während sie an jeder anderen Stelle, in einem Vereinszimmer, in der Pfarrkanzlei mit sich in Güte verhandeln lassen.

Weil diese Auffassung auch an leitenden Stellen herrscht, wird das Vergleichsverfahren meist Rechtspraktikanten anvertraut, die noch nicht das Leben kennen und rein formalistisch vorgehen. Die in Deutschland erhobene Klage, daß vom „Richter und Schlichter“ des mittelalterlichen Richters nur mehr das Richten übrig blieb, gilt auch für Oesterreich. Wer die Leute schon vor dem Streit belehrt, daß das Vergleichsverfahren ein Friede- und Güteverfahren, aber kein verbilligtes Prozeßverfahren ist, stiftet Gutes. Wenn die Kirche diese Aufgabe in Angriff nimmt, so trägt sie das ihre bei, daß das Gericht, mit dem sie seit je eng verbunden ist, wieder eine wahrhafte Stätte der Gerechtigkeit wird, und steigert das Ansehen eines Amtes, dem dann wirklich Ansehen gebührt.

Wir erinnern uns, daß im Mittelalter Kirchen und andere geweihte Stellen gefreite Orte waren, wo der irdische Richter keinen Zutritt hatte und jeder Schutz genoß, der in die Mauern der „Freyung“, der Asylstätte gelangt war. Wir wissen, daß in jenen Zeiten wichtige Verträge und Urteile an geweihten Orten, oft in Gegenwart des ausgesetzten Allerheiligsten zustande kamen, weil man annahm, daß Ehrfurcht der Verhandlung besondere Würde verlieh, menschliche Leidenschaft und Begierde zurückdrängte und nur dem Rechte, der Billigkeit Raum gab. — Wir sind dem Symbolischen wenig hold. Allein, heute wie in alter Zeit bleibt die Religion berufen, dem Frieden, dem Rechte, dem Rechtsfrieden zu dienen. Die Kirche, die diesen Gedanken aufgreift, schafft sich selbst erhöhtes Ansehen, gibt auch der weltlichen Rechtspflege Ernst und Würde zurück und nützt den Volksgenossen, die eine rasche, zuverlässige Rechtspflege finden. Wenn sie dadurch wieder Vertrauen zum Staate bekommen, der Mittel schafft, Klagen und Beschwerden ohne Gewalt zu schlichten, dann darf die Kirche dies zum großen Teil als ihr Verdienst in Anspruch nehmen.

Die Spendung der heiligen Sakramente in der orientalischen Kirche.

Von P. Franz Dunkel O. M.

In der Siebenzahl der heiligen Sakramente stimmt die morgenländische Kirche mit der abendländischen überein; doch in der Spendung derselben unterscheiden sich nicht nur die orthodoxen, sondern auch die katholischen Orientalen sehr von der abendländischen Kirche. Der Ritus der morgenländischen Kirchen ist nämlich bei Schismatikern und unierten Katholiken gleich, abgesehen von einigen nebensächlichen Einzelheiten; die zahlreichen Zeremonien voll tiefer Bedeutung aber sind von dem abendländischen, dem sogenannten lateinischen Ritus, sehr verschieden.

Nirgends hat man wohl besser Gelegenheit, die verschiedenen orientalischen Riten beobachten zu können, als in Jerusalem, wo sich alle Riten gleichsam zusammendrängen. Nachstehende kurze Zusammenstellung der Ceremonien der orientalischen Riten bei Spendung der Sakramente gibt nur die heutige Praxis der orientalischen Kirche wieder; sie ist weiter nichts als eine getreue Wiedergabe dessen, was wir selbst gesehen und beobachtet haben und an der Hand der gegenwärtigen Ritualien, wie sie heute im Gebrauche sind, ergänzt haben, nach wiederholten, eingehenden Besprechungen mit den Pfarrern der verschiedenen Riten. Wir behandeln zunächst die Auspendung der drei ersten Sakramente, weil hier der Unterschied am meisten auffällt und weil diese drei Sakramente bei den Orientalen sehr oft zusammen, Taufe und Firmung aber immer unmittelbar nacheinander gespendet werden.

Taufe und Firmung werden bei den Orientalen nicht voneinander getrennt; auf die Taufe folgt unmittelbar die Firmung. Sie gilt als die Vollendung, die Bestärkung der Taufe. In dem arabischen Rituale der orthodoxen Griechen von Jerusalem, herausgegeben 1884 im Auftrage des Patriarchen Nikodemus (2. Auflage), wird die Firmung im Inhaltsverzeichnis z. B. gar nicht besonders erwähnt, sondern ist gleich unter dem Abschnitt „Ritus der Taufe“ mitinbegriffen. Dasselbe gilt von dem Euchologium der Katholiken, gedruckt bei den Franziskanern in Jerusalem 1865. Erst in dem neuesten arabischen Rituale der melchitischen Griechen von Bischof Antonius von Ladaſije, Patriarchatsvertreter in Aegypten, wird der Ritus der Firmung im Text S. 65 durch eine besondere, eingeklammerte rote Ueberschrift kenntlich gemacht.

Da die Ceremonien bei Spendung dieser beiden Sakramente in den verschiedenen Riten ähnlich, ja oft fast gleich sind, so behandeln wir sie der Kürze wegen nur bei Besprechung des Hauptritus (des griechischen) ausführlich und machen bei den anderen Riten nur kurz auf die Abweichungen aufmerksam.

I. Ritus der Taufe und der Firmung bei den Griechen.

Die Taufe soll bei den Griechen spätestens am 40. Tage in der Kirche stattfinden. Leider wird dieses Gesetz nicht immer eingehalten. Man kann oft Kinder finden, besonders auf den Dörfern, selbst bei unierten Katholiken, die schon einige Jahre alt sind und auf den Straßen ungetauft herumlaufen. Dieser Mißbrauch kommt besonders dann vor, wenn die Kinder kräftig und gesund sind und kein Pfarrer in der Nähe ist. Man kann ihn aber nicht damit entschuldigen, daß der hl. Gregor von Nazianz zwar die Mütter dringend ermahnt, die Kinder sogleich nach der Geburt taufen zu lassen, aber doch gestattet, daß außer bei Todesgefahr das 3. oder 4. Lebensjahr abgewartet werde, wo sie einiges Verständnis hätten, denn um ein besseres Verständnis oder eine würdigere Vorbereitung auf den Empfang

der heiligen Taufe ist es diesen leichtsinnigen Eltern oder nachlässigen Geistlichen meistens nicht zu tun; religiöse Lauheit und Gleichgültigkeit ist die Ursache dieses Mißbrauches.

In der Stadt tauft man jetzt auch zuweilen schon im Hause der Eltern, auf dem Lande benutzt man meistens den Sonntag als Taufstag. Letzteres wohl hauptsächlich deshalb, weil nach der Taufe und Firmung der Täufling meistens auch gleich die erste heilige Kommunion empfängt, was natürlich nur während der heiligen Messe geschehen kann, die aber nur Sonntags, höchstens auch noch Samstags gelesen wird und nicht jeden Tag wie bei uns.

Der Taufe geht voran der Ritus Catechumenorum seu Auditorum.

Der Priester löst den Gürtel des Täuflings, entkleidet ihn des Obergewandes, zieht ihm die Schuhe ab und wendet ihn, nur mit einem Gewande bekleidet, barhäuptig und barfuß gegen Osten¹⁾, haucht ihm dreimal in das Angesicht, bekreuzt ihn dreimal auf Stirn und Brust, legt ihm die Hand aufs Haupt und betet über ihn ein langes Gebet. Hierauf beschwört er dreimal den Satan unter den feierlichsten Gebeten: „Ich beschwöre dich durch den, der über das Meer wie über festes Land wandelte, dessen Blick die Meeresgründe trocken legt und dessen Dräuen die Berge schmelzen läßt. Er selbst befiehlt dir jetzt durch uns: Erschrick, fahre aus und hebe dich hinweg von diesem Geschöpfe und kehre nicht wieder zurück Fahre aus, hebe dich hinweg aus dem besiegelten, neuerwählten Krieger Christi, unseres Gottes Ich beschwöre dich, den allbösen, unreinen, befleckten, abscheulichen und feindlichen Geist durch die Kraft Christi, der alle Gewalt hat im Himmel und auf Erden. Hebe dich hinweg, erkenne, daß deine Macht eitel ist O Gott Sabaoth, Gott Israels treibe hinweg von deinem Knechte alle Einwirkung des Teufels, schilt die unreinen Geister und verfolge sie, reinige das Werk deiner Hände, schmettere Satan schleunig nieder“ Darauf folgt ein Gebet für den Täufling; zuletzt haucht der Priester auf Mund, Brust und Stirn, indem er betet, der Herr möge den bösen Feind vertreiben und den Täufling zu einem Gliede der Kirche machen, zu einem Sohn des Lichtes und zum Erben seines Reiches.

Nach dieser feierlichen Beschwörung Satans folgt die dreimalige Entfagung des Täuflings. Der Priester wendet den Täufling nach Westen, weil Westen den Ort der Finsternis bezeichnet (St. Cyrill von Jerusalem, Katech. 19, 4.) und fragt ihn dreimal: „Entfagst du dem Satan und allen seinen Werken und allen seinen Engeln und all seinem Dienste und all seiner Pracht?“ Der Katechumene, bezw. der Taufpate antwortet: „Ich entfage.“ Darauf fragt der Priester wiederum dreimal: „Hast du dem Satan entfagt?“ und auf die be-

¹⁾ Zur Tracht der Katechumenen beim Taufexorzismus siehe Dölger: Der Exorzismus im altchristlichen Taufritual, S. 105 ff.

jahende Antwort spricht er: „So blase und speie ihn an!“¹⁾ Dann wendet der Priester den Täufling gegen Osten und fragt ihn dreimal: „Hast du dich Christus angeschlossen?“ worauf der Pate das Glaubensbekenntnis betet (ebenfalls dreimal). Dann fragt er nochmals auf die gleiche Weise: „Hast du dich Christus angeschlossen?“ und auf die dreifach bejahende Antwort spricht er: „So falle vor ihm nieder!“, d. h. bete ihn an! Der Pate kniet nieder und sagt: „Ich bete an den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist, die einwesentliche und unzertrennliche Dreifaltigkeit.“ Darauf folgt ein kurzes Gebet über den Täufling.

Mit der nun folgenden Weihe des Taufwassers und des Katechumenenöles beginnt die eigentliche Taufhandlung. In den ältesten Zeiten ging die Wasserweihe in jedem einzelnen Falle der Taufe unmittelbar voran. Die orientalische Kirche hat diesen Brauch beibehalten. (Cfr. Heinrich, Dogmatische Theologie IX. 273.)

Der Priester legt die weiße priesterliche Kleidung an und die sogenannten Epimanikien (eine Art Stauchen, Manschetten oder Stulpen, 15 bis 18 cm lang und so weit, daß sie, ohne auf die Hände zu rutschen, über den Ärmel der Tunika getragen werden können) und geht, während alle Kerzen angezündet werden, zum Taufbecken, rüchert ringsum und beginnt nach Abgabe des Rauchfassers die lange Weihe des Taufwassers und des Katechumenenöles. Zum Schluß gießt er dreimal von dem geweihten Öle in Kreuzform in das Wasser und spricht laut: „Gelobt sei Gott, der da erleuchtet und heiligt jeden Menschen, der in die Welt kommt, jetzt und immerdar und in alle Ewigkeit. Amen.“ Darauf wird der Täufling herbeigebracht, der Priester nimmt mit zwei Fingern von dem heiligen Öle und bezeichnet unter bestimmten Gebeten Stirn, Brust, Rücken, Ohren, Hände und Füße des Täuflings mit dem heiligen Kreuzzeichen. Nachdem er so den ganzen Leib gesalbt, tauft er den gegen Osten gewendeten Täufling, indem er spricht: „Getauft wird der Knecht (oder die Magd) Gottes im Namen des Vaters. Amen; und des Sohnes. Amen; und des Heiligen Geistes. Amen.“ Bei jeder Anrufung taucht der Priester den Täufling unter das Wasser, wobei er ihm mit der Hand den Mund schließt und ihn heraushebt. Nur im äußersten Notfalle begnügt man sich mit der Taufe durch Begießen, was auch das Jerusalem orthodoxe Rituale am Schluß des Kapitels über Taufe und Firmung erwähnt (S. 98).

Das eingeschobene „Amen“ ist eine spätere Neuerung, die das Sakrament zwar nicht ungültig macht, aber doch zu mißbilligen ist. Es war ursprünglich und ist jetzt noch an manchen Orten eine drei-

¹⁾ Blasen und Anspucken, zum Zeichen des Ekels und Abscheues, bedeutet hier soviel als „verabscheuen und verachten“. Das katholisch-arabische große Euchologion läßt hier den Täufling antworten: Ich habe ihm widerlegt und habe ihn angespien. Das Jerusalem schismatische von 1884 und das neue melchitische arabische Rituale haben diese Antwort nicht.

malige Antwort des Volkes oder Paten oder auch des diensttuenden Ministranten. Das arabische Jerusalem'sche Rituale der Orthodoxen hat es noch, obgleich mehrere orientalische Synoden (von 1720 und 1736) diesen dreimaligen Zusatz des „Amen“ verbieten (Cfr. Gühr, Die heiligen Sakramente. S. 163).

Zu der Taufformel der griechischen Kirche ist noch zu bemerken, daß sie im Indikativ stattfindet: „Getauft wird . . .“ und nicht im Konjunktiv: „Getauft werde . . .“, wie man zuweilen noch liest. Nicht bei den eigentlichen Griechen, aber doch bei anderen Orientalen findet sich freilich auch diese Form, welche dann aber nicht deprekatorisch, sondern als Imperativ aufzufassen ist und zur Gültigkeit der Taufe hinreicht (B. Gühr, l. c. 162. Näheres hierüber hat Wilmers Lehrbuch der Religion. IV. 304, Anm. 2.).

Nach der Taufe wäscht sich der Priester die Hände, bekleidet den Täufling und spricht: „Bekleidet wird der Knecht Gottes N. N. mit dem Gewande der Gerechtigkeit im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.“ Danach wird folgender kurzer Gesang gesungen: „Reiche mir das Lichtgewand, der du dich mit Licht umkleidest wie mit einem Gewande, erbarmungsvoller Christus, unser Gott.“ Hiemit schließt die eigentliche Taufhandlung, der sogleich die Firmung folgt.

Die Firmung. Nach dem im Morgenlande erhalten gebliebenen Brauch wird Taufe und Firmung zusammen gespendet und zwar durch denselben Spender, den taufenden Priester. Aber obgleich die beiden Riten geradezu als eine Einheit betrachtet werden, und die Namen: Besiegelung, Salbung (Firmung) und Taufe oder Bad der Wiedergeburt wechselweise füreinander gebraucht werden,¹⁾ so unterscheiden die Griechen doch genau zwischen den beiden Sakramenten und halten sie nicht etwa für eines. Bei den heutigen Griechen heißt die Firmung „Salbung mit Chrisam“ oder Myronsalbung. Da sie unmittelbar nach der Taufe gespendet wird, so ist der Spender der Firmung natürlich der Priester. Das heilige Myron oder das Chrisam kann aber nur vom Bischof geweiht werden und zwar nach dem Brauch der orientalischen Kirche nur vom Patriarchen oder dem obersten Bischof einer selbständigen, unabhängigen Kirche. Es wird aber nicht jedes Jahr geweiht, sondern höchstens alle 5 bis 6 Jahre einmal. (Charon, Histoire des Patriarcats Méchites III. 691.) Dem Geschmacke der Morgenländer entsprechend werden dem Chrisam noch andere wohlriechende Stoffe hinzugefügt. So zählt z. B. das große arabische Euchologion der katholischen Griechen nicht weniger als 34 verschiedene wohlriechende Stoffe auf, aus denen die Materie des „Mairân“ zusammengesetzt sein soll (S. 297), und die Kopten kennen gar gegen hundert.²⁾

¹⁾ Bölgger: Sphragis. S. 193 und vorhergeh.

²⁾ Cfr. Echos d'Orient 1900. III. Bd., S. 129. Composition et Consécration du Saint Chrême.

Ritus der Firmung bei den Griechen. Nach einem einleitenden Gebete, worin der Priester Gott bittet, er möge dem Neugetauften auch die Besiegelung der Gabe des Heiligen Geistes und den Empfang des heiligen Leibes und Blutes des Herrn gewähren, salbt der Priester den Getauften mit dem heiligen Chrisam in Kreuzesform an Stirn, Augen, Nasenflügeln, Mund, beiden Ohren, Brust, Händen und Füßen, indem er spricht: „Besiegelung der Gabe des Heiligen Geistes. Amen“, d. h. ich erteile dir das Siegel der Schenkung des Heiligen Geistes. Sodann schreitet der Priester mit dem Taufspaten und dem Getauften dreimal um das Taufbecken, während man singt: „Ihr, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen. Alleluja!“ Es folgt eine Lesung aus dem Briefe des hl. Paulus an die Römer cap. VI. 3—12 und dem Evangelium Matth. XXVIII. 16 bis zum Ende. Danach schließt man mit einer kleinen Ektenie und der Apolysis, einem litaneiartigen Gebete und dem Segensgebet über die Gläubigen. In der darauffolgenden heiligen Messe reicht der Priester dem Neugetauften gleich die erste heilige Kommunion, indem er ihm einige Tropfen des kostbaren Blutes einspößt. Findet die Taufe außerhalb der Kirche, d. h. im Hause statt oder an einem Tage, an dem keine heilige Messe gelesen wird, so wartet man mit der heiligen Kommunion bis zum nächsten Sonn- oder Feiertage.

Ritus der katholischen Griechen. Die katholischen Griechen befolgen denselben Ritus wie die Orthodoxen, nur lassen sie bei der Taufformel das dreimal eingeschobene „Amen“ weg und fügen zum Schluß noch folgenden Zusatz hinzu: „Jetzt und immerdar und in die Ewigkeit der Ewigkeiten. Amen.“¹⁾ Die ganze Taufformel lautet demnach bei den katholischen Griechen: „Getauft wird der Knecht (die Magd) Gottes N. N. im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Jetzt und immerdar und in die Ewigkeit der Ewigkeiten. Amen.“ Der Schlusssatz soll auf den unauslöschlichen, ewig dauernden Taufcharakter hinweisen und zugleich den Segenswunsch ausdrücken, es möge dem Getauften die Taufgnade in ihrer Reinheit erhalten bleiben.²⁾ Zuweilen tauchen die katholischen Griechen das Kind nicht vollständig unter Wasser, sondern nur bis an die Brust, d. h. sie setzen den Täufling bis zur Brust ins Wasser und schütten ihm dann mit der Hand von dem Taufwasser über das Haupt, indem sie die Formel sprechen. Wie wir später sehen werden, ist diese Art der Taufe durch Untertauchen auch bei den übrigen Orientalen in Uebung.

¹⁾ Dieser Zusatz, der sich nur im Euchologium Benedikts XIV (Rom 1873) findet, hat sich neuerdings auch in das neueste arabische Rituale der unierten Griechen eingeschlichen. In dem alten, großen arabischen Euchologium der Franziskanerdruckerei (1865) ist er nicht, ebensowenig in der slavischen Uebersetzung.

²⁾ Gühr, Die heiligen Sacramente, I, 163.

Bei Spendung der Firmung befolgen die katholischen Griechen denselben Ritus, nur haben sie wie alle katholischen Riten des Orientes die Kinderkommunion gleich nach der Taufe aufgegeben. Sie warten damit, bis das Kind zum Gebrauche der Vernunft gelangt ist und einiges Verständnis für dieses große Geheimnis hat. Deshalb hat das allerneueste katholische Rituale der Melchiten die auf die Kommunion bezüglichen Worte in dem einleitenden Gebete zur Firmung, worin der Priester bittet, Gott möge dem Neugetauften „den Empfang des heiligen Leibes und Blutes gewähren“ in Klammern gesetzt und rot gedruckt, wohl um anzudeuten, daß diese Worte fortgelassen werden können, weil ja die Kinder kurz nach der Taufe bei den Katholiken nicht mehr kommunizieren. Wenn der Bischof zugegen ist, erteilt er nach der Taufe die Firmung. Der Pate ist natürlich derselbe wie bei der Taufe. Wenn aus irgend einem Grunde das Kind nur getauft wurde, kann es später der Bischof oder auch ein Priester firmen, aber niemals allein, sondern nur gelegentlich der Taufe anderer mit diesen zusammen. Außerhalb des Orients dürfen die melchitischen Priester nicht firmen; sie taufen nur und stellen später das Kind dem Ordinarius loci. (Charon l. c. III. 690.)

Die orthodoxen Griechen halten nur die Taufe, die durch Untertauchen geschieht, für gültig, jede andere Taufe, wie die durch Begießen ist nach ihnen ungültig. Dementsprechend verfahren sie auch, wenn jemand aus einem anderen Ritus zu ihnen übertritt.¹⁾ Sie haben bei Aufnahme eines Christen aus einem anderen Ritus folgenden Gebrauch:

1) Lateiner, Protestanten werden bei Aufnahme in die griechische Kirche noch einmal getauft und gesirmt.

2) Armenier, Kopten oder Syrer werden aber bei Aufnahme in die griechische Kirche nicht wieder getauft, sondern nur gesirmt.

3) Eine Eigentümlichkeit der orthodoxen Griechen ist ferner die Wiederholung der Firmung bei Rückkehr eines abgefallenen Griechen. Ein Grieche, der z. B. Lateiner geworden ist und wieder zur griechischen Kirche zurückkehren will, wird bei der Aufnahme in die Kirche noch einmal gesirmt. (Orthob. Katechismus des griechischen Patriarchates Jerusalem, griechische Druckerei 1909, S. 42.) (Schluß folgt.)

Die öftere Andachts- oder Devotionsbeicht.

Von B. van Aken S. J., Trier.

„Zurück zum Urchristentum! Niemals in vergangenen Jahrhunderten herrschte ein lebhafteres Interesse für das Urchristentum als in unserer Zeit. Der Name Urchristentum ist heute geradezu ein Schlagwort und Sammelname geworden, mit dem jeder sein

¹⁾ Trotzdem hat der griechische Patriarch von Jerusalem die Priesterweihe der Anglikaner anerkannt. Konsequenz ist nicht die starke Seite der Orthodoxie.

subjektives Ideal von Christentum bezeichnen will. Die katholisch-religiöse Literatur der Gegenwart beruft sich mit Vorliebe auf das Urchristentum: ihr gilt das Urchristentum als die vorbildliche Periode echter Innerlichkeit, stolzer Glaubensfreudigkeit und tiefen liturgischen Erlebens. Im gegnerischen Lager ist Urchristentum der neueste Trumpf, den man gegen die katholische Kirche ausspielt. Alle modernen Sekten kommen ja schließlich darin überein, daß sie angeblich ein Christentum auf urchristlicher Grundlage vertreten wollen. Ihnen gelten Urchristentum und katholische Kirche als unüberbrückbare Gegensätze. Das Urchristentum, so heißt es, ist ein freies Christentum ohne Dogmenzwang, ohne Gesetze und Paragraphen, die katholische Kirche ein verkümmertes Christentum, erstarrt und versteinert zu Formeln und Dogmen. Das Urchristentum eine Religion der Innerlichkeit, die katholische Kirche mechanische Wertheiligkeit. Das Urchristentum eine Gemeinschaft erlöster, freier Gotteskinder ohne Papst, Bischöfe und Priester, ohne Sakramente, die katholische Kirche ein Werk des römischen Papstes und seiner Helfershelfer zur Behauptung der Weltherrschaft, eine Organisation zur Unterjochung und Knechtung der Völker" (Urchristentum und katholische Kirche, von Georg Bichlmair S. J., „Tyrolia“, Innsbruck 1925, S. 7).

Was von diesen und anderen ähnlichen Behauptungen zu halten ist, hat P. Bichlmair näher untersucht in seinem lehrreichen und interessanten Buche: „Urchristentum und katholische Kirche.“ Uns interessiert hier vorläufig nur die eine Frage: Wie oft hat man im Urchristentum eine Andachts- oder Devotionsbeichte abgelegt? Darauf antwortet P. Bichlmair S. 237: „Das Urchristentum kannte keine Andachts- oder Devotionsbeichte in unserem heutigen Sinne. Gebeichtet wurden nur die schweren Sünden. Wer nie in seinem Leben einer schweren Sünde sich schuldig machte, ging auch nie in seinem Leben zur Beichte.“

Gestützt auf diese Tatsache haben nun einige Seelsorger ihren Beichtkindern, welche öfters die heilige Kommunion empfangen, gesagt: „Wenn Sie sich keiner schweren Sünde bewußt sind, brauchen Sie nur alle zwei oder drei Monate zu beichten, im Urchristentum hat man überhaupt nicht gebeichtet, wenn man sich keiner schweren Sünde bewußt war.“

Die erste Antwort auf diese Verufung auf das Urchristentum dürfte wohl lauten: Ja, die katholische Kirche kann nur gewinnen durch die Rückkehr zum Urchristentum, und darum wird sie sich freuen, wenn die Christen von heute sich ebenso sorgfältig vor der schweren Sünde hüten, wie die ersten Christen es getan haben, wenn die Christen von heute dieselbe opferfreudige, demütige und selbstlose Heilandsliebe besitzen, kurz wenn die Christen von heute den Geist des Urchristentums wieder in sich aufnehmen.

Zweitens, die Kirche lehrt auch heute noch: Strenge Pflicht zum Beichten besteht nur für den, der nach der Taufe eine schwere

Sünde begangen hat. Wer nur lässlich gesündigt hat, ist nicht verpflichtet zu beichten. Dies gilt auch für die österliche Zeit. Nur die Osterkommunion hat die Kirche unter schwerer Sünde vorgeschrieben, und zwar allen Katholiken, welche zu den Unterscheidungsjahren gelangt sind und den Gebrauch der Vernunft erlangt haben. Die Osterbeichte ist nur für den vorgeschrieben, der eine schwere Sünde auf dem Gewissen hat: „Ita sententia verior et communior“ (Brümmer, *Manuale Theologiae moralis* III³, 361; cf. Noldin II¹⁷, 691; Ubach, *Compendium Theologiae moralis* 1926, I, 361. Vgl. diese Zeitschrift 1926, S. 794 ff.)

Wer sich also sorgfältig vor der schweren Sünde hütet, ist nicht verpflichtet öfters zu beichten als die ersten Christen.

Drittens darf man nicht vergessen, daß die christliche Religion sich nach dem Willen ihres Stifters entwickeln soll, da er selbst das Bild vom „Samen“ (Mt 4, 26) braucht, um die Entwicklung des Reiches Gottes zu schildern. „In der Tat sind, besonders wenn das Auftreten von Irrlehren es erheischte, viele Glaubenslehren von den heiligen Vätern und den Theologen mehr und mehr beleuchtet und dem Verständnisse näher gebracht worden. Wie wenig ein heiliger Augustin und andere Väter, insbesondere die scholastischen Theologen vom heiligen Anselmus angefangen bis nach den Zeiten des Tridenter Konzils, jenes tiefere Eindringen in die Glaubenslehren mit den Grundsätzen des Glaubens und der Kirche unvereinbar fanden, zeigen ihre Werke voll der tiefsinnigsten Untersuchungen“ (Wilmer's-Honthelm, *Lehrbuch der Religion* I⁸, 271).

Wie nun die Kirche den wahren dogmatischen Fortschritt in der subjektiven Erkenntnis der Wahrheiten und in ihrer objektiven Formulierung wünscht und fordert und ihn bei anderen anzuregen und zu bewirken sucht (vgl. Vatikanisches Konzil, Denz.-Ulmberg 1800), so wünscht und fordert sie auch eine Entwicklung in allen christlichen Religionsübungen, besonders im Sakramentenempfang.

Wenn das Urchristentum keine Andachts- oder Devotionsbeichte kannte, so machte sich doch bald das Bedürfnis danach geltend. „Mangel an Unterscheidungsgabe ließ die Christen häufig im Zweifel darüber, ob etwas eine schwere und somit zur Beicht verpflichtende Sünde sei oder nicht. So mußten sie dazu kommen, vorsichtshalber auch kleinere und lässliche Sünden der kirchlichen Schlüsselgewalt zu unterwerfen, mit anderen Worten zu beichten. Nach Entstehung des Mönchswesens wurde die Beichte, zunächst nur in Mönchskreisen, bald aber durch deren erzieherischen Einfluß auch in Laienkreisen als Mittel zur religiösen Selbstvervollkommenung benützt“ (Wichlmair, S. 233 f.).

Welcher Priester kennt nicht die großen Vorteile einer öfteren Andachtsbeichte? Durch jede neue Devotionsbeichte wird die vorhandene heiligmachende Gnade vermehrt. Sodann ist es allgemeine Lehre der Theologen, daß die Sakramente je nach ihren verschiedenen

Zwecken neben der allen gemeinsamen heiligmachenden Gnade noch besondere Gnaden erteilen, welche eben deshalb, weil sie jedem Sakrament eigentümlich sind, „sakramentale Gnaden“ genannt werden. Nach dem heiligen Thomas fügt die sakramentale Gnade zu der Heiligungsgnade einen gewissen göttlichen Beistand zur Erreichung des Zweckes des Sakramentes hinzu (S. th. 3, 62, 2.). Auch das Bußsakrament verleiht diesen göttlichen Beistand, und zwar mit besonderer Rücksicht auf die persönlichen Sünden. Diese Wirkung wird aber um so größer sein, je öfter das Sakrament mit gebührender Vorbereitung empfangen wird.

Zu diesen sakramentalen Gnaden bietet das Bußsakrament noch viele andere Vorteile für das eigene und fremde Seelenleben. Durch die öftere Beichte wird vor allem die Selbsterkenntnis gefördert, die der erste Schritt auf dem Wege der Vollkommenheit ist. So oft wir uns auf die heilige Beichte vorbereiten, sind wir gezwungen, einen prüfenden Blick zu werfen in unser Inneres, uns Rechenschaft zu geben nicht bloß über die Häufigkeit der Sünden, sondern auch über die Wurzel und Quellen derselben. Auf diese Weise lernen wir das menschliche Herz kennen mit allen seinen Trieben und Neigungen. Diese Erkenntnis ist allen Menschen notwendig, die nach Vollkommenheit streben wollen, am meisten aber dem Priester, dessen Leitung und Führung so viele Seelen anvertraut sind. Wer die ungeordneten Neigungen und Regungen des eigenen Herzens nicht kennt, wird wohl schwerlich für andere ein zuverlässiger Führer durch die Irrgänge des Lebens sein können. Wehe dem Kranken, dessen Arzt nichts versteht von der Diagnose, nur zu leicht wird er folgenschwere Mißgriffe machen, anstatt wirksame Heilmittel anzuwenden.

Jeder, der öfters mit guter Vorbereitung beichtet, wird an sich erfahren, daß er seine täglichen Handlungen immer vollkommener verrichtet, weil er infolge der Gewissenserforschung vor der Beichte den täglichen Handlungen größere Aufmerksamkeit schenkt.

Zu all diesen Vorteilen einer öfteren Beichte kommt dann noch die sichere Leitung und Führung eines tüchtigen Beichtvaters. Infolge der allen Menschen angeborenen Eigenliebe kommt wohl kein Betrug so häufig vor wie der Selbstbetrug. Viele Gefahren erkennen wir nicht, oder vielmehr wir wollen sie nicht erkennen, weil unser Herz in ungeordneter Weise an irgend einem Gegenstand, einer Person hängt. Das unbefangene Urteil des Beichtvaters öffnet uns die Augen und seine kräftige Hand zieht uns zurück von dem Abgrund, an dessen Rand wir vielleicht ahnungslos standen. Führt nicht erfahrungsgemäß die Vernachlässigung der öfteren Beichte zu einer gewissen Lauheit, oder ist sie nicht vielmehr das Zeichen einer schon vorhandenen Lauheit?

Ueberblicken wir kurz die Vorteile und guten Früchte einer öfteren Beicht, dann verstehen wir voll und ganz, warum der Römische

Katechismus von der Wirksamkeit des Bußsakramentes sagt: „Was nur immer von Heiligkeit, Frömmigkeit und Gottesfurcht zu dieser Zeit durch Gottes höchste Güte in der Kirche erhalten worden ist, ist größtenteils der Beichte zuzuschreiben“ (Cat. Rom. p. 2, cap. 5, n. 36).

Soll die Lösung: Zurück zum Urchristentum! uns um alle diese Wirkungen der öfteren Beichte bringen? Ganz gewiß nicht, wird jeder Katholik und vor allem jeder Priester sagen. Freilich, diesen Nutzen aus der öfteren Beichte dürfen wir uns nur dann in vollem Maße versprechen, wenn dem Empfange eine entsprechende Vorbereitung vorausgeht. Diese Vorbereitung besteht zum Teil in der täglichen Gewissenserforschung. Wie eng diese mit dem heiligen Bußsakrament zusammenhängt, zeigt Tissot in seiner klaren und anschaulichen Weise: „Wenn ich begreife, was gerade das Wesen der Gewissenserforschung ausmacht, so sehe ich gründlich, daß sie eine ist und nicht vielfältig. Bei jeder Gelegenheit muß ich in den Mittelpunkt meines Herzens gehen und immer dorthin in gleicher Weise vordringen in jenen raschen und tiefen Einblick, der mir sogleich zeigt, wo ich bin. So herrscht große Einfachheit.

Ferner große Leichtigkeit. Keine langen Umschweife; keine Ermüdung in Einzelheiten, rascher Blick auf den gesamten Zustand der Seele! Das größte Hindernis am Anfange, man muß sagen, das einzige Hindernis besteht darin, daß man immer weiter sehen will, als notwendig ist, daß man nach dem Sprachgebrauch, der die Sache gut bezeichnet, den Mittag um 2 Uhr nachmittags sucht und sich im einzelnen verliert. Mit ein wenig gutem Willen und mit der Erleuchtung, die man durch die Übung bekommt, gelangt man sehr schnell so weit, diesen Fehler zu verbessern.

Und groß ist die Wirkung. Denn so sehe ich wahrhaft in meine Seele, in mein Gewissen, ich komme zur Quelle, ich entdecke die Wurzeln.

Und welcher Nutzen für die Beichte. Wenn ich während einer Woche so von meinem inneren Zustande Rechenschaft abgelegt habe, will ich meinen Beichtvater auffuchen und ihm sagen: Das sind während dieser Woche meine inneren Zustände gewesen, und das die Hauptakte, die daraus hervorgegangen. Mit einigen Worten habe ich das Bild meiner Seele vor seinen Augen entrollt. Er liest darin wie in einem offenen Buche, er sieht meinen Zustand, er verfolgt die Bewegung meines Herzens, er fühlt sozusagen die Pulsschläge des Lebens in mir und er kann auch in einigen Worten mir Ratsschläge geben, die ganz meinen Bedürfnissen entsprechen. Wenn ich mich ins einzelne verliere, ist meine Beichte sehr lang, sehr wenig klar, immer oberflächlich und sie gleicht ein wenig allen Beichten, wie sie gewöhnlich sind. Mein Beichtvater, der aus meinem Bekenntnisse nicht genug meinen inneren Zustand herauslesen kann, ist

genötigt, mir Winke zu geben, die beinahe für jedermann passen" (Tissot, Das innerliche Leben⁵, S. 285).

Wie oft sollen wir beichten?

Für die Priester schreibt das neue kirchliche Gesetzbuch vor: „Curent locorum Ordinarii 1^o ut clerici omnes poenitentiae sacramento frequenter conscientiae maculas eluant“ (can. 125). P. Creusen macht zu diesem Canon die treffende Bemerkung: „Juxta eos qui schematibus usi sunt, Legislator frequentiam confessionis pro clericis omnibus determinare noluit. At si omnibus religiosis (can. 595, § 1, 3^o) et seminaristis (can. 1367, 2^o) accessus saltem hebdomadarius indirecte praecipitur, minus frequens confessio sacerdotibus suaderi non posse videtur“ (Vermeerck-Creusen, Epitome iuris canonici I³, 216).

Die Wirklichkeit spiegelt sich wohl am treuesten wieder in folgender Regel aus dem vorzüglichen Handbuch der Pastoraltheologie von Schüch-Polz²⁰, S. 33: „Der gute Priester geht darum wenigstens alle 14 Tage zum heiligen Beichtgerichte (eifrige tun es alle acht Tage) und wird es nicht immer auf den Buchstaben des Gesetzes ankommen lassen, der als äußersten Termin einen Monat feststellt“ (Cone. prov. Vienn. III, 7, fin.).

Wie oft sollen nun Laien beichten, die täglich oder doch öfters zur heiligen Kommunion gehen?

P. Cappello schreibt zu dieser Frage: „Confessio hebdomadaria non est stricte necessaria, ut quis frequenter seu quotidie communicet; hinc si commode nequeant fideles confiteri singulis hebdomadibus, possunt nihilominus ad sacram Mensam accedere, quamvis aliquod veniale peccatum, forte etiam deliberatum, commiserint; expedit tamen ut bis aut semel, si agitur de viris, vel semel et non bis, de regula generali, si agitur de mulieribus, hebdomadaria fiat sacramentalis confessio ab iis praesertim qui in culpas veniales deliberatas labi solent. Quod confessio necessaria non sit, dummodo communicantes versentur in statu gratiae, sedulo iidem instruantur, ne dubiis et anxietatibus sint obnoxii, aut peius peccata formalia committant ob conscientiam erroneam“ (Cappello I, 545).

Dieses expedit gilt wohl nur für bestimmte Klassen von Beichtkindern. Zunächst für solche, die ein langes Sündenleben hinter sich haben und jetzt ein ganz neues Leben beginnen wollen. Diese müssen im Anfang ihrer Belehrung wenigstens ein- wenn nicht zweimal in der Woche beichten, um nicht in ihre früheren Sünden, besonders in die Gewohnheitsünde zurückzufallen. Bei den vielen schweren Versuchungen, unter denen sie gewöhnlich sehr zu leiden haben, bedürfen sie öfters des Rates, der Aufmunterung und einer sicheren Führung. Ebenso ist die wöchentliche Beichte meistens allen denen notwendig, die sich in occasio proxima necessaria befinden, weil sie ohne häufige Erneuerung ihres Vorsatzes nicht leicht standhaft

bleiben werden. Endlich ist die wöchentliche Beichte sehr zu empfehlen solchen Seelen, die von Gott besonders begnadigt sind und Gefahr laufen, ohne Leitung in die Irre zu gehen.

Für die gewöhnlichen Christen, die täglich oder fast täglich zur heiligen Kommunion gehen, dürfte die vierzehntägige Beichte als normale Regel gelten.

Früher freilich war es fast allgemein Sitte, daß jene, die ein- oder mehreremal in der Woche zur heiligen Kommunion gingen, alle acht Tage beichteten. Da der Sakramentenempfang in vielen Gegenden sehr zugenommen hat, ist man an manchen Orten davon abgegangen und begnügt sich mit der vierzehntägigen Beichte. Die Priester können nämlich diese Arbeit nicht immer bewältigen und die Gläubigen müssen an größeren Orten jetzt schon stundenlang vor dem Beichtstuhl warten, dadurch werden manche von denen, die die Beichte dringend notwendig hätten, vom Beichten abgehalten und dafür um so seltener kommen, je häufiger andere beichten, die eher darauf verzichten könnten. Und viele Familienmütter, die gerne häufiger beichteten, müssen vom Beichtstuhl fernbleiben, weil sie gerade am Samstagnachmittag die meiste Arbeit haben. Eifrige Seelsorger suchten diesen Uebelstand durch verschiedene Mittel zu beseitigen. Einige ermahnten die Beichtkinder, sich möglichst kurz und bündig anzuklagen, sie begnügten sich, wenn keine schweren Sünden vorlagen, mit der Anklage des Hauptfehlers und einer größeren Sünde aus dem früheren Leben. Andere Beichtväter kürzten die Ermahnung oder beschränkten sich auf einen einzigen Satz. Wieder andere verteilten die vier Lebensstände auf die vier Sonntage im Monat und begnügten sich mit der vierwöchentlichen Beichte.

Gewiß ist es notwendig, daß diejenigen, die öfters beichten, ermahnt werden, sich kurz zu fassen und alle langen Erklärungen und Erzählungen zu unterlassen, dafür aber klar und ehrlich ihren Hauptfehler anzuklagen, aber alle diese genannten Mittel sind nur halbe Mittel und deshalb nicht zu empfehlen.

Das beste und wirksamste Mittel dürfte folgendes sein: Man gewöhne die Laien an die vierzehntägige Beicht, indem man Freitag nachmittags den Müttern und Kindern Gelegenheit zur Beicht gibt. Wie schon eben erwähnt, haben die Familienmütter am Samstagnachmittag am wenigsten Zeit, kommen aber gerne, wie die Erfahrung lehrt, am Freitag nachmittags. Eifrige Priester geben dazu noch jeden Morgen vor der heiligen Messe Beichtgelegenheit. Freilich verlangt diese Methode der Pastoration von dem Seelsorger manches Opfer, er vergesse aber nicht, daß das Opfer das Geheimnis des Erfolges in der Seelsorge ist. Zu diesem Opfergeist gehört auch der Mut, unmittelbar vor der heiligen Messe ein Beichtkind — oft ist es eine fromme Seele — abzuweisen, um den Gottesdienst pünktlich anfangen zu können. Ebenso sollten alle Beichtväter einer Pfarrei

Samstag abends zur festgesetzten Stunde aufstehen, zur selben Zeit das Abendessen nehmen und dann ebenso pünktlich wiederkommen. Diese Zeit müßte den Beichtkindern klar und bestimmt mitgeteilt werden, damit sie sich danach richten können. Auch sollte jeder Beichtvater nach zwei, sicher aber nach drei Stunden angestregten Beichthörens eine kleine Pause eintreten lassen, sonst ist er nicht mehr fähig, einen vernünftigen Zuspruch zu erteilen. Wer diesen Rat nicht befolgt, über den hört man nur zu leicht die berechtigte Klage besonders von Gebildeten, daß sie alle nach der Schablone behandelt werden.

Wie oft sollen die Kinder beichten? Darauf antwortet Gatterer in seiner gründlichen Katechetik³, S. 555: „Wir müssen die Kinder auch an die **Oftbeichte** gewöhnen, d. h. etwa an die monatliche (unter Umständen auch vierzehntägige oder wöchentliche) Beichte. Damit die Erwachsenen nicht aufgehalten werden, wähle man für die beichtenden Kinder andere Wochentage, z. B. den Freitag.

Für besonders gefährdete Kinder reicht die monatliche Beichte nicht aus; und für ungewöhnlich begnadete Kinder ist eine öftere Rücksprache mit dem Beichtvater sehr geraten. Freilich wird eine so häufige Kinderbeichte vielen bei den sonstigen zahlreichen Seelsorgsarbeiten ein unerreichbares Ideal scheinen. Aber versuchen wir! Wir werden sehen, daß die Beichten solcher oftbeichtender Kinder weniger Zeit in Anspruch nehmen.“

Besonders hat die heranwachsende Jugend die öftere Beichte dringend notwendig. In diesem Alter, wo die Leidenschaften erwachen und gleichzeitig der Junge und das Mädchen sich der äußeren Leitung der Eltern und Lehrer zu entziehen suchen, ist öftere Aussprache über das innere Leben und eine Seelenführung doppelt notwendig. Die öftere Beichte kommt in jeder Beziehung allen Bedürfnissen der Seele entgegen: Den Mutlosen und Gefallenen richtet sie wieder auf, dem schwer Versuchten verleiht sie Kraft und Zuversicht, den Braven und Unschuldigen bewahrt sie vor Fehltritten und größeren Entgleisungen, vor allem aber fördert sie jedes Beichtkind in der uns allen so notwendigen Selbstbeherrschung und Selbstzucht. Gelingt es den Seelsorgern, die Jugend für die öftere Beichte zu gewinnen, so dürfen wir hoffen, eine frohe, frische und gesunde Jugend heranzuziehen.

Zusammenfassend dürfte sich vielleicht folgende Regel bewähren:

1. Die wöchentliche Beichte wäre wünschenswert für diejenigen, die fast täglich kommunizieren, läßt sich aber oft nicht durchführen. Für einzelne Klassen von Beichtkindern, z. B. für Neubefehrte, Gewohnheits- und Gelegenheitsfünder sowie für Schwerversuchte oder besonders begnadete Seelen ist die wöchentliche Beichte anzustreben.

2. Die vierzehntägige Beichte sollte für Ostkommunizierende die Regel sein. Wer nicht so oft beichten, aber ganz gut an Sonn- und Feiertagen zur heiligen Kommunion gehen kann, soll es ruhig

tun. Ebenso dürfte jemand, der sich keiner schweren Sünde bewußt ist, am Morgen zur heiligen Kommunion gehen, auch wenn er am Nachmittag beichten will. Beides muß man oft alten Leuten sagen, die glauben, sie müßten vor jeder heiligen Kommunion erst beichten, auch wenn sie sich gar keiner Sünde bewußt sind. Größere Kinder aber und besonders die heranwachsende Jugend, die täglich kommunizieren will, sollte jede Woche oder wenigstens alle 14 Tage beichten. Familienmütter, die ein größeres Bedürfnis nach der heiligen Kommunion, als nach der öfteren Beichte haben, dürften, wenn es nicht anders geht, einen Monat warten, besonders wenn die guten Gewohnheiten und Sitten des vergangenen Lebens sie im Glaubensgeiste und im Uebernatürlichen stark befestigt haben.

Jeder, der den unschätzbaren Wert und die Heilskraft des Bußsakramentes kennt, muß oft sehen, daß so viele Beichten die erwarteten Früchte nicht bringen. Ein Hemmnis der vollen Wirkung ist ohne Zweifel der Beichtvater, wenn es ihm an Wissenschaft und Seelenkenntnis fehlt. „Nachteilig wirkt schon, wenn der Beichtvater durch einseitigen Betrieb der Kasuistik nur die richterlich-kanonistische Seite seines Berufes erfäßt, zu formelhaft die ‚Fälle‘ entscheidet und äußerlich an dem ‚Lehrbuche‘ haftet, ohne sich um das Individuelle eines jeden Falles zu kümmern oder ohne nach der Sündenwurzel zu forschen und nach einer richtigen Diagnose dieser Seele zu streben. Aber selbst wenn der Beichtvater zur richtigen Erkenntnis des Seelenzustandes vorgebracht ist, kann ein unkluges Wort die beginnende Umwandlung im Sünder, Reue und Vorsatz, die aufkeimende Freude, das erwachende Gottvertrauen und den Seelenfrieden hemmen, die Seele gleichsam aus der neuen Lebensbahn, in die sie einlenkte, herauswerfen und auf lange hin, wenn nicht für immer der Beichte entfremden. Der Segen der Beichte hat sich dann in Unsegen verwandelt“ (Krieg-Muß, Die Wissenschaft der speziellen Seelenführung, S. 369).

Will der Beichtvater unserer Tage nur Segen spenden, dann muß er ein Mann sein, dem der unglückliche, leidende Mensch — und wer ist es heute nicht — sein Herz mit allen seinen Neigungen und feinsten Regungen offenbaren und anvertrauen kann. Dieses Vertrauen aber erwirbt sich der Beichtvater durch feines Verstehen und Einfühlen in die Einzelseele, sowie durch eine unermüdliche Geduld beim Anhören der Seelenleiden. Als causa instrumentalis der Gnade wird er vor allem dann wirken, wenn er ein Mann des Gebetes und des Opfers ist.

NB. Recht viel praktisches Wissen für den Beichtvater bietet die 20. Auflage der Pastoraltheologie von Schüch-Polz, Innsbruck 1925, Rauch. Wer aus diesem Handbuche seine tägliche geistliche Nahrung macht, wird bald bei sich und seinen Beichtkindern die Früchte dieser kleinen Mühe wachsen sehen. Ein gutes und leichtes Mittel, die Gnadengabe Gottes, die in uns ist durch die Handauflegung des

Bischofs, lebendig zu erhalten. Lehrreich und anregend zugleich ist für den Beichtvater die 3. umgearbeitete Auflage von Gatterers Katechetik, Innsbruck 1924, Rauch. Sehr zu empfehlen ist auch das Lehrbuch der Pastoraltheologie von Bruner-Seitz, 4. Auflage, Paderborn 1923, Schöningh. — Alle diese Bücher sind ganz nach dem neuen Kirchenrecht umgearbeitet und sehr anregend geschrieben.

Kindererexzitien vor der Schulentlassung.

Von P. Wolfram Andrä Ord. Cap., St. Gangolf-Saar.

Ein alter Grundsatz der Philosophie lautet: „Nihil volitum nisi cognitum — et eatenus volitum quatenus cognitum.“

Läßt sich die Wahrheit dieser Worte nicht auch auf das Thema „**Schulentlassungsexerzitien**“ anwenden? Zwar hat sich seit einigen Jahren bereits an vielen Orten die schöne Sitte eingebürgert, den Kindern vor dem Eintritt ins Leben besondere Standesexerzitien zu halten, aber leider stehen manche diesem notwendig gewordenen Seelsorgsmittel noch unsympathisch und skeptisch gegenüber. Wohl deshalb nur, weil sie den Hochwert und die Notwendigkeit dieser heiligen Uebungen nicht genug zu würdigen wissen.

Vor Jahren schon hat ein Mann, der tief in der Seelsorge stand, das bedeutsame Wort gesprochen: „Was Bedürfnis der Zeit, das ist Gottes Wille.“ Dies gilt auch hier.

I. Schulentlassungsexerzitien sind ein Bedürfnis der Zeit.

Im Geleitwort zu dem vortrefflichen Büchlein „Kindererexzitien zur Schulentlassung“ von Bertrams schreibt der Hochwürdigste Weihbischof Sträter: „Wenn je, dann fordert unsere Zeit gebieterisch eine sorgfältige und von Heilandsliebe getragene Betreuung der Kinder, welche aus der Schule ins Leben hinaustreten. Ins unruhige, vielgestaltige Leben. Ins sturmbewegte, gefährvolle Leben. Ins Leben, das Freude und Freiheit verspricht und doch so bittere Enttäuschungen bietet. Sittlichkeit und Religion müssen geschützt, der junge Mensch muß innerlich und äußerlich mehr und mehr gefestigt werden.“

Ein schönes Wort, ein wahres Wort. Ebenso wahr wie jenes, das ein Jugendkenner der Gegenwart geschrieben: „Die beruflichen, religiösen und sittlichen Anforderungen, welche die Jetztzeit bereits an dieierzehnjährigen stellt, sind derart hohe, daß der junge Mensch keineswegs auf den ersten Scheideweg des Lebens ungeführt gestellt werden darf.“ (Mostertz, Die seelsorgliche Vorbereitung auf die Schulentlassung, Vorwort.)

Was wollen diese Worte anders besagen als: Kindererexzitien vor der Schulentlassung sind ein Bedürfnis der Zeit; ja man kann

beifügen, sie gehören seit dem Dekret über die frühe Erstkommunion als zeitgemäße Kinderseelsorge in den Rahmen der ordentlichen Priestertätigkeit.

Wenn heutzutage Eltern und Erzieher, Priester und Laien immer wieder Klage führen über die Verwahrlosung der Jungmänner- und Jungmädchenwelt, so möge man bedenken, mit dem bloßen Jammern und Lamentieren über die ausgelassene Jugend ist es nicht getan. Laboremus heißt es da, wir wollen arbeiten, et salvemus, und wir wollen retten, was noch zu retten ist. Es läßt sich noch manches für die Jugend tun gerade durch die Schulentlassungs-exerzitien. Wie viele gute Gedanken und Anregungen, wie viele christliche Grundsätze kann da ein seeleneifriges Priesterherz den Knaben und Mädchen auf den Lebensweg mitgeben! Die Entlassung aus der Schule stellt den jungen Menschen zum erstenmal vor den großen Scheideweg des Lebens und da wird er leicht kopflos, es fehlt ihm der Führer, der ihm die Richtung angibt, der ihn warnt und mahnt, der aber auch mit warmer Liebe zum Kindesherzen zu reden versteht. Und dieser sichere Führer ist der Priester bei den Exerzitien vor der Schulentlassung.

Es wird kaum eine Uebertreibung in dem Satz liegen: Viele der heranwachsenden Mädchen und Burschen kämen nicht so schnell auf Altwegen, sondern blieben vor manchen Jugendsünden und Jugendverirrungen bewahrt, wenn sie vor dem Eintritt ins Leben mehr Unterweisung erhielten über die Bedeutung und den Wert der Jugendzeit, über die Gefahren und Fallstricke von Seite der verführerischen Welt, kurz über alles, was sie wissen müssen für die wichtigste und entscheidendste Zeit, in die sie nach dem Abschied von der Schule eintreten.

Darum sind die Schulentlassungs-exerzitien mehr denn je eine Notwendigkeit der modernen Pastoration geworden — nicht nur für Stadtkinder, auch in ganz ländlichen Gegenden haben sie heute ihre Berechtigung. Selbst da, wo nur eine geringe Anzahl von Knaben und Mädchen ihren Schulabschied feiern. Nicht einmal dort sollten sie in Wegfall kommen und als überflüssig erscheinen, wo Fortbildungsschulen ins Leben gerufen und obligatorisch geworden sind. So segensreich letztere auch wirken können, wenn sie ideal aufgefaßt werden und das Religionsfach nicht zu kurz kommt; die Kinder-exerzitien vor der Schulentlassung verlieren darum keineswegs ihre Bedeutung und Wichtigkeit, sie sind ein Gebot der Stunde, ein Bedürfnis der Zeit. Da soll den jungen Leuten eine gründliche Belehrung, eine ernste Lebensvorbereitung oder, um modern zu reden, eine religiös-sittliche Erziehung zuteil werden. Jetzt sind die jugendlichen Gemüter noch empfänglich für ein gutes Wort und eine wohlgemeinte Mahnung von Seite des Seelsorgers, später vielleicht nicht mehr, und später kann es schon zu spät sein.

II. Der geeignetste Termin für die Schulentlassungs-exerzitien.

Um einen guten Erfolg durch die Exerzitien zu erzielen, ist es von großem Wert, die günstigste und geeignetste Zeit zur Abhaltung derselben zu wählen. Man kann fast sagen, davon hängt der ganze Erfolg oder Mißerfolg ab.

Werden die heiligen Uebungen für die Kinder unmittelbar vor die Schulentlassung gelegt, wie das bisher in vielen Pfarreien, vielleicht in den meisten, geschehen ist, so war das am Ende gut gemeint, aber vom pädagogischen und psychologischen Standpunkt aus nicht zu billigen. Der Uebergang und Eintritt ins Leben darf nach den Exerzitien nicht zu plötzlich kommen. Dies ist aber der Fall, wenn schon am selben oder innerhalb weniger Tage die Schulentlassungsfeier stattfindet. Daß zu dieser Zeit bei den Kindern eine gute Exerzitienstimmung kaum oder nur schwer zu ermöglichen ist, dürfte auf der Hand liegen. Denn in den letzten Tagen der Schulzeit ist ein Junge oder Mädchen für alles andere zu begeistern als für ernste Gedanken und Erwägungen. Nehmen wir den jungen Menschen, wie er ist und gehen wir einmal im Geiste in unsere eigene Kindheit zurück! Jeder weiß aus Erfahrung, daß er vor der Schulentlassung allzu lebhaft an die goldene Freiheit gedacht. Lustschlösser wurden gebaut, Zukunftspläne geschmiedet, Tage und Nächte gezählt und selige Stunden hat man erlebt beim Gedanken an den letzten Schulgang. Dieses mannigfache Spiel der Phantasie wirkt ohne Zweifel hemmend und störend auf die Gemüther der Jugendlichen und da ist an eine ernste Stimmung für die heiligen Uebungen nicht zu denken. Ein anderer Grund kommt noch hinzu, der nicht übersehen werden darf. Wenn Ostern spät fällt und die Exerzitien kurz vor dem 1. April stattfinden, muß das eine oder andere der Kinder bereits in die Lehre gehen oder es sucht sich eine Stelle zum Quartalswechsel, muß sich anmelden, vorstellen u. s. w. Auch dadurch wird die innere Sammlung und der Erfolg der heiligen Uebungen gefährdet und in Frage gestellt.

Aus all dem ergibt sich: Der Termin zur Abhaltung der Exerzitien muß möglichst früh gelegt werden. Zum mindesten sollte nach den Exerzitien den Kindern die eine und andere Woche, der eine und andere Sonntag noch übrig bleiben, damit all das Gute, das die Einkerztage in ihren jugendlichen Herzen gewirkt, durch die öftere heilige Kommunion mehr und mehr vertieft und verankert wird. Vergessen wir nicht, die Vorsätze der Kinder sind wie kleine und zarte Treibhauspflänzchen, sie dürfen nicht plötzlich aus der Wärme in die rauhe und kalte Weltluft getragen und dort gleich jedem Sturm und Unwetter ausgesetzt werden — ein allmählicher Uebergang ins Leben muß stattfinden.

Am idealsten wäre es, wenn sämtliche Kinder im Anschluß an die Exerzitien die sechs aloisianischen Sonntage halten könnten und sich dann in der Woche nach dem letzten Sonntag die offizielle kirchliche

und weltliche Schulentlassungsfeier anschließen würde. Darum ein Vorschlag. Die Exerzitien beginnen am Aschermittwoch und endigen mit dem ersten Fastensonntag. Dann bleiben sechs Sonntage übrig. Oder man beginnt mit dem Sonntag Sexagesima, beziehungsweise Septuagesima. Doch läßt sich eine allgemeine Regel nicht aufstellen, weil die verschiedensten Gründe und Schwierigkeiten mitspielen können. Niemals aber sollte aus den oben angeführten Motiven die Passions- oder Karwoche als Termin gewählt werden. Dann lieber schon im Jänner die Exerzitien halten und später an bestimmten Sonn- oder Werktagen den einen und anderen Vortrag noch einlegen zur Auffrischung und Vertiefung der gehörten Exerzitienwahrheiten.

III. Der Exerzitienleiter bei den Kinderexerzitien.

Wer soll die Exerzitien vor der Schulentlassung halten? Der eigene Pfarrer? Oder der Kaplan? Oder ein Nachbargeistlicher? Oder ein Ordensmann? Die Ansichten sind sehr verschieden.

Wenn die eigene Pfarrgeistlichkeit die heiligen Uebungen vornimmt, so hat dies seine Berechtigung. Der Pfarrer und Kaplan und Rektor kennen am besten die Kinder, sie wissen aus Erfahrung manches in bezug auf Familienverhältnisse, Erziehung, Umgebung, Vererbung, Verführung u. s. w. Darum ist ihnen eine individuelle Behandlung der einzelnen Kindespsyche leichter möglich.

Es sprechen aber auch Gründe dafür, daß ein Nachbargeistlicher die Exerzitien übernimmt. Der Hauptgrund wird jedem erfahrenen Seelsorger bekannt sein, er sei hier nur angedeutet: Propter integritatem et sinceritatem confessionis. Wer Einblick in Kindes-seelen hat, kann bestätigen, daß gerade der äußere Umstand des Personenwechsels oft von großer Tragweite ist für das Konfessionale. Haggeney führt in seinem Büchlein „Kinderseelsorge“ als weiteren Grund an: „Der eigene Pfarrer hat schon so oft zu den Kindern geredet, daß jetzt eine Abwechslung dazu dienen wird, das Interesse und die Aufmerksamkeit der Kinder zu wecken. Dies hat auch den Vorteil, daß die Ermahnungen, die der Pfarrer schon oft gegeben, durch die Worte des fremden Herrn bekräftigt werden“ (pag. 18).

Muß der fremde Herr ein Ordensmann sein? Notwendig ist das nicht. Es hat aber auch viel für sich, wenn ein Pater die heiligen Uebungen abhält. Kinder sind einmal Kinder, sie schauen gern auf das Äußere, und das Ordenskleid verfehlt bei manchem Kind seine Wirkung nicht. Ein alter, frommer, erfahrener Pastor sagte diesbezüglich dem Schreiber dieser Zeilen: „Offen gestanden, Pater, am liebsten würde ich selber die Kinderexerzitien halten, ich habe nämlich die Kinder so gern; aber das tue ich grundsätzlich nicht, dafür lade ich immer einen Pater ein. Der kennt die Kinder noch besser, weil er überall herumkommt; und dann halte ich es für sehr wichtig, daß alle Kinder, bevor sie ins Leben gehen, bei einem ganz fremden Geistlichen eine gute Lebensbeichte ablegen.“

Auch hier läßt sich keine starre Regel aufstellen. Die Hauptsache ist, daß die Exerzitien gehalten werden und daß derjenige sie hält, der mit Kindern umzugehen weiß. Nicht jeder eignet sich dafür. Es kann einer sonst ein tüchtiger Prediger oder glänzender Redner sein, und doch findet er bei Kinderpredigten nie den richtigen Ton. Bertrams hat recht, wenn er in seinem bereits erwähnten Büchlein schreibt: „Der Geeignete soll es tun, der das meiste Zeug dazu hat; jedenfalls nur einer, denn methodisch muß das Ganze ein Guß sein, andernfalls ist die seelische, ganz tiefe Erfassung des Kindes wegen Mangel an Einheitlichkeit in Stoff und Form gefährdet, und das wäre für den Erfolg, der garantiert sein muß, äußerst verhängnisvoll“ (pag. 7).

IV. Der Hochwert der Schulentlassungsexerzitien.

Der jüngst verstorbene Bischof Keppeler hat den inhaltsschweren Satz gesprochen: „Viele benützen die erste Hälfte ihres Lebens dazu, um sich für die zweite Hälfte unglücklich zu machen.“

Die Exerzitien für die ins Leben tretende Jugend sollen u. a. den Knaben und Mädchen christliche Grundsätze und Richtlinien geben, wie sie durch gewissenhafte und gottgefällige Benützung der Jugendzeit sich eine schöne und glückliche Zukunft bereiten können. Nun die Frage: Wird dieser Zweck erreicht? Stiften diese Exerzitien Nutzen und Segen?

Manche sagen: Nein, was kommt denn dabei heraus? Es sind ja Kinder, und denen Exerzitien halten ist nur Tantalusarbeit. Wer so denkt und spricht, der hat noch nie selber solche Uebungen vor der Schulentlassung geleitet, sonst hätte er die heilige Begeisterung und den Ernst wahrgenommen, ja er wäre Zeuge gewesen von der reinen Lebensfreude und dem seligen Herzensglück, welches die jungen Leute in diesen Tagen der Einsamkeit verkostet haben. Wenn auch bei dem einen oder andern Kinde der Zweck der Uebungen nicht so vollkommen erreicht wird, einen praktischen Nutzen haben sie immer: alle Knaben und Mädchen können vor dem wichtigen Schritt ins Leben durch eine gute und aufrichtige Lebensbeichte mit der Vergangenheit abschließen. Und das hat viel zu bedeuten. Wenn nämlich ein Kind seinen schlimmen Gewissenszustand bei der Schulentlassung nicht in Ordnung bringt, so kann ihm das für Zeit und Ewigkeit verhängnisvoll werden.

Gewiß, es sind noch Kinder, aber die Erfahrung lehrt, wie bei diesen Uebungen die leichtfertigesten und oberflächlichsten oft am tiefsten erfaßt werden, und wie die flatterhaftesten nicht selten die reumütigsten sind. Bei den Mädchen sowohl als bei den Knaben.

Jedenfalls kann die Bedeutung und der Hochwert der Schulentlassungsexerzitien nicht genug betont werden. Es hängt viel, sehr viel davon ab. Mehr als bisher bildet heute der Abschied von der Schulbank einen Markstein im Leben des Kindes. Manchem Priester

möchte bisweilen das Herz bluten, wenn er daran denkt, wie sehr einige der Kinder jetzt schon gefährdet sind. Glaubenslose Eltern, verderblicher Umgang, Besuch von Kino und Theater, vergiftete Lektüre, Gefahren auf der Straße und in den Arbeitsstätten: all das wird zusammenwirken, um den guten Samen, der in den Schuljahren von Priester- und Lehrerhänden in die Kinderherzen hineingesenkt wurde, im Keime zu ersticken. Wie notwendig ist es da und welch hohen Wert haben die Exerzitien, die den Unerfahrenen eine gründliche Lebensauffassung vermitteln und sie zur christlichen Lebensführung anspornen! Sicherlich wird mehr als ein gefährdetes Kind in diesen Tagen der Einkehr Halt und Stütze finden für seinen späteren Beruf. Und selbst wenn ein junger Mensch trotz der Exerzitien auf Abwege kommen sollte: die Erinnerung an die schönen Schlußtage seines Schullebens wird vielleicht so stark und mächtig sein, daß sie wie ein rettender Anker das aus dem Kurs geratene Lebensschifflein vor dem Verschellen bewahrt. Des öfteren schon hat es sich erwiesen, wie die eine oder andere Exerzitienwahrheit dem Menschen durchs Leben nachgeht, nicht selten bis zum Sterbebett.

Deshalb kann ein Seelsorger den aus der Schule Scheidenden nichts Besseres, Edleres, Schöneres, Nützlicheres auf den Lebensweg mitgeben als die heiligen Standesexerzitien vor der Schulentlassung.

V. Zur Methode der Schulentlassungsexerzitien.

Nur noch einige Winke und Ratschläge aus der Praxis — für die Praxis.

1. Ob es wohl ratsam ist, den Kindern geschlossene Exerzitien zu geben? Viele sind dagegen, weil sie keine gute Erfahrung damit gemacht haben. Meistens erlauben es auch die örtlichen oder finanziellen Verhältnisse nicht, diese Art zu wählen. Darum sind die halbgeschlossenen Exerzitien vorzuziehen. Das heißt, die Kinder bleiben mit Ausnahme der Essens- und Schulzeit unter Kontrolle einer Lehrperson oder des betreffenden Exerzitienleiters.

2. Als Versammlungsort kommt in erster Linie eine Kapelle in Betracht, sei es eine Schwesternkapelle oder ein Kirchlein, das hie und da zum Gottesdienst benützt wird. Ist keine Kapelle und kein Kirchlein vorhanden, so eignet sich ein Vereinsaal; dieser wird ein wenig geschmack- und pietätvoll eingerichtet, damit auch das Äußere zu einer guten Exerzitienstimmung verhilft. Fehlt auch der Vereinsaal, dann bleibt nur noch die Kirche oder Schule übrig. Und mögen die lokalen Verhältnisse in einer Pfarrei noch so ungünstig liegen, so gilt das schöne Wort: Wo ein Wille, da auch ein Weg.

3. Weil die Exerzitien in die Schulzeit fallen, ist die genaue Beobachtung einer fixen Tagesordnung schwer durchzuführen bei den Kindern. Wenn man aber frühzeitig bei der Schulbehörde, die

auf höfliches Ersuchen hin gerade bei den Kindererexzitten, die ja im eminenten Sinne Jugendpflege bedeuten, sehr entgegenkommend ist, wenigstens das Verlegen oder Ausfallen einiger Schulstunden erzielt, so ist damit schon viel gewonnen. Aus diesem Grunde sollte vorher zwischen Seelsorger und Lehrpersonen eine besondere Konferenz anberaunt werden. Im Elternbeirat und Mütterverein bietet sich dafür die günstigste Gelegenheit.

4. Bewahren wir Priester uns in der Kinderseelsorge einen gesunden Optimismus! Enttäuschungen und Mißerfolge bleiben nicht aus. Aber Mißerfolge dürfen ein Priesterherz nie pessimistisch machen oder gar zur Untätigkeit verleiten. Am wenigsten bei den Seelen, die vielleicht in Bälde schon der Obhut und Wachsamkeit des Priesters mehr oder weniger entrissen werden. Wenn auch einzelne Knaben und Mädchen selbst in den Tagen der heiligen Uebungen nicht den nötigen Ernst bewahren sollten, deshalb dürfen wir die Guten und Eifrigen darunter nicht leiden und büßen lassen. In den meisten Fällen trifft doch zu, was Weihbischof Sträter so aufmunternd schreibt: „**Kindererexzitten, wohlvorbereitet und gut gehalten, sind Taborstunden für Seelsorger und Kinder**“ (Vertrams, I. c., 6).

Anmerkungen zur Verwendung der Parabeln des Herrn auf der Kanzel.

Von Univ.-Prof. Urban Holzmeister S. J., Innsbruck.

Die alten Klagen über mangelhaften Besuch der Predigt namentlich in den Städten wollen nicht verstummen; allein seit langem wurde als wirksames Gegenmittel der Rat erteilt, die Predigt in jeder Weise zu vervollkommen. Im folgenden soll in bezug auf jene beträchtliche Anzahl von Sonntagsevangelien eine Reihe von diesbezüglichen Bemerkungen geboten werden, in denen die heilige Kirche die unübertrefflichen Bilderreden des Heilandes dem Volke vorlegt. In ihnen erhalten wir zuerst ein dem natürlichen Leben entnommenes Bild, in dem dann der göttliche Meister eine übersinnliche, meist übernatürliche Lehre veranschaulicht. Demnach unterscheidet man in den Gleichnissen die „Bildhälfte“ von der „Sachhälfte“. Letztere erreicht nur zweimal den Umfang der Bildhälfte (bei den Gleichnissen vom Sämann und vom Unkraut). Sonst ist sie nur ganz kurz; z. B. bei der Parabel vom Samariter besteht sie nur in dem kurzen Satze: „Geh' hin und tue desgleichen“ (Lk 10, 37), beim „Verlorenen Sohne“ und anderswo ist sie überhaupt nicht ins Evangelium aufgenommen worden.

Demnach betreffen die hier gebotenen Bemerkungen zunächst (I.) das vom Herrn verwendete Bild, an zweiter Stelle (II.) die durch

dasselbe zu erläuternde Lehre. Es sei betont, daß ein Teil dieser Anregungen und der Beispiele dem bisher vergriffenen Werke von L. Fond, Die Parabeln des Herrn im Evangelium (Zürich 1900, 1909), entnommen ist, das soeben in einem billigen anastatischen Neudruck in 4. Auflage erschienen ist (Zürich 1927, Rauch, XXXIV u. 927 S. 8°, S. 9—, geb. S. 12—).

I. Das dem Leben entnommene Bild.

Der eigenartige Reiz, der in den Gleichnissen des Heilandes liegt, besteht darin, daß in dieser Literaturgattung nichts dem Evangelium Ebenbürtiges vorliegt. Das Alte Testament bietet beachtenswerte Ansätze, bei den Aposteln, namentlich bei Paulus haben wir würdige Erzeugnisse eines hohen Geistes, aber keine der beiden Gruppen reicht im entferntesten heran an die schlichten Erzählungen des Meisters von Nazareth. Was der Talmud und die übrige nachbiblische Literatur der Juden in diesem Punkte bietet, ist fast durchwegs einfachhin minderwertig. Die Profanschriftsteller des Ostens und des Westens vom Altertum bis in unsere Tage bieten manche wohlgelungene Fabel und viele treffende Sprüche, ja gelegentlich haben sie sich auch ans Parabeldichten gewagt; aber wenn man auch alle diese Perlen aus der Gesamtliteratur zusammenreihen wollte, so käme das Evangelium nicht im entferntesten in Gefahr, den ersten Literaturpreis in den Bilderreden zu verlieren. Woher dieser allüberwiegende Primat der doch so schlichten Reden? Nur der Umstand kann dies erklären, daß hier der Schöpfer der Natur redet, daß jener Geist uns belehrt, der einerseits die Sinnenwelt, den Menschen mit eingeschlossen, aufs erschöpfendste durchschaut, andererseits aber ebenso vollkommen die Uebereinstimmung kennt, die er selbst in das Verhältnis zwischen Sinnenwelt und Geisteswelt gelegt hat. Durch diese Harmonie wird die sinnlich wahrnehmbare Schöpfung, von der allein wir eine klare Anschauung besitzen, ein Bild des Uebersinnlichen. — In den Gleichnissen hat uns nun der Heiland auf solche Fälle verwiesen, in denen diese Harmonie besteht. Wer demnach dem göttlichen Lehrmeister diese Bilderreden in einer Weise nacherzählen will, die dem Hörer gefällt und ihn fürs weitere geneigt macht, der muß es auch als Ideal erstreben, diese Bilder mit der gleichen Anschaulichkeit dem Hörer vorzuzaubern. Er muß sich alle erdenkliche Mühe geben, daß seine Schilderung bei aller Genauigkeit lebendig wird und im Geiste des Hörers Gestalt gewinne. Dann sieht dieser bereits im irdischen Bilde die übernatürliche Lehre durchschimmern, und zwar ist ihre Wahrheit einleuchtend und anziehend. Damit ist der nächste Zweck der Predigt erreicht: der Hörer ist für die Lehre gewonnen.

Dieser einen Forderung, das Bild möglichst anschaulich dem Hörer vorzuführen, sollen die folgenden Winke dienen.

1. Der erste gilt nicht nur für die Gleichnisse, sondern für alle längeren Bibelstellen belehrenden, erzählenden Inhaltes: Es dürfte sich empfehlen, die Gleichnisse nicht immer in der allbekannten Form zu wiederholen, sondern sie werden mehr Interesse finden, wenn sie in neuer, passender Weise erzählt werden.

So wird es einem fleißigen Besucher der Predigten wenig Freude machen, immer wieder hören zu müssen: „Ein Mann hatte zwei Söhne . . .“ Er wird gerne darauf verzichten, das Sämannsgleichnis, das er eben wieder aus dem Evangelium vernommen, darnach nochmals, etwa noch in schlechter Uebersetzung, nacherzählt zu bekommen. Man verlese vielmehr die Zuhörer in lebendiger Weise in die Szene, welche das Gleichnis voraussetzt. Man lasse sie z. B. am 21. Sonntag nach Pfingsten persönlich miterleben die aufregenden Vorgänge am Hofe eines morgenländischen Kleinfürsten, der seine Angestellten zur Rechenschaft zusammengerufen hat. Man mische sich im Geiste unter die schaulustige Menge, man höre aus dem Volksmunde, was der eine Beamte für eine schlimme Rechenschaft zu erledigen hat („denkt euch, 10.000 Talente ist er schuldig“); man schaue gespannt auf ihn, wie er plötzlich jubelnd den Palast verläßt, dann aber, während er von seinen Freunden den Glückwünsche erhält, in der angegebenen empörenden Weise über einen derselben, also über einen Gleichgestellten, wegen einer Kleinigkeit die Schuldhast verhängt.

In derartigen Zeichnungen biblischer Bilder ist Kardinal Faulhaber ein unübertroffener Meister. Wer lernen will, das ewig schöne Bibelwort in die Sprache des modernen Menschen zu setzen, der lese z. B. das lehrreiche Buch des Münchener Oberhirten: „Charakterbilder der biblischen Frauenwelt“ (Paderborn 1912, 1926) und sehe, wie mit wenigen Strichen die wesentlichen Züge des Bildes in neuer, durchaus passender Weise hervortreten.

Man wende nicht ein, daß der von Gott selbst gewählte Wortlaut der Bibel bereits die höchste Vollkommenheit dessen darstellt, was geboten werden kann. Man stelle nicht die peinliche Frage, wo sich denn jener Prediger finde, der sich erheben wollte, Gottes Wort durch seine eigenen Sprachkünste zu überbieten. — Gewiß ist die Weise, in der St. Lukas uns die Beispiel-erzählung vom barmherzigen Samariter überliefert hat, unübertrefflich an Lebendigkeit, Kraft und Einfachheit. Allein viele haben sie fast auswendig in der Erinnerung, ohne in ihren tiefen Inhalt voll und ganz eingeführt worden zu sein. Wird ihnen nun dieser in neuer, origineller Form geboten, so erschließt sich ihnen erstmals das Verständnis, während die monotone Wiederholung des bekannten Textes nur das Gegenteil von der erzielten Erbauung bringt, Langweile und Ueberdruß. — Es handelt sich also keineswegs darum, den heiligen Text durch einen andern, selbst ausgeflügelten und fein zugefeilten zu ersetzen, sondern es soll nur empfohlen werden, neben den vom Heiland und den Evangelisten gewählten Wortlaut einen andern zu setzen, der jenen verdeutlichen soll, der den springenden Punkt ins volle Licht setzt, dunkle Einzelheiten aufklärt und so die Anschaulichkeit erhöht.

2. Es muß ausdrücklich auf jene Punkte im Bilde hingewiesen werden, in denen die Lehrerzählung Verhältnisse voraussetzt, die von den unserem Volke bekannten verschieden sind.

Diese Forderung ergibt sich daraus, daß der Heiland seine Bilder eben seiner Umwelt entnommen und zunächst für seine Hörer vorgelegt hat. So konnte es nicht ausbleiben, daß er vielfach die Eigenart des Morgenlandes und des biblischen Altertumes im Auge

hatte und darum oft von Umständen ausgeht, die uns ganz fremd sind. Somit ist es oft eine Vorbedingung zum Verständnis biblischer Bilder, sich und seine Hörer mit diesen uns fremden Zügen genau bekannt zu machen.

a) So ist z. B. der Grundgedanke vom Senfkornvergleichnis uns Mitteleuropäern keineswegs aus eigener Erfahrung bekannt. Wir kennen zwar den weißen und den schwarzen Senf, also jene „Gartenpflanze“, die der Herr uns vorführt. Allein bei uns hat der Senf keineswegs jene zwei Eigenschaften, derentwegen der Heiland von ihm eine Lehre entnimmt. α) Bei uns ist der Senf nicht jene Nutzpflanze, welche den kleinsten Samen besitzt — der dem biblischen Altertum fremde Mohn hat bedeutend kleinere Körner. Darum konnte sich auch bei uns nicht der sprichwörtliche Vergleich bilden: „klein wie ein Senfkorn.“ So ein Ausdruck gehört in die Kulturwelt des Morgenlandes, wo er auch häufig verwendet wurde; man vergleiche das Wort Mt 17, 19; Lk 17, 6 vom Glauben „wie ein Senfkorn“ und die talmudische Maßbestimmung: „ein Blutstropfen so groß wie ein Senfkorn“ (Strack-Billerbeck, Kommentar zum N. T. aus Talmud und Midrasch, I., 669). Noch weniger kennen wir β) die zweite im Bilde verwendete Eigenart dieser Pflanze: in unsern Gärten und Aekern entwidelt sich der Senf keineswegs mit jener Ueppigkeit wie im Morgenlande, wo die Senfstände bisweilen eine Höhe von 3 m erreicht und mit ihrem hölzigen Stengel etwas „Baumartiges“ an sich hat. — Wenn nun der Prediger diese doppelte Eigenart des morgenländischen Senfs den gespannt lauschenden Zuhörern vorführt, dann ist es ihm nicht mehr schwer, die vom Heiland bezweckte Lehre ihnen beizubringen und zu zeigen, wie sich das Gottesreich aus kleinen, ganz unscheinbaren Anfängen zur weltumspannenden Kirche entwidelt hat.

b) Im Gleichnis von den Arbeitern im Weinberge stört den Hörer die fast nervös zu nennende Sorge des Hausvaters, der immer wieder nach Arbeitern ausgeht und sogar noch um 5 Uhr abends sich neuen Zuzug besorgt. Jeder Landwirt fragt nach dem Grunde dieser Eile. Man betone mit wenigen Sätzen, wieviel zur Erntezeit im Weinberge selbst in wenigen Wochen an Arbeit zu leisten war. Man hatte die Trauben nicht nur abzuschneiden und zusammenzutragen; auch die Kelter war im Weinberg in den Felsen gehauen. Dort mußten also die Trauben mit den Füßen zertreten werden, von dort mußte der rasch gegorene Most in Schläuchen nach Hause geschafft werden. Wie leicht konnte da namentlich an einem Tage vor dem Sabbat der Fall eintreten, daß ein Stück Arbeit um jeden Preis vor Sonnenuntergang und dem bald darauf eintretenden Dunkel beendet werde!

c) „Die Parabel“ schlechthin, d. h. das Sämannsgleichnis bleibt so lange fast unverständlich, als man sich nicht losmacht von dem uns bekannten Bilde unseres Aekers. Dieser ist eine schöne, regelmäßige Fläche in der Ebene oder an einem Abhang, die aus homogenen, aus gleichartigen Teilen besteht. Der morgenländische Acker hingegen, den das Gleichnis voraussetzt, liegt auf einem Hügel und besteht aus fünf grundverschiedenen Teilen. Der eine — der freilich in der Parabel nicht erwähnt wird — α) ist der nackte Fels, der da und dort zu Tage tritt; daneben aber β) ist der Felsboden nur ganz oberflächlich von einer dünnen Humusschicht bedeckt. Auf diesem „kleinigen Grunde“ geht das Samentorn wohl auf, ja es geht an ihm sogar eine beschleunigte Entwicklung vor sich; das Pflänzchen kann ja keine ordentlichen Wurzeln nach unten treiben, es wird somit seine ganze Keimkraft nach oben entfallen. Allein ebenso schnell ist sein junges Leben durch die dörrenden Sonnenstrahlen beendet. γ) Dann durchzieht den Acker ein Weg, auf dem nicht einmal ein erster Anfang von Wachstum möglich ist. δ) Das gute Erdreich, in dem diese Hindernisse nicht vorhanden sind, ist vielfach von Unkrautsamen und -wurzeln besetzt und besitzt selbst ε) eine verschiedene Fruchtbarkeit. — Jetzt ist es freilich leicht, den Zuhörerkreis des Heilandes und

ebensogut den seiner Vertreter bis ins letzte Dorfkirchlein in vier verschiedene Kategorien einzuteilen und alle vor den Hindernissen der Gnade zu warnen, aber auch zur größten Vollkommenheit zu ermahnen, mit der sie der Gnade Gottes Zutritt gewähren sollen.

d) Ein kritischer Kopf könnte vielleicht gegen das Wort des Heilandes: „Niemand kann zwei Herren dienen“ (Mt 6, 24) Widerspruch erheben. Und in der Tat, es würde nicht schwer fallen, auf Beispiele zu verweisen, wie jemand ganz gut z. B. zugleich Geselle bei einem Meister und Briefträger sein kann, wie man es also ganz gut fertig bringt, zugleich, natürlich zu verschiedenen Stunden, seinem Meister und dem Staate zu dienen. Gar manche Waschfrau könnte sich melden, die an jedem der sechs Wochentage einer anderen Herrin dient. Allein der Heiland hat eben nicht unser Dienstverhältnis im Auge, das durch einen freien Vertrag zwischen Arbeitgeber und Arbeiter eingegangen wird und eben darum auf eine bestimmte Arbeitszeit beschränkt werden kann. Er setzt natürlich jenes „Dienen“ voraus, welches das Altertum mit seiner fürchterlichen Sklaverei kannte. Damals war der Sklave ein völliges Eigentum seines Herrn, der ein volles Recht auf eine dauernde und völlige und darum ausschließliche Arbeitsleistung des Sklaven besaß. Damals war es demnach freilich unmöglich, zwei Herren zu dienen. — Da war es nun dem Heiland leicht, in der Sachhälfte zwei Dinge auszuführen, die im Evangelium nur kurz angedeutet sind: a) Gott der Herr hat als unser Schöpfer auf jeden von uns und seinen Dienst ein heiliges Recht, das ebenso weit, ja noch weiter geht wie das des Herrn auf den Sklaven. b) Derjenige, der nach Reichtum strebt, kommt in ein wahres Abhängigkeitsverhältnis dieser seiner Leidenschaft und wird ihr Sklave, da er sich ihr völlig ausliefert. — Jetzt ist die Schlußfolgerung klar: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“

e) Ein weiteres Beispiel werden wir sofort im Gleichnis vom „Bergmachen“ kennen lernen.

3. Man löse die Allegorien der Bibel dem Volke stets in Parabeln auf.

Die genannten zwei Redegattungen haben das eine Gemeinsame, daß in ihnen eine übernatürliche Wahrheit durch ein aus dem Leben genommenes Bild veranschaulicht wird. Allein während in der Parabel Bild und Wahrheit nebeneinander und voneinander reinlich geschieden vorgelegt sind, sind sie in der Allegorie ineinander geschoben, sie durchdringen sich in der Weise, daß gleich die Wahrheit durch Ausdrücke, die dem Bilde, also der Sinnenwelt entnommen sind, vorgeführt wird. Wenn der Heiland gegen die Pharisäer das Wort gebraucht: „Eine jede Pflanzung, die mein himmlischer Vater nicht angelegt hat, wird ausgerottet werden“ (Mt 15, 13), so versteht er unter dem Worte „Pflanzung“ nicht Sensstauden oder Zwiebeln oder andere Gartengewächse, sondern ein Lehrsystem, das natürlich nicht mit der Hand aus dem Boden entfernt und so „entwurzelt“ wird, sondern von Gott auf andere Weise vernichtet und aus seinem Garten entfernt wird. Eine Allegorie besteht somit aus einer Reihe von bildlich, „metaphorisch“ gebrauchten Ausdrücken, die demselben Objekt entnommen sind. Würde das vorliegende Beispiel in eine Parabel verwandelt, so hätte es etwa folgenden Wortlaut: „Rein Gärtner, kein Bauer wird es dulden, daß ein Fremder auf seinem Grunde, namentlich wenn er ihn bereits bestellt hat, eigenmächtig Kulturen anlege; sollte aber doch so etwas versucht werden, so würden

derartige Eindringlinge vom Eigentümer unbarmherzig beseitigt werden. Nun bilden die Pharisäer und ihre Lehre im Gottesreiche einen solchen Fremdkörper, der von Gott (früher oder später) entfernt wird.“ — Jetzt sieht jeder ein, wieviel der genannte Vers durch diese Umschreibung an Anschaulichkeit fürs Volk gewonnen hat. Schriftstellerisch freilich gereicht es dem ersten Evangelisten zur Ehre, daß er von der Rede des Heilandes, die natürlich viel ausführlicher gewesen ist und nur im Auszug geboten werden konnte, nur die alles zusammenfassende Allegorie uns überliefert hat. Aber dem Volke gegenüber, das bildliche Ausdrücke nur schwer versteht, ist eine Auflösung vonnöten.

Dies tritt besonders bei zwei liturgischen Perikopen zu Tage. a) Am vierten Adventssonntag erhalten die Gläubigen als Erklärung für die so klare Weihnachtsermahnung „Bereitet dem Herrn den Weg“ einige unverständene Winke von einem „Tale“, das auszufüllen, von „Berg und Hügel“, die abzutragen sind. Niemals ist ihnen der genaue Sinn dieser Worte klar geworden. Man beginne mit dem offenen Geständnis: Um das heutige Evangelium klar zu verstehen, müssen wir uns ins Heilige Land versetzen und den Zustand der öffentlichen Verkehrswege uns näher ansehen. Da denkt für gewöhnlich kein Mensch ans Herrichten der Wege; weder der Staat noch die Gemeinde noch der einzelne Bürger tut etwas, um sie in Ordnung zu halten. Wie es nun da aussehen muß, das könnt ihr euch leicht vorstellen, wenn ihr nach einem heftigen Gewitter einen unserer Bergwege hinanstiegt. Da hat das Regenwetter tiefe Furchen ausgefressen, die den Weg wie kleine Tälen durchziehen. Daneben ist der nackte Fels herausgewaschen worden; große Steine stehen wie kleine Berge im Wege und behindern den Fuß des Wanderers. Aber an solchen Schwierigkeiten stößt sich im Morgenlande kein Mensch; munter geht es über Stock und Stein, alles hüpfet von einem Stein auf den andern über die Furchen dahin, (wie wir es in der Epistel von Maria Heimsuchung lesen vom geliebten Bräutigam, der daherkommt „hüpfend auf den Bergen und die Hügel überspringt“ Cant 2, 8). Auch die Esel und die Pferde und die Kamele sind daran gewöhnt; es ist eben immer so gewesen. — Aber es kommt doch mitunter eine Zeit, wo man ans Wegemachen denken muß, und das trifft dann und nur dann ein, wenn der König eine entlegene Provinz bereist; der königliche Wagen kann natürlich auf solchen Wegen nicht einherziehen. Glaubt ihr aber, daß der König einen Straßenmeister vorausschickt und gut bezahlte Arbeiter oder daß er etwa durch Soldaten oder Kriegsgefangene oder Sklaven sich eine schöne Kunststraße herstellen läßt? Das alles wäre ihm viel zu teuer. Da gibt es ein viel billigeres Mittel: es werden Fronarbeiten angeordnet, es wird alles Volk gezwungen zum Wegemachen. Da schickt der König einfach einen Boten voraus und der läßt landauf, landab seine Stimme erschallen: „Bereitet dem Herrn den Weg, macht eben seine Pfade.“ Und dieser Herold gibt noch genauere Anweisungen: wo die Regengüsse tiefe Furchen aufgerissen haben, da muß Erde aufgeschüttet werden („jedes Tal muß ausgefüllt werden“). Wo die Steine heraus schauen, müssen sie verschwinden, indem sie ausgegraben werden oder um sie herum der Boden aufgefüllt wird („jeder Berg und Hügel muß abgetragen werden“). Dann gehen die Wege häufig in krummen Linien um die Grundstücke herum — der Eigentümer verwehrt mit gutem Rechte den Durchgang. Derartige Rücksichten hören aber jetzt auf; schnurgerade muß die „Königsstraße“ durch den besten Ackergrund gezogen werden: „was krumm ist, muß gerade werden.“ Schließlich muß die Straße noch geschottert werden, erst mit Steinen, dann mit Kies und schließlich mit seinem Sand: „was rauh ist, soll ebener Weg werden.“ Mit diesen Anweisungen hat der Königsbote seinen Auftrag erfüllt. Es fällt dem König nicht ein, Werkzeuge zu schicken;

die müssen die Untertanen selbst stellen. Wer kein Eisengerät hat, kann mit einem Holz arbeiten und wer den Schotter nicht anders herbeischaffen kann, muß ihn mit den Kleidern herbeischleppen. Höchstens sendet der König durch den Herold ein paar Peitschen, damit die Säumigen wirksam an ihre Untertanenpflichten erinnert werden.

Nun blickte einst der Prophet Isaias in die glückliche Zeit der Zukunft, in der der König des Himmels selbst in der Menschwerdung die Erde betreten sollte. Aber da muß er sehen, wie es drinnen in den Herzen der Menschen ebenso verwahrloßt aussieht wie draußen auf den Verkehrswegen im Lande. Allein er schaute auch, wie Gott da bereits vorgesorgt und einen Wegebereiter in der Person des heiligen Johannes des Täufers vorausgesandt hat. So legt nun Isaias dem großen Jordanpropheten die Worte in den Mund, mit denen ein königlicher Herold die Untertanen zum Wegebereiten auffordert. „In der Wüste ertönt eine Stimme: . . .“ — Aber in einem Punkte gilt etwas ganz anderes. Fragen wir uns: was haben denn die armen Untertanen des Morgenlandes nach den schweren Vorbereitungen von so einem Königsbesuch? Herzlich wenig. Der absolute Herrscher, dem am Wohle seines Volkes und besonders so einer entlegenen Provinz wenig liegt, kommt vielleicht nur, um die Steuerschraube noch kräftiger anzuziehen oder um eine Mobilisierung vorzunehmen. Gines nur haben die Untertanen für die harte Arbeit des Wegemachens: sie dürfen den König anschauen, wenn er auf seinem Wagen daherkommt, natürlich nur kniend, nachdem sie sich zuvor auf den Boden vor ihm niedergeworfen haben. — Wie ganz anders beim Gotteskönig! Er, der „nicht gekommen ist, sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen“ (Mt 20, 28; Lk 22, 27), will allen das Heil bringen. Und so schließt die Täuferrede mit der freudigen Versicherung: „und alle Menschen werden das Heil Gottes schauen“, d. h. das vom allmächtigen und allgütigen Gott in der Menschwerdung gewirkte Heil. Somit geht die Täuferrede auf die eine Ermahnung hinaus: leistet doch gegenüber dem König der Könige zu eurem wahren und ewigen Heile dasjenige, was ihr dem schlimmsten irdischen Tyrannen ohne Widerrede leisten müßt!

Da dürfte es nicht schwer sein, das Uebrige in stimmungsvoller Ermahnung für das nahe Weihnachtsfest beizufügen.

b) Die andere, gewöhnlich dem Volke dunkel bleibende Allegorie findet sich am dritten Fastensonntag im dritten der Beelzebubgleichnisse. Das zweite stellt offensichtlich den Teufel unter dem Bilde eines Raubritters dar. „Der Starke, der bewaffnet seinen Hof (seine Burg) bewacht“, bis „ein Stärkerer“, namentlich der rechtliche Landesherr, eingreift, bezeichnet den höllischen Zwingherrn, dessen Unwesen der Heiland ein Ende bereitet hat (vgl. Lk 4, 6; Jo 12, 31). — Um so dunkler aber ist das folgende Bild vom „Unreinen Geist“, (der Ausdruck ist die Uebersetzung des Namens Beelzebub, „Herr des Schmutzes“, den der griechische Text hat). Er soll unruhig Wüsteneien durchstreifen und dann zurückkehren, wenn er sein Haus „freistehend“ (Mt 12, 44), mit Besen gereinigt und geschmückt findet. Hier liegt eine Allegorie vor: Satan wird beschrieben als ein flüchtiger Raubritter, dem es, als seine Burg erobert wurde, gelungen war zu entfliehen (etwa in die Trachonitis — Lk 3, 2 — genannte Landschaft bei Damaskus, die heute „el-edschah“ = die Zuflucht“ heißt). Von dort hat er ausgekundschaftet, daß es auf seinem Felsenest nicht mehr recht kriegsmäßig hergeht, daß die Wachen ihre Pflicht nicht tun, daß frohe Feste in Friedenssicherheit gefeiert werden. Jetzt wirbt er eine Handvoll Spießgesellen an, mit denen er — etwa in einer stürmischen Nacht — auf den ihm wohlbekannten Wegen das Schloß überrumpelt, um dann den Burgvogt und die Umgebung in noch schlimmerer Weise zu bedrücken wie früher. — Wird so eine Parabel gebildet, so ist alles klar, namentlich die Pflicht der Wachsamkeit gegenüber dem mächtigen und schlaunen Fürsten der Finsternis, der uns, nachdem der Heiland die Burg unseres

Herzens für seine milde Herrschaft zurückerobert hat, um jeden Preis wiederum unter seine Schreckensherrschaft bringen will.

Das Umgekehrte scheint von der Verwertung der Gleichnisse in der Betrachtung zu gelten. Hier empfiehlt es sich oft, die Parabel in eine Allegorie zu verwandeln. Man verweilt nicht beim vierfachen Ackerfeld, sondern sieht gleich die vier Menschenklassen vor sich, man schaut gleich im durchsichtigen Bilde des Verlorenen Sohnes sich selbst und sein wohlverdientes, von Gott rückgängig gemachtes Geschick. Ich kenne Mitbrüder, welche bei der Erzzitienparabel vom Reiche Christi das Bild von der Werbung des irdischen Königs nicht näher sich vorführen, sondern gleich im Lichte dieses Bildes den Heiland und sein Manifest betrachten. Der Grund ist klar: wer bereits das Bild gewonnen hat, braucht keine weitere Beleuchtung der Wahrheit.

II. Die Lehre.

Ist auch an der Parabel das Bild das charakteristische Element, so ist doch praktisch die Lehre, die durch sie geboten wird, das Wesentliche; ohne sie wäre die Parabel nur ein leuchtender Knalleffekt ohne Wirkung für das übernatürliche Ziel der Predigt. Somit ist auch in der Predigt die Bildhälfte nur ein Mittel zum Zweck und es würde der Prediger zu „einem tönenden Erz und einer klingenden Schelle“ (1 Kor 13, 1) werden, wenn er nicht alles auf die leichte und richtige Erfassung der Lehre einstellen wollte.

Hier sei nur ein Punkt der Beachtung der Prediger empfohlen: man hebe klar jene eine übernatürliche Wahrheit hervor, welche durch das Gleichnis an erster Stelle beleuchtet werden soll.

Man findet nicht selten Beispiele, wie gerne der Prediger dem Fehler verfällt, der bei der Homilie naheliegt, einfach ein Element des Bildes oder mehrere herauszugreifen und irgendwie auf die Wahrheit anzuwenden. Man predigt z. B. auf Septuagesimä vom Reide, weil gegen Ende der Erzählung von diesem häßlichen Laster die Rede ist; man verweilt bei der Unkrautparabel bei dem Worte „als die Leute schliefen“ und konstruiert daraus eine dem Bilde völlig fremde Ermahnung zur Wachsamkeit.

Mit Recht betont J. Meyenberg: „Eine sehr fatale Methode ist es aber, sich immer nur mit einem Gelegenheitsgedanken zu begnügen und nie auf den Kern der Parabel einzugehen . . . Wie oft wird (am 8. Sonntag nach Pfingsten) einfachhin über die Ungerechtigkeit gepredigt — und das Tertium comparationis in der Parabel vom ungerechten Verwalter Jahr für Jahr vollständig übersehen!“ (Meyenberg, Homiletische und katechetische Studien, 7. Aufl., S. 685.)

Nun treffen sich hier die Interessen von Exegese und Predigt vollständig. Letztere betont so sehr die Einheitlichkeit der Rede und die Schrifterklärung muß gerade bei der Parabel davon ausgehen, daß die Lehre, die der Heiland bieten wollte, zunächst nur den einen Grundgedanken betrifft, der Bild und Wahrheit gemein ist. Gewiß gibt es Fälle, in denen vom Heiland selbst ein reichhaltiges Bild Zug für Zug auf die Uebernatur angewendet wird — man denke an die Gleichnisse vom Sämann und vom Unkraut. Aber in der Regel wird nur die allgemeine Formel vorausgeschickt: „Das Himmelreich ist gleich . . .“ oder es wird im Schlußwort der eine

Grundgedanke hervorgehoben. Aber auch dort, wo eine Mehrheit von Zügen ihre Gegenzüge in der übernatürlichen Ordnung besitzt, lassen sie sich alle auf einen Grundgedanken zurückführen und so als einheitliches Ziel des Lehrvortrages ins Auge fassen.

Es ist wohl am einfachsten, wenn wir die liturgisch verwerteten Gleichnisse in der Reihenfolge des Kirchenjahres durchgehen, um jeweils den Grundgedanken richtig zu fassen. In manchen dieser Perikopen nimmt allerdings die Parabel nur einen sekundären Platz ein (vgl. den 3. Sonntag nach Ostern und den ersten im Advent).

1. Sonntag im Advent: Aus dem vollen Eintreten aller Vorzeichen des Weltgerichtes kann man seine Nähe mit derselben unfehlbaren Sicherheit erkennen, mit der man aus dem Sprossen des Feigenbaumes unfehlbar auf die Nähe des Sommers schließt. Dies zu betonen ist besonders wichtig gegen die Adventisten und andere Schwärmer, die aus einzelnen Vorzeichen auf die Nähe des Weltendes schließen.

4. Sonntag im Advent: siehe oben S. 72.

5. Sonntag nach Erscheinung: Das Unkraut. Das vom bösen Feinde in die Kirche verpflanzte Böse wird in ihr jetzt geduldet, am Gerichtstage aber dem Feuer übergeben.

6. Sonntag nach Erscheinung: a) Das Senfkorn. Wir finden den merkwürdigen Gegensatz zwischen den kleinen Anfängen und der folgenden mächtigen Entfaltung einerseits beim unscheinbaren Senfkorn, das rasch zu einem baumartigen Strauch heranwächst, anderseits bei der „kleinen Herde“ Christi, die sich in der ihr verliehenen Gotteskraft zur Weltkirche entwickeln soll. — b) Der Sauerteig. Die ganze Menschheit soll durch die Gotteskraft des Himmelreiches innerlich durchdrungen und umgewandelt werden.

Septuagesimä: Der Himmelslohn hängt nicht in erster Linie ab von der menschlichen Arbeit, namentlich von ihrer Dauer und Schwere, sondern er ist ein Geschenk der freien Liebe Gottes.

Sexagesimä: Der Sämann. Das Schicksal der Gnade entspricht dem des Saatkornes; bald wird gar kein Erfolg erreicht, bald nur ein scheinbarer für einen Augenblick, dann ist wieder ein länger dauerndes, aber doch vorzeitig abgebrochenes Ergebnis vorhanden; aber auch die durch ausdauernde Mitarbeit des Menschen erzielte Gnadenwirkung kann wesentliche Unterschiede aufweisen und darum eine hohe Steigerung erfahren.

3. Fastensonntag: a) Das erste Gleichnis hat seine Hauptbedeutung für den Heiland und seine Heilung der Besessenen: diese sind nicht mit Hilfe des Hauptes der bösen Geister erreicht, da sonst der Teufel sich selbst bekriegen würde und somit sein Reich schon längst zerstört hätte. — b) Zu den Raubrittergleichnissen vgl. oben S. 73. Sie zeichnen amentlich, wie der Heiland in der Osterbeicht und -kommunion uns von der Knechtschaft des höllischen Raubritters befreien will, wie wir aber dessen erneuten Angriffen ausgesetzt sind, von denen uns nur eine ständige Wachsamkeit erretten kann.

2. Sonntag nach Ostern: Der gute Hirt. Wie man eine hinopfernde Sorge für die irdische Herde nur beim Eigentümer findet, so erweist sich der Heiland, dem wir alle angehören, gerade durch den Opfertod als unser Herr.

3. Sonntag nach Ostern: Wie das gebärende Weib nur über schwere Leidensstunden zu den beglückenden Mutterfreuden gelangen kann, so ist es auch das unvermeidliche Los der Gläubigen, ihrem Herrn durch Leid zur Himmelsfreude zu folgen.

2. Sonntag nach Pfingsten: Das große Gastmahl wird verschmäht von den Reichen, die an erster Stelle geladen waren; ihre Plätze nehmen die Armen der Stadt und arme Fremde ein. Dem Gottesreiche bleiben die durch ihr Amt zuerst geladenen Großen des Judentums, die Priester und

Schriftgelehrten, fern; dafür kommen aber arme Juden und fremde Heiden heiläugiger herbei und nehmen ihre Stelle ein.

3. Sonntag nach Pfingsten: Verlorener Besitz (Schafe, Geldstücke) wird dem Eigentümer zum Anlaß eines angestregten Suchens und darauf einer frohen Finderfreude. Dieselbe Sorge wendet der Herr dem für ihn verlorenen Sünder zu, um dann bei seiner reinigen Rückkehr mit den Engeln selige Freude zu empfinden.

7. Sonntag nach Pfingsten: An den Früchten erkennt man den Baum, da Edelobst nicht auf Unkraut zu finden ist. Aber auch das Gottesreich muß an den Christen die von Gott erwarteten Früchte guter Werke als seine auch von den Menschen erwartete Legitimation bringen.

8. Sonntag nach Pfingsten: Selbst der vom ungerechten Verwalter betrogene Herr kann nicht umhin, dessen Schurkenflucht anzuerkennen. Ebenso will der Heiland, daß wir uns in der Klugheit besonders auszeichnen, d. h. wir sollen das uns drohende ewige Verderben von uns dadurch abwenden, daß wir durch den rechten Gebrauch des hinfälligen Erdengutes uns Freunde machen, namentlich Gott selbst, der uns dann in den Himmel aufnimmt.

Es folgen zwei Beispielserzählungen, in denen das Bild nicht wie sonst von der Wahrheit verschieden ist, sondern nur in einem lebendig ausgemalten Einzelfall jener allgemeinen Wahrheit besteht, die in den verschiedensten Formen sich vorfindet.

10. Sonntag nach Pfingsten: Der Pharisäer und der Zöllner. Der sich selbst überhebende Stolz wird auch bei sonst gutem Verhalten zurückgewiesen, die demütige Selbstanklage findet Gnade bei Gott.

12. Sonntag nach Pfingsten: Der Samariter. Jedermann, auch der Fremde, hat, sofern er in Not ist, Anspruch auf unser mitleidiges, in opferwilliger Hilfe ihm erwiesenes Erbarmen.

14. Sonntag nach Pfingsten: Zwei Herren dienen, siehe S. 71.

19. Sonntag nach Pfingsten: Das königliche Gastmahl. Die Großen des Reiches wollen sich nicht dem Königsöhne anlässlich seiner Vermählung huldigend nahen; darum nehmen auch ihre Ehrenplätze die Armen ein. Daselbe wiederholt sich im Gottesreiche. Doch genügt auch in ihm keineswegs eine rein äußere Teilnahme ohne die geziemende Ausstattung eines hochzeitlichen Kleides wie bei jenem einen Gast, der ein solches zurückgewiesen zu haben scheint. Somit werden zur Teilnahme an den Himmelsfreuden zwei Dinge erfordert: ein gläubiger Anschluß an den Heiland und die Bier der heiligmachenden Gnade.

21. Sonntag nach Pfingsten: Der hartherzige Knecht. Wer dem Nächsten nicht die kleine Schuld großmütig verzeiht, wird nicht die von Gott hochherzig ihm angebotene Vergnadigung der unvergleichlich höheren Sündenschuld erhalten.

24. Sonntag nach Pfingsten = 1. Adventsonntag.

Man vergleiche dazu die Parabeln in den Festoffizien:

„Confessor Pontifex“: Die fünf Talente. Benützung der von Gott uns überreichen angebotenen Gnaden.

Kirchenlehrer: a) Das Salz. Wie das verdorbene Salz keiner Erneuerung mehr fähig ist, so ergeht es auch jenem, der im Vollbesitze der übernatürlichen Kräfte seelisch verdirbt. — b) Die Bergstadt, das Licht auf dem Leuchter: Pflicht zur sittlichen Erbauung des Nächsten schon durch das Beispiel.

Die Offizien der Jungfrauen: Die Brautjungfrauen sind dazu für den Hochzeitszug gebingt, daß sie zu der zu nächtlicher Stunde erfolgenden Feier, deren genauer Zeitpunkt sich im voraus nicht bestimmen läßt, sich rechtzeitig einfänden mit ihren brennenden Lampen; darum haben sie in dieser Nacht jederzeit bereit zu sein. Ebenso obliegt den Christen die Pflicht,

dem wiederkehrenden Heiland jederzeit in der Uebung guter Werke wachsam entgegenzuharren.

Die Offizien der Witwen: Der Schatz und die Perle. Der zufällig gefundene Schatz und das vom Perlenhändler entdeckte kostbare Stück rechtfertigen ob ihres Wertes den Aufwand des ganzen Besitzes. Aehnliche Opfer sind für das ungleich wertvollere Gottesreich zu bringen.

Es soll nun keineswegs empfohlen werden, in der Parabelpredigt jedesmal bei diesem Grundgedanken stehen zu bleiben. Vielmehr wird der Prediger, nachdem er einmal die Grundidee gut erklärt und den Gläubigen beigebracht hat, von dieser ausgehend einen der vielen daran anschließenden Gedanken mit Marken versehen. Das Werk von L. Fonck bietet namentlich in der letzten Auflage auch dafür eine Fülle von wertvollen Anregungen und gelungenen Beispielen, wie dies in anmutigem Wechsel und auf fruchtbare Weise geschehen kann.

Eine neue Methode alttestamentlicher Textkritik, erprobt an den Psalmen.¹⁾

Von Pfarrer Franz Murauer, Rainbach b. Schärding.

Schon oft hat scheinbar wenig Erfolg verheißende Klein- und Detailarbeit zu den bedeutendsten wissenschaftlichen Ergebnissen geführt und den Schlüssel zur Lösung wichtiger Probleme geboten, denen spekulativ nicht beizukommen war. Daß nun auch auf dem Gebiete der alttestamentlichen Textkritik, auf die seit Jahren so viel Mühe und Fleiß verwendet war, auf diese Weise eine unerwartete Entdeckung von anscheinend großer Tragweite geglückt ist, hatte doch allgemein überrascht. Auf dem Orientalistenkongreß in Berlin im April 1923 machte nämlich Professor Wuk die Eröffnung, das Studium der alttestamentlichen Transkriptionen habe ihn auf einen Weg zur Erschließung des Urtextes des Alten Testaments geführt.

Wuk geht aus von der Septuaginta, mit deren Textgeschichte er sich bei dem, wie er selbst sagt, mühevollen und äußerst zeitaufwendenden Studium der Transkriptionen sehr eingehend befaßt haben mußte. Mitten eingestreut in den Text der alten Bibeliübersetzungen, speziell in den griechischen Text mancher Bücher der Septuaginta, finden sich hebräische Worte in griechischer Schrift. Es sind das solche Stellen, die die Abschreiber nicht mehr verstanden, welche sie aber in ihrer peinlichen Gewissenhaftigkeit unübersetzt in griechischer Umchrift, daher der Name Transkriptionen, in den Text aufnahmen. Diese Transkriptionen geben aber häufig ein ungenaues Bild des Wortes. Es ist ja leicht begreiflich, daß die griechischen Schriftzeichen kein in allem geeignetes und hinreichendes Mittel bilden, um hebräische Laute auszudrücken. Es kommen häufig Verwechse-

¹⁾ Wuk, Die Psalmen. Kösel-Pustet.

lungen vor bei den Gutturalen אההו. In ähnlicher Weise werden die S-Laute vertauscht וזש, für die das griechische Alphabet nur zwei Buchstaben ς und ζ hatte. Es finden sich bekanntlich in der Septuaginta viele Stellen, die von dem masoretischen Texte abweichen. Durch eine gründliche Untersuchung dieser Stellen gewann Wuz die Erkenntnis, daß ein Teil dieser Abweichungen auf die gleichen Ursachen zurückzuführen ist wie bei den Verschreibungen der Transkriptionen, nämlich darauf, daß die Uebersetzer der Septuaginta nicht einen hebräischen Konsonantentext, sondern einen ins Griechische transkribierten hebräischen Text zur Vorlage hatten. Einige Beispiele mögen dies klar machen. Ps 10, 8 (nach der Zählung der Vulgata) liest: jeseb b^ama^arab haserim. Dieses h^aserim übersetzt die Septuaginta mit πλουσιοι (divites). Letzteres entspricht aber einem hebräischen *sirim. Diese Verschreibung ist zurückzuführen auf die Transkriptionsvorlage der Septuaginta, die wohl ἀσπερι hatte und so zur Verwechslung von ון und זש Anlaß bot. Nach der Lesung des masoretischen Textes heißt der Halbvers: „Er (sc. der Gottlose) sitzt im Hinterhalt in Gehöften“, nach der Septuaginta würde er heißen: „Er sitzt im Hinterhalt mit Reichen.“

Ps 48, 14 hat die Septuaginta anstatt kesel = Torheit, keśel von kaśal = straucheln, daher scandalum. Die Verwechslung geht zurück auf die griechische Transkription κεσελ, die ו ז nicht unterscheidet.

Die Feststellung, daß die Septuaginta, die älteste Bibeliübersetzung, die wir besitzen, nicht auf einen hebräischen Konsonantentext, sondern auf einen griechisch geschriebenen hebräischen Text zurückgeht, ist neu und überraschend. Wir dürfen jedoch nicht übersehen, die Uebersetzung der Septuaginta erfolgte in einer Zeit, in der eben griechische Bildung durch Alexander über den Orient verbreitet worden war, und sie erfolgte in Aegypten, in jenem Lande, das griechisches Wesen am ausgesprochensten aufgenommen hatte. Da ist es leicht denkbar, daß die handlichere und geläufigere griechische Schrift die schwerfällige hebräische oder aramäische verdrängte. Man erinnere sich an den Gebrauch von Lateinschrift und gotischer Schrift bei uns. Ja Wuz geht so weit, zu behaupten, ein hebräischer Konsonantentext sei bei Herstellung der Septuaginta nicht einmal zum Vergleiche beigezogen worden. Verblüffend für uns! Wir müssen uns auch hier vor Augen halten, die alten Bibeliübersetzer gingen unter ganz anderen Gesichtspunkten an ihr Werk als wir und ebenso war ihre Arbeitsweise eine ganz andere als die moderner Exegeten und Bibelforscher. Im übrigen wird erst das Erscheinen des von Wuz angekündigten Werkes „Die Transkriptionen von der Septuaginta bis zu Hieronymus“ ermöglichen, ein endgültiges Urteil in der Frage zu fällen.

Wuz trachtet systematisch alle Textfehler einerseits aus der Geschichte des Textes, andererseits, wie sich bald zeigen wird, aus der

Geschichte und dem Charakter der Schrift zu erklären. So ist ein Teil der Textverschreibungen der Septuaginta darin begründet, daß diese nicht direkt nach einem hebräischen Konsonantentexte, sondern durch Vermittlung einer griechischen Transkription übertragen wurde. Auf diese Weise erklären sich die oben erwähnten Textfehler, die, wie Wuz sagt, durch eine falsche Deutung der Transkription entstanden sind.

Unter diesem Gesichtspunkte läßt sich sogleich eine zweite Gruppe von Textfehlern ausscheiden. Denn auch die Transkriptionen hatten zur Zeit der Uebersetzung der Septuaginta bereits ihre Geschichte, wenn auch wahrscheinlich nur eine kurze, und selbst diese hat ihre Spuren im Texte zurückgelassen. Die Transkriptionen werden kaum vor Beginn der hellenistischen Zeit verfaßt sein und die Vollendung der Septuaginta fällt ungefähr in die Mitte des zweiten vordhriftlichen Jahrhunderts. Immerhin war der Zeitraum groß genug, daß sich auch hier Verschreibungen einschleichen konnten, zumal ja anderseits infolge der schwierigen Verhältnisse — ein fremdes Idiom in fremder Schrift — die Wahrscheinlichkeit der Verfehlungen um so größer war. Tatsächlich sucht Wuz für eine Reihe von Stellen, in denen die Masora anders liest als die Septuaginta, den Grund dafür darin, daß der griechisch geschriebene hebräische Text verschrieben wurde.

Ps 4, 8 lautet nach dem hebräischen Text: „Du gibst mehr Freude mir ins Herz, als zur Zeit, da es viel Getreide und Most gibt.“ Für „Mehr als zur Zeit“ hat die Septuaginta ἀπο καρπου (a fructu). Diese Verlesung entstand durch Vertauschung von β und θ, μξςβ für μξςθ, in der Transkriptionsvorlage.

Ps 90, 1: „Qui habitat in adiutorio altissimi“, für „in adiutorio = b'seter (im Schutze) finden wir in der Septuaginta „ἐν βοηθειᾳ“, das einem b'eser entspräche. Die Transkription, die βξσεδεσξ und βξσεσξ verwechselte, hat diesen Textunterschied zwischen Masora und Septuaginta verschuldet.

Ueberhaupt teilen die Transkriptionen das Schicksal aller alten Urkunden; Fehler, die wir sonst in alten Urkunden treffen, verursacht durch Haplographie, Dittographie, Verstümmelung u. s. w., fanden Eingang und täuschten auf diese Art den Uebersetzern der Septuaginta einen falschen hebräischen Text vor. So hat z. B. Ps 3, 8 l'hi = die Kinnbade, die Septuaginta liest ματινωσ. Diese Uebersetzung ist dadurch entstanden, daß in der Transkription λεγι zu ελελ (γ—λ) verlesen wurde, das wäre hebräisch 'lil = ματινωσ.

Ps 15, 96: „Et exultavit lingua mea“, Septuaginta: „γλωσσζ μου“, hebräisch k'hodi. In der Transkription wurde γξβωδεζ zu

λασωναι (lašon = Zunge) verlesen. Für kabod ist wahrscheinlich zu lesen kated, die Leber = assyr. kabittu, das Gemüt.

Ja Wuz glaubt sogar Spuren der nach Aegypten weisenden, in den dortigen Papyri häufig auftretenden Verlesungen mit dem Wechsel von λ—ρ, ν—ρ und γ—ρ auch in den Transkriptionen zu finden; z. B. Ps 17, 30 für ἀρουs (arus) ἄλουs (halus).

Man hat die hier erwähnten Unterschiede zwischen der Masora und dem hebräischen Texte bisher auf verschiedene hebräische Vorlagen zurückgeführt und konnte manche auch so befriedigend erklären. Es wird vielleicht auch auffallen, daß den zufälligen oder im Charakter der griechischen Schrift begründeten Verschreibungen der Transkriptionen so häufig ein hebräisches Wort entspricht. Sicherlich sind die in dieser Gruppe abgesonderten Textfehler von so hervorragender Bedeutung für die neue Theorie von den Transkriptionen, daß ihnen überall mit größtem Eifer nachgespürt werden muß. Erst das aus der ganzen Bibel zusammengetragene Material wird einen klaren Ueberblick und eine entschiedene Stellungnahme ermöglichen.

Die Zeit der Abfassung der Septuaginta fällt, wie schon erwähnt, in die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts, während die ältesten Handschriften, die wir besitzen, ins vierte nachchristliche Jahrhundert zurückreichen. In diesem verhältnismäßig langen Zeitraum konnte eine Menge von Schreibfehlern entstehen, die Wuz wieder in einer eigenen Gruppe zusammenfaßt. Vergleichung der verschiedenen Textvarianten und Herbeiziehung des hebräischen Textes läßt diese leicht auffinden und verbessern. Wuz kommt dabei zu der Ueberzeugung, daß sämtliche Handschriften in letzter Linie auf einen Text zurückgehen, der selbst nur eine Abschrift des Originals war. Codex B verdient den Vorzug vor allen anderen Handschriften.

Bei Vornahme der Textkorrektur ist also genau zu unterscheiden zwischen jenen Fehlern, die auf Grund der Transkriptionen und der innergriechischen Verlesungen entstanden sind und jenen, die der hebräische Text in der Zeit vor und nach der Septuaginta erfahren hat. Auf diese Weise wird es auch möglich, den hebräischen Konsonantentext zu ermitteln, der den Transkriptionen zugrunde lag. Nunmehr ist bei der Textkritik das Hauptaugenmerk auf die Geschichte der Schrift zu richten. Dabei führt ein genaues Studium der Textverschreibungen der Zeit nach der Septuaginta zu dem Ergebnis, daß im 3. und 4. Jahrhundert vor Christus eine aramäische Schrift bestand, die dem ägyptisch-aramäischen Ductus zwar verwandt, aber doch faktisch einem nördlichen System angehört, das dem palmyrenischen sehr nahe steht. Dieses System herrschte noch zur Zeit der Compilation des heutigen Masoretentextes (Die Psalmen, X f.). Auch hier bringt Wuz wieder Ordnung in das Studium dieser Textfehler. Er stellt nämlich zwölf Buchstabengruppen auf, die mit be-

stimmter Regelmäßigkeit als verschrieben erscheinen. Gerade sie sind es, die den aramäischen Charakter der Schrift beweisen.

So besteht z. B. die erste Gruppe aus den Buchstaben לרר. Ps 31, 9: „Seid nicht gleich dem Rosz, dem Maultier, die ohne Bestand; mit Zaum und Zügel wird ihr Kinn gezügelt, sonst folgen sie dir nicht.“ Für den Schlusssatz liest die Vulgata übereinstimmend mit der Septuaginta: „Qui non approximant ad te.“ Dieses geht zurück auf: bal k'rob eleka. Wuz liest auf Grund seines Gruppenschemas ר für ר, woraus sich durch Umstellung d'bok = jemandem anhaften, hier folgen, ergibt. Oder eine andere Gruppe: לרר—קרח. Er liest deshalb Ps 68, 11: ek'mar für eb'kkeh. Es sind in diesem Falle verwechselt רר, בככ; ek'mar übersetzt Wuz mit niederdrücken, niederwerfen, indem er dieses auf den gleichen Stamm wie affyr. kamaru zurückführt.

Nach Ausscheidung aller Textfehler der Septuaginta, die durch die Transkriptionen oder als innergriechische Verschreibungen in dieselbe eingedrungen sind, sollte man erwarten, bei dem hohen Alter der Uebersetzung auf eine sehr gute Textvorlage zu kommen. Dem ist jedoch nicht so, es treten vielmehr noch viele Fehler auf. Diesen stand man bisher ratlos gegenüber und man nahm einfach an, dieselben seien bei der Umschrift aus einer althebräischen Urschrift in die aramäische, das ist ungefähr um die Zeit von Ezra, in den Text geraten; darum glaubte man auch, es gebe zu deren Verbesserung kein anderes Mittel als die Konjekture. Wuz scheut aber auch vor diesem Hindernis nicht zurück. Durch Anwendung seines vorhin erwähnten Gruppenschemas kommt er zur Ueberzeugung, daß die erwähnte Uebersetzung der Bibel in die aramäische Schrift viel früher erfolgt ist, als man bisher annahm, also nicht zur Zeit des Ezra, sondern im 6. oder 7. vorchristlichen Jahrhundert. Wenn deshalb die Septuaginta einen zum Teil korrumpierten Text übernommen hat, so liegt der Grund dafür nicht in der Umschrift, sondern darin, daß dieser eine Geschichte von einigen Jahrhunderten hinter sich hatte. Deshalb sind wir bei Verbesserung dieser Fehler nicht auf bloße Mutmaßung angewiesen, vielmehr weist uns das Studium der alten Paläographie den Weg zur Rekonstruktion des Textes. Demnach lassen sich jene Textfehler, die vor Uebersetzung der Septuaginta in den Text gekommen sind, nach den gleichen Gesetzen korrigieren wie diejenigen, welche der Zeit nach der Septuaginta angehören. Tatsächlich wendet Wuz die oben angeführten zwölf Gruppen für Konsonantenverschreibung, die er bei eingehender Bearbeitung der Fehler der nachseptuagintarischen Zeit gefunden hatte, in gleicher Weise auch zur Verbesserung der Fehler der vorseptuagintarischen Zeit an. So bot z. B. Ps 49, 15 den Uebersetzern große Schwierigkeiten. Er lautet nach der Masora: kason k'sol sattu mawet jir'em

wajirddu bam j^sarim laboker w^ssiram l^bballot š^ol miss^ebul lo.
 Rittel (Die Psalmen, Leipzig 1922, Deichert) übersetzt den ersten Teil: „Wie Schafe stellen sie sich hin für die Scheol, der Tod weidet sie . . .“ Das übrige läßt er unübersetzt, der Text ist nicht mehr herstellbar. Wuz hingegen korrigiert: šattu = šakku = hindrängen; j^sarim = jšddem (werfen, hineindrängen); laboker durch Umstellung = lakeher, wajirddu bam = w^jadrichem.

Für die Korrektur des Folgenden bietet die Septuaginta wieder Anhaltspunkte. Wuz übersetzt deshalb: „Wie Schafe drängen sie zur Unterwelt, der Tod weidet sie und treibt sie dahin, er drängt sie hinein ins Grab und ihr Hort (LXX: suram) ist nun dahin in der Unterwelt ob ihrer Brählerei.“

Diese und viele andere Beispiele geben schöne Lösungen schwieriger Stellen der Psalmen. Manche Fälle erscheinen aber wieder als sehr kompliziert. Auf ur^eh = w^ss^om = links cf. arb. (Ps 141, 5) kommt man doch wohl viel eher durch Konjekturen als durch Konsonantenvertauschung. Selbstverständlich kann ja auch die neue Methode nicht alle Schwierigkeiten aus dem Wege schaffen und am wenigsten kann dies mit einem Schritt geschehen. Wuz selbst ist ja weit entfernt von übertriebener Erwartung, er gesteht vielmehr: „Ich möchte mir nicht anmaßen, überall mit absoluter Sicherheit die richtige Deutung getroffen zu haben.“ Wie sehr noch vieles im Flusse ist, beweist die stattliche Anzahl Corrigenda, die der Kommentar enthält.

Eines wird vor allem in manchen Fällen Bedenken erregen: verhältnismäßig häufig nämlich ergibt die Korrektur ein Wort, das im Bibelhébräisch unbekannt ist und sich nur in den anderen semitischen Dialekten findet. Grundsätzlich läßt sich gegen eine solche Herbeiziehung stammverwandter Sprachen nichts einwenden, auch daß wir in einer Niedersammlung, wie es die Psalmen sind, öfter auf ἀπὸ λεγομένων stoßen, wird nicht auffallen; nur zu häufig muß Wuz zu diesem Mittel greifen.

Ueberhaupt wird die ganz neue Annahme, daß die Bibel vor Uebersetzung in die Septuaginta schon so lange Zeit im Kleide einer aramäischen Schrift ging und daß eine eventuelle Umschreibung aus einer urhébräischen Schrift so frühzeitig erfolgt ist, gewiß bei jenen auf Widerspruch stoßen, die bestrebt sind, die Entstehung vieler Teile der Heiligen Schrift und speziell auch die der Psalmen möglichst spät anzusetzen. Entgegen der Ansicht vieler Bibelkritiker, die in den Psalmen meist ein Produkt der Makkabäerzeit sehen wollen, rückt Wuz in Uebereinstimmung mit der Tradition das Alter derselben hoch hinauf. Neuere Zeugnisse werden sich gegenwärtig für die neue Theorie nicht beibringen lassen, ebensowenig wie gegen sie.

Sie wird ihre Lebensfähigkeit aus sich selbst erweisen müssen; je mehr sich ihr Schema anwenden läßt zur Korrektur von Textfehlern aus der Zeit vor der Septuaginta, je mehr Erfolg sie dabei hat, desto mehr wird sie an Wahrscheinlichkeit gewinnen. Die bereits im Gange befindliche Korrektur der gesamten Bibel nach der Methode von Wuy wird nach ihrer Vollendung auch hierüber volle Klarheit schaffen.

Wenn wir zum Schlusse das Wesentliche an der Methode von Wuy hervorheben wollen, so glaube ich dies in Folgendem zu finden. Das Problem der Textverschreibungen ist ein sehr verwickeltes. Viele Faktoren wirkten dabei zusammen, Faktoren, die einer gewissen Gesetzmäßigkeit unterworfen sind, z. B. der eigenartige Charakter einer Schrift, aber auch Faktoren, die so rein subjektiver Natur sind, daß sie sich vollkommen einer genauen Erforschung und sicheren Bestimmung entziehen; z. B. die persönliche psychologische Einstellung des Abschreibers, dessen augenblickliche Stimmung u. s. w. Wuy richtet sein Bestreben darauf, alle jene Faktoren, die mit einer gewissen Regelmäßigkeit wirksam sind, auszuforschen. Er wählt dabei, wie wir sahen, die Septuaginta zum Ausgangspunkt. Er unterscheidet zunächst scharf zwischen jenen Fehlern der hebräischen Bibel, die sich schon zur Zeit der Uebersetzung der Septuaginta im Texte vorfanden und jenen, die erst später eingedrungen sind. Bei der Septuaginta selbst scheidet er wieder jene Fehler, die durch eine falsche Deutung der Transkription entstanden sind, von denen, die durch Verschreibung der Transkriptionen oder durch innergriechische Verschreibung in den Text geraten sind. Er vergleicht sorgfältig die Septuaginta, die syrische Peshito und die Masora und stellt fest, wie stufenweise sich verschiedene Verlesungen mit der Zeit ergeben haben. Er rückt dann durch den Ausbau seiner zwölf Gruppenschemata für Konsonantenverlesungen den Fehlern des hebräischen Textes der nachseptuagintarischen Zeit zu Leibe. Er kombiniert und permutiert und sucht so alle im Charakter der Schrift begründeten Fehllesungen aufzudecken. Mit den gleichen Mitteln trachtet er dann, auch den vorseptuagintarischen Text richtigzustellen. Es ist nicht zu leugnen, dieses Verfahren verleiht der Methode einen gewissen Zug exakter Sachlichkeit und strenger Berücksichtigung der im Texte liegenden tatsächlichen Verhältnisse. Alle berechenbaren Faktoren sollen herausgehoben und so der Bereich der reinen Konjektur möglichst eingeengt werden. Das eine können wir deshalb schon heute mit Bestimmtheit sagen, diese Methode wird zum Bibelstudium unter ganz neuen Gesichtspunkten mächtig anregen und sie wird so in ein Gebiet, das vielfach schon unfruchtbar geworden, weil es zu sehr der Willkür und dem subjektiven Urteil des Einzelnen preisgegeben schien, frisches Leben und Bewegung bringen. In wie weit die von Wuy gemachten hypothetischen Voraussetzungen Bestand haben werden, kann erst ein eingehendes Textstudium zeigen.

Nun noch wenigz über den Kommentar selbst. Er ist stets kurz. Eine bündige, scharf unrichtige Situationschilderung, der Text nach der Vulgata und der Masora, eine Korrektur des Textes nach den angegebenen Grundsätzen und eine schöne, fließende Uebersetzung. Ein Blick in die üblichen Kommentare zeigt, daß die Erklärer meist dort die größte Mühe dransehen mußten, wo es nicht gelang, den Text in Ordnung zu bringen. Ein sinnvoll richtiggestellter Text bedarf vielfach keiner weiteren Aufhellung.

Modernste Materialisationsphänomene.¹⁾

Von Universitätsprofessor Dr Anton Seitz in München.

Unter dem Titel „Materialisationsphänomene“ hat der Münchener praktische Arzt Dr A. Frh. v. Schrenck-Notzing in 2. Auflage 1923 ein 636 Seiten umfassendes Buch herausgegeben,²⁾ welches nicht bloß in spiritistischen Kreisen, namentlich in den „Psychischen Studien“, als förmliches Evangelium hochgehalten wird, ähnlich dem „Heiligen Buch“ der Mormonensekte, sondern weit darüber hinaus sogar in der Gelehrtenwelt bisher unerhörtes Aufsehen erregt hat. Zwar steht es nicht unmittelbar auf spiritistischem Boden, paßt sich vielmehr bloß aus psychologischen Gründen der volkstümlichen Auffassung spiritistischer Medien an, um sie zu höherer Produktionsfähigkeit anzuregen, ja es verachtet den zurückgebliebenen Volksaberglauben des Spiritismus nicht minder als jenen der Astrologie (16, 38/9, 520/1), aber es will in zeitgemäßem Fortschritt, wie an die Stelle der Astrologie die Astronomie, so an die Stelle des unwissenschaftlichen Geisterglaubens ein experimentell-wissenschaftliches System des Okkultismus setzen, dessen Charakter ein psycho-dynamischer ist, d. h. auf der Annahme verborgener seelischer Kraftleistungen beruht. Diese abnormen psychischen Energien sollen sowohl teleplastisch wie telekinetisch wirksam sein, das heißt auf gewisse Entfernung hin, jedoch noch in organischem Zusammenhang mit dem Körper des Mediums, aus dessen eigener Nervensubstanz lebensvolle Gebilde, sowie mechanische Bewegungen ohne sichtbare Berührung, wie mit unsichtbaren Geisterhänden, hervorzubringen imstande sein.

Im Vordergrund steht das zugestandenemaßen (53, 186 ff.) hysterisch veranlagte Medium Eva C., ein Pseudonym für Fräulein Marthe Béraud, welches v. Schrenck durch fünfjährige Erlebnisse,

¹⁾ Vgl. eingehender die auf gründlichem Studium sämtlicher Schriften Dr v. Schrencks beruhende, bis jetzt unwiderlegt gebliebene Artikelserie in der „Literarischen Beilage“ zum „Bayer. Kurier“, Nr. 25 bis 31 = Juni bis Juli 1923.

²⁾ Hierauf beziehen sich im folgenden die eingeklammerten Seitenzahlen, wofern keine andere Quelle angegeben wird.

namentlich im Salon der Madame Bisson zu Paris, sowie im eigenen Münchener Salon, unter Nachkontrolle durch Pariser Forscher und die englische „Society for psychical research“, d. i. Prüfungskommission für seelische Phänomene, als echt hinlänglich erprobt haben will. Es soll aus seinem Leib eine durch eine Art Nabelschnur damit in Verbindung stehende und nach höchstens ein paar Minuten dahin wieder zurückgenommene geheimnisvolle Substanz produziert haben, ursprünglich wie Rauch oder Nebel, dann sich verdichtend zu einer kühlen, klebrigen Masse, gleich der Haut eines Reptils, die emporkriecht und wie eine Amöbe Ausläufer entsendet in Form von schleierartigen Fäden und Gewebemassen mit Ansätzen zu menschlichen Gliedmaßen: anfangs unförmigen, später besser ausgestalteten Fuß- und Handformen mit deutlich ausgeprägten Fingern und Nägeln, die sogar hingehaltene feste und leichte Gegenstände ergreifen, bis zu den feinsten, lebensvollsten Kopf- und Gesichtsbildungen. Nun wäre es zwar denkbar, daß nach dem scholastischen Grundsatz: „Die Seele ist das gestaltende Prinzip des Leibes“ eben diese Seele nicht bloß in dem ihr zugehörigen Leibesganzen, sondern auch noch bis zu gewissen Grenzen darüber hinaus organische Gebilde — Polypen ähnlich — hervortreiben und wieder in sich zurücknehmen könnte, durch das Aufgebot höchster Lebensenergie aus der eigenen Nervensubstanz heraus im Zustand abnormer Hochspannung des Nervensystems, aber solche lebendige Gebilde müßten dann als solche entweder ganz oder gar nicht zum Vorschein kommen. Aus eigener Anschauung beschreibt jedoch v. Schrenck (522/3) die sonderbaren Gebilde also: „Bei den Gesichtsprofilaufnahmen fehlen die dem Beschauer abgewendeten Gesichtshälften; niemals wurde auch rückwärts ein Hinterkopf konstatiert. Während bei einem wirklichen Lebewesen die plastische Anatomie nach allen Richtungen hin entwickelt ist, sind in den vorliegenden Beobachtungen mit Beschränkung auf die notwendigsten Ausdrucksmittel zur Anschauung gebracht — nur flüchtige Impressionen von Formenfragmenten, mit dem Zweck einer bestimmten Wirkung auf das Auge des Beschauers“ (522/3). Es handelt sich demnach lediglich um den optischen Schein, d. i. optische Täuschung. Denn es gibt immer nur entweder eine ganze Wirklichkeit mit allseitig ausgeprägten Lebensformen oder gar keine, nie und nirgends eine halbe Wirklichkeit mit bloß halben Lebensformen! Unerklärlich bleibt auch allen denkenden Beobachtern, woher Naturprodukte so verknittert und beschädigt zum Vorschein kommen sollen, wie gerade die überraschendsten, Lebenden sprechend ähnlichen Gesichtsbildungen, wenn nicht damit künstliche Manipulationen vorgenommen worden sind. Solche Defekte stellen sich durch künstliche Abnutzung allmählich heraus, aber nicht von Anfang an bei organischen Menschöpfungen bereits ein!

Was ist vollends zu halten von dem phantastischen Bericht des Pariser „Sachverständigen“ M. Sage über die 5. Sitzung mit

Eva C. bei Madame Bisson (1921)? Da läßt das Medium „bei vollem Tageslicht“ aus einem, von Herrn Ingenieur Jeanson angefertigten Zeltzack mit Schlitzen für Arme und Kopf „eine graue, fadenartige Substanz zwischen den Händen entstehen — eine Masse, die an die eingeschlagenen Glieder eines Fötus erinnert, darüber den Scheitel eines Frauenkopfes mit langen, schwarzen Haaren, später einen dreieckigen Körper, der den Mund des Mediums ausfüllte. Wiederum preßte die Versuchsperson die ganze Masse zwischen den Händen zusammen. Plötzlich bildete sich ein wunderbar gezeichnetes Frauenantlitz mit dem Ausdruck des Lebens. Dasselbe drehte sich um und lächelte mit einem spöttischen Ausdruck. Die Augen hatten eine blaue Farbe im Gegensatz zu der schwarzen Haarfarbe. Zehn Beobachter haben das Gesicht deutlich wahrgenommen“ (438). Man spottet über den Aberglauben des Mittelalters, welches aus der Retorte des Alchimisten die Schöpfung des „homunculus“ vollbringen zu können wähnte, — und da machen uns die modernsten, sonst ungläubigen Gelehrten im aufgeklärten 20. Jahrhundert am Zentralsitz feinsten Bildung, in Paris, solchen Hofuspokus vor, wogegen v. Schrenck kein Wort vernünftiger Kritik findet! Und doch läßt sich das vermeintliche „teleplastische“ Schöpfungswunder höchst einfach erklären: Das Medium entnimmt aus seinem Mund eine zuvor in seinen Magen verschluckte und von da wieder heraufbeförderte, auf diese Weise also der strengsten Kontrolle entzogene¹⁾ knetbare Masse nebst Draperie: Haarbüscheln und mit Köpfen bemalten Blasen, die es regelrecht formt, — in einem zweiten Fall (439 ff.) „nacheinander modelliert: die Hüften, Oberschenkel, Beine und Füße, Unterleib, Brust und Gesicht mit Haaren“. Dieses Körpermodell zieht es an einem unsichtbaren Faden wie einen Hampelmann beliebig auf und wieder zurück in den Mund und Magen, so daß es plötzlich zu „verschwinden“ scheint, nachdem es „zwei Sekunden“ sogar in die Hand gegeben worden ist. Ähnlich läßt Eva C. auch ihre schleierhaften und scheinbar organischen Gebilde in der Regel aus Magen und Mund hervor- und dahin wieder zurückkommen, und dabei gibt sich v. Schrenck dem naiven Glauben hin: „Die dekorativen, schleierartigen Ornamente zeigen sich homogen verschmolzen, zusammengewachsen mit den Köpfen, wie wenn sie aus derselben primitiven Grundmasse entstanden wären“ (512). Mit derselben Logik könnte man schließen: Der wie aus einem Guß um das hübsche Gesicht einer Dame geschmackvoll herumgeschlungene Kopfschmuck ist mit ihrem Kopf „homogen“, d. h. von einer und derselben Substanz, „aus derselben Grundmasse entstanden“!

Woher kamen in Wirklichkeit die „lebensvollen“ Köpfe und sonstigen menschlichen Gliedformen samt Schleierhüllen? Die Lösung dieses Rätsels ist Dr v. Schrencks Münchener Kollegen, dem

¹⁾ Beweis folgt!

Nervenarzt Dr. Walter von Gulat-Wellenburg gelungen, mit Hilfe einer Beobachtung auf dem Münchener Oktoberfest 1913. Dort produzierte sich ein „Ruminationskünstler“ (ruminare bedeutet wiederkauen, Unverdautes aus dem Magen wieder in den Mund heraufwürgen). Er konnte geräuschlos nach 50 Minuten ein Frühstück und nach $3\frac{1}{2}$ Stunden ein Mittagessen mit bloß angebauten Brocken aus seinem Magen wieder zum Vorschein kommen lassen und ebenso gut zur Belustigung des Publikums 20 verschluckte Frösche und Goldfische in beliebiger Auswahl, indem er das Verlangte aus dem Munde herauspazieren ließ und das Uebrige wieder in den Magen hinabschluckte. Bis zu 4 Liter auf einmal hiebei zu sich genommenes Wasser vermochte er „vollständig klar herauszupressen“. Da kam von Gulat-Wellenburg auf den Gedanken: Wenn jene „Geisterköpfe“ durch ihre eigentümlich „scharfen Knicken und Falten“ als zusammengeknitterte Papierköpfe sich verraten, deren lebensvoller, plastischer Eindruck durch starke Schattierung hervorgerufen worden ist und zudem durch ihre Beschädigung auf einen „Transport“ durch den Magen hinweisen — v. Schrenck (196/7, 218, 242, 253, 257, 271) hat diesen höchst verdächtigen Tatbestand wiederholt bestätigt —, so kommt es mir auf die Probe an, ob auch zusammengefaltetes Papier „ruminiert“ werden kann. Und diese Probe gelang vortrefflich. Sogar „trockene, dünn gefaltete Papierblätter“ kamen „weder zerfetzt noch zerweicht“ nach dem Verschlucken aus dem Magen wieder heraus. Dasselbe galt von den gazeförmigen, transparenten Schleierstoffen (Chiffons), die in matter Bühnenbeleuchtung wie Rauch und Nebel sich ausnahmen. Noch 1920 hat v. Schrenck¹⁾ kleinlaut gestanden: Der „Materialisationsprozeß betrifft nicht Neubildungen mit organischer Grundlage, sondern Textilprodukte (Gewebe, Schleier) mit den äußeren Anzeichen maschinentechnischer Herstellung sowie anorganischer Stoffe“. Die feinen Gewebe und Porträtskizzen sind demnach im Hohlraum des Magens geborgen worden, an welchen niemand gedacht hat, während alle sonstigen Körperhöhlungen der reinlichsten Untersuchung unterworfen worden sind. — Natürlich hat v. Schrenck (253 ff., 462 ff.) alles aufgeboten, um diese der schärfsten sonstigen Kontrollmaßregeln spottende „Ruminationshypothese“ zu nichte zu machen. Aber dabei hat er immer nur am springenden Punkte vorbeigeredet und durch einen gelehrten äußeren Apparat zu blenden versucht. Er ist hartnäckig darauf bestehen geblieben, daß die Heraufbeförderung aus dem Magen sich verraten müßte durch Mitkommen der Speisefeste, Magensäure und infolgedessen völlige Aufweichung der Papier- und Gewebestoffe u. dgl., trotzdem von Gulat-Wellenburg bereits experimentell erwiesen hat, daß Papierblätter verhältnismäßig trocken und unbeschädigt den Magentransport überstehen. Er behauptet, daß im Dezember 1912 ein Pariser Arzt

¹⁾ Physikalische Phänomene des Mediumismus, S. 199.

Eva eine halbe Stunde vor den Sitzungen Heidelbeerkonfekt zu essen gegeben habe, so daß „in den darauffolgenden Sitzungen“ der Mageninhalt davon rot gefärbt statt weiß hätte erscheinen müssen. Schlägt man jedoch seine eigenen Protokolle nach, so findet man von „den nachfolgenden Sitzungen“ mit positivem Ergebnis keine Spur! Sehr viel tut er sich darauf zugute, daß er seinem Medium zweimal nacheinander ein starkes Brechmittel gegeben habe. Allein dadurch muß der Mageninhalt bloß bis zum Mund entleert werden; dort kann eine Scheidung vorgenommen werden zwischen dem, was zur Untersuchung herausgegeben werden darf, und was in den Bäckentaschen zurückgehalten oder wieder verschluckt werden muß. Zum einzigen Radikalmittel, einer vollständigen Ausspülung des Magens und Kehlkopfes, hat Eva zwar einmal auf Drängen „ihre Bereitwilligkeit ausgesprochen“, jedoch „bei anderer Gelegenheit“. Warum hat sie diese Gelegenheit nie geboten?¹⁾

Betrugsmöglichkeiten bleiben noch übergenug, ungeachtet aller zwar allmählich verschärfter, aber nie ganz ausreichender Vorsichtsmaßregeln. Auch größere, nicht verschluckbare Gegenstände konnten z. B. vor den Sitzungen zwischen den schwarzen Umschlägen des Sessels auf der unteren Seite versteckt und in Zwischenpausen hervorgezogen werden, wenigstens vor Dezember 1913; denn erst von da an wurde „der Stoffbezug entfernt“, vorher nur „in der Regel“, also nicht immer „auch die untere Seite des Sesselsitzes geprüft“, wie v. Schrend²⁾ einräumt. Die trügerische Eva konnte sogar durch einen „Schleierhelm den zusammengefalteten Papiertopf zwischen zwei Nadelstichen hindurch befördern — die Dichtigkeit der Naht wurde nicht gemessen“ am 2. Mai 1913,³⁾ wie am 16. Mai 1913, wo jedoch Madame Vissou nachgeholfen haben kann. Psychologisch liegt der Verdacht wegen Betruges nur zu nahe bei einem Medium, welches in seinem Vorleben bereits entlarvt worden ist. In Algier nämlich ist Eva von Dr Rouby nebst anderen Ärzten überführt worden, wie sie 1904/5 in der Villa Carmen vor einer etwas geisteschwachen Spiritistin, der Generalin Roel, den „Geist Bien Boa“ von deren Sohn, der im Kampf mit den Eingeborenen gefallen und mit Eva verlobt gewesen war, gespielt hat. Als solchen hat sie sich maskiert, hinter ihrem Sessel hoch aufgerichtet mit einem „bis über die Augenbrauen heruntergestülpten Helm“ und einem weißen, vom Kopf bis zu den Schultern herabhängenden Schleier, „das Gesicht durch einen in den Mund geklemmten Bart unkenntlich gemacht“, während sie an ihren Platz eine ihre Person vortäuschende Vogelscheuche hingelegt hat.⁴⁾ Die Übereinstimmung

¹⁾ Vgl. Dr Gustav Kaffa, Beitrag zur Methodik mediumistischer Untersuchungen, in „Die Naturwissenschaften“, Jg. 1, S. 51, S. 1258, 1260.

²⁾ Der Kampf um die Materialisationsphänomene, 1914, S. 60.

³⁾ Dr Mathilde v. Kemnitz, Moderne Mediumforschung, 1914, S. 18 ff.

⁴⁾ Kemnitz, ebd. 82 ff.

dieses „Phantomis“ mit Ewas charakteristischer „überhängender“ Nase in v. Schrencks Buch¹⁾ ist v. Gulat-Wellenburgs Scharfblick nicht entgangen. Auf einer Photographie hat die Platte noch die für das bloße Auge verschwindende Gestalt einer im Kabinett sitzenden kleinen Negerin erfaßt, welche das „Geisterkostüm“ eingeschmuggelt hat; darüber konnte der verstorbene Münchener Maler Gabriel Max nähere Aufschlüsse geben.²⁾ Alle Ablehnungsversuche scheitern daran, daß das Medium zehn Personen seine Beteiligung am Hokusfokus zugestanden und einer Einladung des Schriftstellers Paul Henzé, es mit einigen dieser in Paris noch lebenden Zeugen zu konfrontieren, nicht Folge geleistet hat.³⁾

Seit 1908 ist die frühere Frä. Marthe Béraud als Eva C. zunächst in Paris wieder aufgetaucht und hat sich dort förmlich patentieren lassen als Geisterseherin durch das auf einem Kopftuch „materialisierte Geisterwort: Le Miroir = Der Spiegel“, dem die tief sinnige Symbolik unterlegt wird, der Geist sehe sich in der Kraft des Mediums als virtuelles Spiegelbild wieder. Diese „Geisterschrift“ hat der Münchener Privatdozent Dr. Raska auffallend ähnlich gefunden dem Kopftitel eines illustrierten Pariser Journals „Le Miroir“, der merkwürdigerweise nach dieser Entdeckung plötzlich verändert erschien, um die Spuren für die gleichen Schriftzüge zu verwischen.⁴⁾ Sie „ist (nach Aussage eines Sachverständigen) vermutlich durch ein Klatschverfahren mit Hilfe eines seifenartigen Präparates hergestellt worden, wie man es bei italienischen Hausierern zu kaufen bekommt“. ⁵⁾ Aus derselben Zeitschrift mit den Abbildungen der interessantesten Tagesberühmtheiten, wie der 1912 neu gewählten Präsidenten Wilson von Amerika und Poincaré von Frankreich, stammen Ewas „Geisterköpfe“ als Kopien. Zwar hat v. Schrenck durch einen ganzen Stab von Sachverständigen, namentlich photochemischen wie Varenne und Halse in Paris, sowie Dr. Hanberrisser in München übereinstimmende Gutachten sich verschafft: die im Schwarz-Weißdruck angefertigten Porträts der Zeitschrift „Le Miroir“ müßten bei ihrer photographischen Aufnahme nicht nur ganz flach, sondern auch viel härter, abgebläster und verschwommener zum Ausdruck gelangen wie in v. Schrencks Buch, durch Rasterzeichen des Druckes sich verraten und bei entgegengesetzter Belichtung falsche Schattengebung aufweisen; künstliche Retouchen aber oder auch nur die geringsten Korrekturen bei der Entwicklung der Negativen (durch

¹⁾ Abbildung Nr. 139 — 140, 146 = 148, 157 = 158 und Beschreibung: S. 272 ff., 282 ff., 294 ff.

²⁾ Max Ettlinger, Philosophische Fragen der Gegenwart, 1911, S. 103/4.

³⁾ Vgl. Ant. Seip, Moderner Materialisationswindel, in „Allgemeine Rundschau“, Jg. 21, Nr. 4 (24. Jan. 1924), S. 56.

⁴⁾ Remnik, ebd. 86 ff.

⁵⁾ Raska, ebd. 1261.

Nachbelichtung u. dgl.) wären für jedermann mit Sicherheit erkennbar. Dadurch läßt sich der harmlose Leser leicht verblüffen; er bedenkt nicht: es kommt nur auf die Fragestellung an. Jenen Sachverständigen werden ganz bestimmte Fragen vorgelegt, welche den Kern der Sache nicht treffen; sie selbst aber antworten nicht mehr, als sie gefragt sind; haben sie doch gar kein Interesse daran, einen guten Kunden öffentlich bloßzustellen! Sie bezeugen bloß wahrheitsgemäß, daß die photographischen Platten selbst vor wie nach der Aufnahme intakt geblieben sind, und daß an sich der photographische Apparat von flächenhaften Abbildungen keine deutlichen und namentlich plastischen Eindrücke hervorrufen konnte. Sie befassen sich jedoch gar nicht mit der Hauptfrage, ob die Abbildungen in v. Schrenck's Buch die unmittelbare, getreue Wiedergabe der photographischen Originalaufnahmen sind. Wer vermag das nachzukontrollieren? Hat doch v. Schrenck die Platten nie aus der Hand gegeben! Seinem Medium hat er (447) die künstlerische Freiheit verstattet, „das Materialisationsphänomen zu verbessern“ und ihm zugebilligt, daß sogar beim direkten „Versuch zur täuschenden Vorspiegelung unrichtiger Tatsachen der Wunsch, den optischen Eindruck der Beobachter zu verstärken, zu berücksichtigen“ ist. Sollte der Meister für sich selbst weniger künstlerische Freiheit in Anspruch nehmen im Dienste seiner als heilige Ueberzeugung gehüteten teleplastischen Ideologie? Jedenfalls hat er es sich selbst zuzuschreiben, wenn dieser Verdacht von einer objektiven Kritik nicht zurückgedrängt werden kann, weil er ihn nicht gründlich ausgeräumt hat. Er hat der Vermutung Raum gegeben, daß zwischen die photographischen Aufnahmen und die Darstellungen in seinem Buche die „verbessernde“ Hand des Autors sich einschleibt. Dagegen erweist sich nicht als stichhaltig der Einwand mit den Rasterzeichen des Druckes und der falschen Schattengebung. Letztere konnte dadurch vermieden werden, daß dem Medium der Standort der Belichtungsapparate schon zuvor genau bekannt war. Daß die Schattengebung überhaupt zum Ausdruck kam, bildet sogar den positiven Beweis dafür, daß als Gegenstand der photographischen Aufnahme nur dienen konnten Kohlenstiftzeichnungen, womit zugleich die „Rasterzeichen“ entfallen; denn nur solche halten dem grellen Blitzlicht stand, nicht lebendige Objekte. Bei letzteren verhindert das Blitzlicht die Schattengebung wegen seiner übermächtigen Wirkung. Eva hat also von den in jedem Kiosk erhältlichen Vorlagen des „Le Miroir“ Kohlenstiftzeichnungen mit lebhafter Schattengebung sich verschafft, zusammengeknittert, verschluckt, aus dem Magen wieder hervorgebracht, hinter dem Vorhang gemächlich auseinandergefaltet, möglichst geglättet, am Vorhang oder im Hintergrund des Dunkelfabinetts befestigt und den Vorhang erst aufgemacht, nachdem die „Geisterköpfe“ vorzeigbar geworden sind, um sie im günstigen Augenblick nach unbemerkter Freimachung ihrer Hand „vorbeischieben“ zu lassen — wie? Das hat v. Gulat-Wellenburg, der scharfsinnigste

Beobachter, der wegen seiner Gefährlichkeit zu weiteren Sitzungen nicht zugelassen worden ist, aufgedeckt: Er hat das Medium dabei ertappt, wie seine „rechte Hand, vorbeiliegend, den ‚materialisierten‘ Papierkopf zwischen den Fingern hält. An Stelle der rechten Hand liegt auf dem Knie ein Chiffonseken“. Als bald entdeckt man wiederholt Nadelftiche am Vorhang „genau an der Erscheinungsstelle des Kopfes“, ja „die mit der Farbe des Vorhanges übereinstimmenden Nadeln selbst zum Anstecken der Geister“. Daraufhin werden „die Geister angeklebt“ mit starkem Kleister, und die Illusion vom „Vorbeischweben“ hervorgerufen durch Zurückschieben des Vorhanges vor dem Kopfbild.¹⁾ Dr v. Schrenck (199 ff., 446/7) selbst bestätigt, daß Eva durch das plötzliche Erscheinen eines „an der Rückwand befestigten Frauenhandschuhes“ eine Geisterhand und durch einen „Haufen weißer Substanz“ das Verbleiben ihrer mittlerweile freigemachten Hände vortäuscht, und daß sie ihre „Materialisationen“ an einem Haar oder Faden aufhängt oder anklebt oder mit einer Nadel ansteckt. „Der Eindruck des Freischwebens kann optische Täuschung sein. — Die weiße Masse wurde mit dem Vorhangsflügel hin- und hergezogen.“

Durch Einschaltung von Rotlicht wird „die Beobachtung eine außerordentlich unsichere“. Dasselbe läßt auch flache Gegenstände plastisch erscheinen und bewirkt Nachbilder der wirklichen Hand noch geraume Zeit, nachdem diese entfernt worden ist. Trotz Verschärfung der Kontrolle „seit November 1912“ bleiben die Hände nur „in der Regel während der ganzen Sitzung sichtbar oder gehalten“ (467), gerade in den entscheidenden Augenblicken jedoch nicht. Im unbemerkten Vertauschen der eigenen Hände mit denen ihrer Nachbarn bei der Kettenbildung hat es ja Eusapia bereits zu vollendeter Meistererschaft gebracht. Auch die schärfste Aufmerksamkeit erlahmt allmählich bei Abendsitzungen, die sich über Mitternacht hinausziehen. Dr von Schrenck hat sich die unvorsichtige Äußerung entschlüpfen lassen: „Zu stark angespannte — Aufmerksamkeit könnte schädlich sein nach spiritistischer Auffassung“ (63), ebenso unvermerkt angezündetes Blüßlicht, weil es dem Medium einen „Nervenschok“ zuzieht, ja schon zu helles Licht, weil „die Wirkung des Lichtes molekulare Zerstörung verursacht an der komplizierten Struktur der den Nerven-elementen des Körpers angehörenden Materie“. Allein letzteres hat nicht einmal Crawford bestimmt, sondern nur „möglicherweise“ zu behaupten gewagt,²⁾ und v. Schrenck hat sich selbst unbewußt Lügen gestraft dadurch, daß er „nicht nur die ‚entwickelte‘, sondern auch die ‚entstehende‘ Materialisation wiederholt minutenlang sehr starkem elektrischen Licht ausgesetzt“ hat, ohne daß sie wie Nebel vor der Sonne sich aufgelöst hätte. Andererseits ist bei dem polnischen Medium Sta-

¹⁾ Remniz, ebb. 77 ff., 22, 33.

²⁾ V. Schrenck, Physikalische Phänomene des Mediumismus, 1920, S. 164.

nislawa „gerade durch kinematographische Aufnahmen, die das Medium längere Zeit dem grellen elektrischen Licht aussetzen, der Schwindel an den Tag gekommen“. ¹⁾ Uebrigens wurde auch „Eva zweimal in dem Augenblick photographiert, in dem sie ein festgehaltenes Phantom um ihren Kopf herumbewegte“, während auf den Knien ein handartiges Gebilde liegt. Eine dritte Photographie zeigt „den linken Fuß des Mediums im Begriffe, eine vorgehaltene Zigarette zwischen der großen und der zweiten Zehe einzuklemmen“. Vergeblich bemüht sich v. Schrenck (121), den Eindruck dieser unleugbaren Tatsache und seiner eigenen Abbildung (Nr. 30, S. 112/3) abzuschwächen, vergeblich auch, an der „Ruminationshypothese“ vorbeizukommen durch die Konstatierung: „In zahlreichen Fällen wurde das Entstehen der Phänomene in Schoß und auf andere Weise beobachtet“ (254). Er selbst ²⁾ gibt wenigstens zu: „Der häufigste Austritt ist jener aus dem Mund — dem Gaumensegel“, und Dr. Rakfa (1261) klärt den wirklichen Sachverhalt dahin auf: „Die einzigen beglaubigten Fälle, in denen die Erzeugung der Phänomene direkt beobachtet wurde, lassen den Hervortritt der Materie aus dem Mund erkennen.“ Wenn demnach die Materie auf anderen Körperteilen zum Vorschein kommt, beweist das nicht ihr erstmaliges Hervorbringen, sondern bloß ihr erstmaliges Vorzeigen daselbst, nachdem sie zuvor (hinter dem Vorhang) dahin verbracht worden ist.

Bloß ein mediumistisches Phänomen bleibt als echt bestehen, welches künstlicher Einschmuggelung nicht bedarf und an beliebigen Körperstellen auch durch das Trikot heraustreten kann, daß nämlich „das Medium einen ziemlich starken und konsistenten Schweiß absondert“ nach dem auch von Dr. v. Schrenck (143/4) in seinem „objektiven Charakter“ unwiderprochen gelassenen Gutachten des Prof. B., welches im wesentlichen sich deckt mit Dr. Rakfas Befund als „irgend eine physiologische Anomalie der normalen Sekretionsvorgänge“. Alles übrige beruht auf Illusion. Insbesondere hebt Dr. Rakfa (1258/9) hervor: „Bei offenem Vorhang war nicht die Entwicklung von Köpfen oder Gestalten zu beobachten. Da ein Teil des Körpers und besonders der Kopf des Mediums fast immer im Schatten bleibt, ist die Mitwirkung des Mediums bei der Erzeugung der Bewegungsphänomene kaum mit Sicherheit auszuschließen.“ Das plötzliche Kommen und restlose Verschwinden der Phänomene ist optische Täuschung: „Der Vorhang wird nach Eintritt des Traumzustandes geschlossen und zur Beobachtung der Phänomene geöffnet, manchmal nur wenige Sekunden, unter Umständen auch minutenlang. In letzterem Falle zeigen sich jedoch nur schnell vorbeiziehende Erscheinungen. — Meist wird der

¹⁾ Remniz, ebb. 25 ff., 81.

²⁾ Physikalische Phänomene, S. 192.

Vorhang vor dem Verschwinden der Phänomene geschlossen, auf wenige Sekunden. Bei offenem Vorhang tritt die fegenartige Materie in einigen Fällen in den Mund zurück, in anderen scheint sie, gelegentlich durch eine zuckende Bewegung des Mediums, in das Dunkel zurückzuspinnen" — vielleicht an einer Schür aufgezogen, jedenfalls nicht zauberhaft verschwindend — entgegen der unwahren Behauptung v. Schrencks (466, 508). Auch das „Protokoll: Von Anfang der Sitzung an blieb die Portiere geöffnet" ist nichts sagend, weil nicht hinzugefügt ist, wie weit. Ein Stück Vorhang genügt vollständig, um die „Materialisation" dahinter ins Dunkel zu flüchten. Das „Verschwinden" bedeutet immer bloß ein optisches, kein wirkliches, d. h. ein Entrücken aus der beleuchteten Zone.

In allen Fällen aber, wo der Vorhang nicht dazu dient, den Vorgang des Bergens der „Materialisation" im Magen vor und nach der Produktion zu verdecken, kann man getrost an eine versteckte Mitwirkung der Madame Bisson denken, besonders am 1. Juni 1912 (202 ff.), als im Dunkeltabinet schon nach „einer halben Minute in Schleierdrapierung auf einer flachen Unterlage mit dem schwarzen Kreidestift skizziert, die Gesichtszüge von Alexander Bisson sich darboten, wie ein auf der Rückwand fixiertes Porträt": Das Ganze „verschwand spurlos", d. h. Eva ließ es fallen, „trat vor den Vorhang", kühl und rasch entschlossen, um in eigener Person unverzüglich zur sorgfältigsten Körperkontrolle sich zu stellen und dadurch die Aufmerksamkeit abzulenken von ihrer Beschützerin, welche inzwischen das corpus delicti, die eingeschmuggelte Kohlenstiftzeichnung, aufräumte, so daß die Kontrolle nichts mehr finden konnte, als sie zur Durchsuchung des Kabinettes zurückkehrte. Dieselbe Porträtskizze hatte Madame Bisson von Anfang an bei der „Einschläferung" dem Medium in die Hand gespielt; zu ihrer Entfaltung hinter den Vorhangsflügeln hatte dasselbe während einer „halben Minute" hinreichend Zeit gehabt. Auch am 16. Mai 1913 (287 ff.) hat offenbar Madame Bisson nach „Hypnotisierung und Löschen des weißen Lichtes" in Evas krampfhaft am Vorhang sich festhaltende Hand gelegt eine „schleierartige Substanz" mit daran gebundenem, scheinbar „in seinen Gelenken sich bewegendem, fest, kühl und feucht sich anfühlendem Fingersfragment" (Abb. 153) aus elastischem, gummiartigem Material. Das Ganze hat Eva mit und hinter dem Vorhang beliebig herum- und aus demselben herausgezogen, um es am Schluß der Vorstellung wieder verschwinden, d. h. hinter den Vorhang zurücktreten zu lassen und ihrer Helfershelferin zurückzugeben, während diese ihre „Hand ergreift", worauf natürlich „trotz krampfartiger Bewegungen in den Armen kein Phänomen mehr eintritt". Ihrer Verbindung mit der Künstlerfamilie Bisson hat Eva die Beschaffung der künstlerisch vollendetsten Porträtskizzen zu verdanken. Mag auch v. Schrenck (461) die heimliche Herbeischaffung des gesamten „Arsenals" von Kunstprodukten als undenkbar hinstellen, so hat Dr Raska

von Anfang an gegen die allzu noble Behandlung dieser Salondame Biffon, welche jeder Verschärfung der Versuchsbedingungen grundsätzlich den energischsten Widerstand entgegengesetzt hat, als geradezu wissenschaftliche „Mitarbeiterin und Gewährsperson Bedenken schwerster Art“ ausgesprochen; denn sie „kann eine sehr liebenswürdige Gesellschafterin sein, besitzt aber weder irgend eine wissenschaftliche Vorbildung noch die leiseste Ahnung von den Erfordernissen wissenschaftlicher Akribie“. Sämtliche wissenschaftlichen Teilnehmer an den Münchener Sitzungen haben sich des Verdachtes ihrer Beteiligung an trügerischen Manipulationen nicht erwehren können. Denn „der Umstand, daß die Geldfrage keine Rolle spielt, ja auch die Tatsache, daß es sich um bürgerlich unbescholtene Personen handelt, schließt betrügerische Maßnahmen keineswegs aus“, wie der Menschenkenner Max Dessoir,¹⁾ Universitätsprofessor der Psychologie in Berlin, aus dem allzu menschlichen Ehrgeiz begreiflich macht. Namentlich Damen machen sich gern interessant, Madame Biffon insbesondere durch das Mitverdienst an der Herausgabe eines epochemachenden Werkes über moderne Geheimwissenschaft. Für das französische Uebersetzungsrecht hat sie sich übrigens vom Verfasser Dr v. Schrenck eine hohe Abfindungssumme zahlen lassen. Ihr Medium Eva C. vollends hat seine okkultistischen Künste von Anfang an gewerbsmäßig gegen Bezahlung ausgeübt und sich einen noch wertvolleren Vorteil verschafft durch die Aufnahme in die Familie Biffon als Kind des Hauses mit freiem Unterhalt, allem möglichen Komfort, Erholungsreisen in vornehme Seebäder oder ins Gebirge und weitgehendster Rücksicht auf seine Launen, um es in guter Stimmung zu erhalten zu erfolgreichen Produktionen.²⁾

Eine endgültige Entlarvung des ganzen trügerischen Spieles wäre höchst einfach herbeizuführen gewesen durch herzhaftes persönliches Zugreifen sofort nach dem rätselhaften „Verschwinden“ der „Materialisation“, zum Zweck einer gründlichen Kehlkopf- und Magenausspülung, sowie peinlichster Untersuchung des bloßen Körpers und seiner ganzen Umhüllung und Umgebung, einschließlich der Gardedame. Allein eine solche Klärung der Situation hat v. Schrenck immer wieder auf das entschiedenste abgewehrt als „brutale Ueberumpelungstaktik“³⁾ und „Exaktheitsfanatismus“, dessen „plumpe und brüste Eingriffe“ die Gesundheit seines Schützlings gefährden (32, 86). Und doch müssen exakter Wissenschaftsforschung sonst noch weit ernstlichere Opfer gebracht werden! Zu wenig exakt ist auch die englische „Gesellschaft für psychische Forschung“ verfahren von April bis Juni 1920 (331 ff.). Zwar hat sie durch ihre „skeptische Haltung“ die größten Betrügereien verhütet, aber gerade auf den raffiniertesten Trick der „Rumination“ sich überhaupt nicht eingestellt,

¹⁾ Vom Jenseits der Seele, 1917, S. 178.

²⁾ Remnig, ebd. 44, 89 f.

³⁾ Kampf um die Materialisationsphänomene, ebd. 55.

obwohl sie „am 23. Mai, 4., 7. und 11. Juni Papierstoff fand“, die Ueberbleibsel von ruminierten Papierköpfen. Zu deren Aufklärung ergriff Madame v. Bisson die buchstäblich an den Haaren herbeigezogene Ausrede, Eva sei „ein in den Mund geratenes Stück Haareinlage aus Papier“ oder „ein Umschlagpapier von Kets in den Zähnen stecken geblieben und während des Materialisationsprozesses ausgeworfen“ worden. Aus Dingwalls Feststellung, „daß die Masse vielfach mit dem Munde wie mit den Fingern vom Medium geknetet wurde“ (377), fällt wenigstens Licht auf die „Entwicklung“ zu vollendeteren Formen. Das Endurteil der Londoner Kommission, „daß die in Frage kommenden Manipulationen in keiner Weise unvereinbar sind mit denen, die bei Anwendung normaler Methoden nötig gewesen wären“, d. h. mit Nachhilfen durch taschenspielerische Leistungen, hat v. Schrenck (378) geradezu gefälscht durch Uebersetzung in dem gegenteiligen Sinn, „daß die Manipulationen sich in keiner Weise mit jenen vergleichen lassen, welche bei Anwendung der bekannteren taschenspielerischen Methoden notwendig gewesen wären“, wie er von Prof. Dessoir¹⁾ sich hat überführen lassen müssen.

Den schlechten Ruf des Mediums Eva C. wegen fortgesetzter Betrügereien hat v. Schrenck auszugleichen gesucht durch Vorführung berühmter ausländischer Medien, jedoch ebensovienig mit durchschlagendem Erfolg. Die 19jährige Polin Stanislawka P. nimmt für sich ein durch „große ästhetische Ungeschicklichkeit, bescheidenen, ehrlichen Charakter, übermäßig entwickelte Schamhaftigkeit“ (528), weshalb es auch mit der Kontrolle leichter genommen wird. Aber auch bei ihr „ist alles verdächtig“ (540) durch „Manipulieren“ mit Mund, Händen, Stednadeln (534, 545). Schließlich fällt v. Schrenck (540) sogar das vernichtende Urteil: „Das Ganze sieht aus wie ein wohlvorbereiteter Theaterkoup.“ — Der 26jährige Däne Ejnar Nielsen (617 ff.) überrascht durch besonders umfangreiche Schleiermassen und stattliche Phänomene — ganz entsprechend seiner „großen Statur“. Rummation ist hierbei durchaus nicht ausgeschlossen, nachdem ein ganzes Gewand feiner Gewebestoffe auf den Raum einer Taschenuhr sich zusammendrängen²⁾ und jedenfalls leichter verschlucken und wieder zum Vorschein bringen läßt, wie eine wirkliche Taschenuhr samt schwerer Kette — ein Experiment, welches v. Gulat-Wellenburg bei einem anderen Rummationskünstler tadellos geglückt ist. Nielsens hermetischer Abschluß von der 12. Sitzung an mit Tüllgewebe von 1 mm Lochweite in allseitig geschlossenem Kasten, gesichert mit Draht und Plombe (623 ff.), verhindert nicht die unge störte Entfaltung der Schleiermassen, da die „Kabinettsvorhänge dreiviertel Stunden nach Beginn der Seance vor dem Käfig zugezogen“ werden, und das Medium zugestandener-

¹⁾ Vossische Zeitung, Berlin, 11. März 1923, Nr. 119.

²⁾ Richard Baerwald, Okkultismus, Spiritismus und unterbewußte Seelenzustände, bei Teubner 1920, S. 114/5.

maßen „gelegentlich sich schwindelhafter Manöver bedient“ (617). Ueber den Verdacht der Rummation ist daselbe um so weniger erhaben, als es sogar ein einfaches „Bremittel verweigert“ (626). Daß v. Schrenck (626) auf „ein Urteil über etwaige Schwindelmanöver“ endgültig verzichtet, läßt tief blicken. — Der 47jährige nervös stark überreizte polnische Schriftsteller Franek Aluski (630 ff.) betreibt als Spezialität Paraffinabgüsse von „Geisterhänden“. Dabei „steht ein Kübel geschmolzenes Paraffin neben dem Medium“, in Reichweite, und wenn auch die sämtlichen Furchen und Linien nicht die geringste Ähnlichkeit mit der Hand des Mediums haben, braucht deshalb noch keine „Geisterhand“ im Spiele zu sein, sondern nur ein Ueberzug über die eigene Hand oder eine hinausgestreckte künstliche Hand. „Ein Paraffinhandschuh, der durch Eintauchen der Hand in das geschmolzene Paraffin auf der Hand entsteht, ist, solange er noch im Erkaltingsprozeß zähflüssig ist, so elastisch wie ein solcher aus Kautschuk und kann, ohne die Form zu sprengen, von der Hand abgezogen werden.“¹⁾ Nach völliger Erstarrung wird er mit Gips ausgegossen und abgeschmolzen. Der verbleibende Gipsabguß entspricht dann genau der ins Paraffin getauchten Handform. Dr Gustav Geley²⁾ wendet zwar ein: „Die außerordentlich dünne Hülle macht nachheriges Herausziehen einer lebenden Hand unmöglich. Die Form zerbricht in kleine Stücke“ (233), bekennt jedoch: „Ein belgischer Ingenieur soll ein Verfahren gefunden haben, durch welches das Paraffin unerwartete Dehnbarkeit und Widerstandsfähigkeit erhält. Vielleicht hat das Medium ein ähnliches Verfahren gefunden“ (251 f.). Damit entfällt auch die Schwierigkeit des Zurückziehens geschlossener Hände, gebogener und gekreuzter Finger (234 f.). Der Kunstgießer Gabrielli macht darauf aufmerksam: „Würde eine Hand aus einer schmelzbaren und löslichen Substanz (Zucker, Gelatine) in ein Paraffinbad getaucht, hernach in kaltem Wasser aufgelöst, so erhielte man eine beständige Paraffinform, ohne Naht und so dünn, als man wollte“ (254 f.). Kein Beweis für die „ideoplastische Kraft der Materialisation“ sind Kinderhände, die sich ausnehmen wie „Miniaturrehände Erwachsener“; denn in Wirklichkeit können auch „Kinder die Haut eines Erwachsenen haben“, wie Dr Paul Richet, Mitglied der medizinischen Akademie, festgestellt hat (247 f.). Bei dem noch dazu „stark abgedämpften“ Rotlicht lassen sich auch die schönsten Gesichter als Phantome vortäuschen, zumal einem so phantasievollen Manne wie Dr Geley, der von Rummation noch gar keine Ahnung hat. Nicht einmal die „magischen“ Lichteffekte Aluskis: phosphoreszierende Nebel mit Verdichtung zu runden Scheiben oder Kugeln bis zur Größe eines Zweifrankensstücks ver-

¹⁾ Graf Alindowstroem, Der physikalische Mediumismus, Berlin 1925, S. 403.

²⁾ Gelehen und Teleplastik, deutsch von Rud. Lambert, Stuttgart (Union) 1926.

mögen dem Kenner zu imponieren. Der Pole duftet stark nach Ozon. „Auf 350 Grad erwärmt geht das Ozon rasch in das energieärmere Sauerstoffgas über und gibt einen Teil seiner Energie als helles Licht ab. In Ozon senden viele Stoffe ein so helles Licht aus, wie die leuchtenden Zifferblätter der Taschenuhren.“¹⁾ Zudem könnte bei dem stark überreizten Menschen auch eine außerordentlich starke Ladung mit Nerven elektrizität zur Erklärung herangezogen werden.

Die 54jährige Grazer Finanzbeamtenwitwe Marie Silbert (603 ff.), Mutter von zehn Kindern, der Typus einer biedereren, sogar frommen Frau aus dem Volke, die in über hundert Sitzungen niemals bei schwindelhaften Manövern ertappt worden ist, jede Geldspende ablehnt und für Taschenspielerereien zu schwerfällig erscheint, frappiert durch ihre völlig freien Produktionen mit den Händen über dem Tisch, bei hellem Licht, unabhängig von Kabinett, Ort und Zeit und jeder Person, überhaupt einschränkenden Bedingungen. Und dabei läßt sie Dunstwolken und menschliche Glieder, vorzugsweise Hände, ja ganze Figuren „direkt aus ihrem Körper oder vom Fußboden und Tisch aus aufsteigen“ und sich bewegen und erzeugt Eigenlicht in Form von förmlichen Blitzen. Hier steht der Verstand förmlich still, bis er sich sammelt zu der Ueberlegung: Die Frau hat gut keine Bedingungen stellen, weil auch ihr keine gestellt werden. W. Schrenck (604) bemerkt ausdrücklich: „Eine Körperkontrolle erübrigt sich (wird auch abgelehnt), da eine mechanische Mitwirkung der Frau gar nicht in Frage kommen kann.“ Die Außerachtlassung der elementarsten Vorsichtsmaßregeln nützt dieses Medium natürlich aus, ähnlich wie das 1902 verurteilte berühmte Blumenmedium Anna Rothe,²⁾ welches unter seinen Kleidern eine Menge Blumen barg und herauszuschleuderte, die es als „Apporte aus der Geisterwelt“ ausgab, bis ein paar verkleidete Kriminalkommissäre sich auf sie stürzten und die wie rasend sich zur Wehr Setzende mit Mühe bändigten, worauf sie den Restbestand der „Geisterbutetts“ unter den Kleidern zutage förderten. Auch bei Frau Silbert „kommen unter dem Kleide des Mediums graue Stümpfe hervor, wie Kinderhände ohne Finger“ (608) nach v. Schrencks eigenen Angaben, und ebenso vollendetere Produkte nach dem Grundsatz: Geschwindigkeit ist keine Hexerei und vollführe deine Tricks an einer Stelle, von der du die Aufmerksamkeit der Beobachter abgelenkt hast! Psychologisch reicht zur Erklärung solcher Schwindeleien völlig hin die spiritistische Einstellung, die auch anscheinend ehrliche und selbstlose Charaktere, zumal im Trancezustand, wo das moralische Bewußtsein abhanden kommt, vor Trug nicht zurückschrecken läßt, wenn sie mit einem gewissen Eifer des Fanatismus in den Dienst ihrer „guten Sache“ sich stellen; der Zweck heiligt ja das Mittel! Gerade Frau Silbert „neigt sehr spiritistischer

¹⁾ Psychische Studien, Bd. 45 (1918), S. 449.

²⁾ Vgl. näher Afr. Lehmann, Aberglaube und Zauberei² 1908, S. 364; Rich. Hennig, Wunder u. Wissenschaft, II (1904), 267 ff.

Deutung zu" (609), wie v. Schrenck selbst konstatiert hat. Gar keine Schwierigkeit bereitet die Stärke der sensationellen „magischen“ Lichterscheinungen. In dem Pariser metaphysischen Institut schleuderte ein Italiener Erto sogar Blitze, wie Jupiter. „Im Institut Beleys gelangen die Experimente stets glänzend. Aber im Radiuminstitut fanden die Untersucher im Ausguß der von Erto benützten Waschanordnung ein Stückchen Gerstein, ein Metall, welches beim Zusammenschlagen mit Stahl helle Funken gibt.“ In fünf weiteren Sitzungen fand man 1924 auch „Stückchen von Metallfedern, mit denen er, das Geräusch durch Hustenstöße verdeckend, seine ‚Blitze‘ erzeugte im Dunkeln“. ¹⁾ „Unter den Kleidern des Mediums“ Silber war auch hiefür mehr als genügend Platz.

Im allgemeinen hat der durch „langjährige Spektraluntersuchungen“ erprobte Herausgeber eines „spektroskopischen Atlas“ sämtlicher Elemente: Prof. Dr. Ed. Haschek in Wien, die beiden Hauptquellen des Eigenlichtes der „Materialisationsphänomene“ entdeckt: ²⁾ 1. „Die allermeisten (anorganischen) Stoffe, zum Beispiel Paraffin, Kautschuk, Papier, Leder, Baumwollfasern, können sehr lange nachleuchten, wenn sie tief abgekühlt werden. Sie zeigen sehr starke Photolumineszenz, schwärzen die photographische Platte, wenn sie vorher einige Minuten vom Sonnenlicht getroffen wurden. Ein Nachleuchten“ ist auch eigen „mit Stärke imprägnierten Teilen der Kleidung. Quarz, Kalispatkristall, auch gewöhnliches Glas phosphoresziert. 2. Das Eigenlicht des Menschen rührt her von verdampften Körperausscheidungen. — In engen, schlecht ventilierten Räumen, auch Dunkelkammern, werden die einweißartigen Stoffe in der Ausatemungsluft oxydiert. Diese vergasteten Ausscheidungsprodukte diffundieren durch Kleider hindurch. — Kräftige Lichterscheinungen entsprechen der Verteilung der Talg- und Schweißdrüsen. — Durch Wegblasen tritt eine besonders helle leuchtende Wolke auf. — Diese Chemilumineszenz — das Leuchten organischer Stoffe unter Mitwirkung des Luftsaurestoffes (Oxydation) — erhöht eine Beimengung von Alkali, eine Seifenlösung. — Wenn unter Wasser eine Körperstelle mit Fett gerieben wird, entsteht eine leuchtende Wolke auf dem Wasserspiegel. Ozon wirkt sehr viel kräftiger oxydierend.“ — Auch mittels des Toeplerschen Schlierenapparates ³⁾ „sieht man aus den Öffnungen der Rockärmel ganze Garben von flammenartigen Schlieren hervorbrechen, sogar durch die dicksten Kleider hindurch“.

(Schluß folgt.)

¹⁾ Graf Klinkowstroem, Der physikalische Mediumismus, Berlin 1925, S. 411.

²⁾ Psychische Studien, Bd. 45 (1918), S. 446 bis 453 (Karl Ruhn, Würzburg).

³⁾ Vgl. ebd. 420 bis 426 (Gymn.-Prof. Dr. A. Wendler, Erlangen).

Katholisches Denken und Leben in Noricum zur Zeit des heiligen Severin.

Von Dr. Wilhelm Scherer.

Wattenbach nennt die Lebensbeschreibung des heiligen Severin von dessen Schüler Eugippius eine Quelle von unschätzbarem Werte, indem sie einen hellen Lichtstrahl wirft in Zeiten und Zustände, von denen wir sonst gar nichts wüßten.¹⁾ Wir haben die Bedeutung dieser Schrift für die Geschichte der Caritas früher in Heft II, 326 ff. (Jahrgang 1926) betrachtet. Solches Wirken des Apostels der Caritas war aber nur möglich auf dem Boden des wahren Glaubens, der die Triebfeder all jener Werke und übernatürlichen Kraftmittel bildete, wodurch der heilige Severin die dortige romanische Bevölkerung der römischen Provinz Noricum und Ost-Nätien immer wieder zu Werken der Buße und Nächstenliebe anfeuerte. Wir sehen daraus, wie sehr doch dieser Glaube jene Gemüter am Ufer der Donau am Ende des 5. christlichen Jahrhunderts beherrscht haben muß, und wie er dieselben sogar nach dem Verfall der politischen Einheit des Kaisertumes noch lange zusammenhalten konnte. Deshalb wollen wir noch das katholische Denken und Leben nach der Vita Severini betrachten; und wiewohl sich bereits eine gediegene Darstellung dieses Zusammenhanges vorfindet,²⁾ so glauben wir, daß sich noch neue Gesichtspunkte dafür herausstellen werden und daß eine Erinnerung an den heiligen Severin in den Donauländern niemals überflüssig ist. Doch können wir uns kürzer fassen und auf jene eingehendere Begründung verweisen.

Zunächst zeigt sich uns in jener Schrift die Einheit des katholischen Glaubens in Noricum, welche sich steigerte durch den Gegensatz der Irrlehre, in deren (Arianischer) Form die germanischen Nachbarstämme der Heruler, Rugier und Goten dem Christentum sich angeschlossen hatten. Darum gibt der heilige Severin dem Rugierfürsten Placcitheus auf dessen Bitte um Rettung vor den seine Grenze bedrohenden Goten den Bescheid: Wenn uns der eine katholische Glaube verbände, hättest du dich mit mir über das ewige Leben unterreden sollen.³⁾ Bis zu seinem Sterbebette bildet es die gelegentliche Sorge des Heiligen, daß wir in der Gemeinschaft des Gebetes bleiben.⁴⁾ Für die gefangenen Romanen hat er vor allem die eine Sorge, daß sie in der Einheit des Glaubens erhalten und nicht zum Irrtum abzufallen gezwungen werden.⁵⁾ Darum erachtet er den Glauben für durchaus notwendig,⁶⁾ und zwar ist es der wahrhaft evangelische, d. h. apostolische und katholische Glaube, der das Leben des Christen erfüllen, der sein Bekenntnis ausmachen soll.⁷⁾ Doch so groß sein Wert ist, der Glaube rechtfertigt nicht ohne die Werke, die aus dem Glauben hervorgehen. Wenn Severin deshalb den Wunsch ausspricht: Möge euer Glaube niemals wanken,⁸⁾

so hebt er anderseits hervor, wie die Werke der Buße sowohl verdienstlich und straffühnend,⁹⁾ als auch zum Heile notwendig seien; denn „Werke müssen wir zum Gerichte mitbringen, um würdig befunden zu werden, auf der rechten Seite des Richters zu stehen, um Bürger des himmlischen Vaterlandes, sowie des ewigen Lohnes teilhaftig zu werden.“¹⁰⁾ Ist sodann die Rechtfertigung vorhanden, bezw. nicht verloren, so gereichen die Werke des Glaubens zu ihrer Vermehrung und dementsprechend zur Vermehrung der Seligkeit: „Betet für mich, daß nicht zur Vergrößerung der Verdammnis, sondern zur Vermehrung der Rechtfertigung die Gnade des Heilandes mir gereiche.“¹¹⁾ Da wir ferner nur Gutes tun können „mit Hilfe Christi“, durch die Auserwählung Gottes,¹²⁾ so krönt Gott in den Verdiensten des Christen doch wiederum nur seine Gnade.¹³⁾ Die Auserwählung scheint Severin in augustinischer Auffassung als unabwendbar gedacht zu haben;¹⁴⁾ denn dem Willen Gottes, als Ratsschluß, kann niemand Widerstand leisten. Anderseits überhebt die Rechtfertigung nicht der Pflicht Bußwerke zu tun, sowohl um sie zu bewahren, als auch um göttliche Strafgerichte auf Erden (also „zeitliche Strafen“) abzuwenden.¹⁵⁾ Wo Gottes Gnade führt, wird der Schwächste zum Helden (c. 4).

Dem Bekenntnisglauben entspricht aber ein Bekenntnis feststehender Wahrheiten. Dieses Bekenntnis ist zwar nicht näher bezeichnet, jedoch dürfte es nicht schwer sein, den Inhalt des apostolischen Glaubensbekenntnisses aus dem Leben Severins festzustellen: Vor ihm steht Gott als der eine und einzige Gott,¹⁶⁾ der allmächtige Schöpfer der natürlichen und übernatürlichen Welt,¹⁷⁾ der durch seine Vorsehung das Schicksal der einzelnen wie der Völker lenkt,¹⁸⁾ dessen Pläne niemand vereiteln kann,¹⁹⁾ er ist zugleich der allwissende Richter und Vergelter, dessen Leitung in der Geschichte der Völker zum Ausdruck kommt,²⁰⁾ dem die Natur auf seinen Wink gehorcht, ob er ihre Gesetze walten läßt oder darüber hinaus Wunder wirkt durch die Hand seiner Heiligen.²¹⁾ Gute Engel begleiten die Christen. Als solcher erscheint der geheimnisvolle, die Züge des räumlich fernen Severin tragende Mann, der dessen Schüler Amantius auf dem Wege zum Alemannenkönig Gibold entgegentritt und dem Jagenden droht, wenn er nicht den von Severin erhaltenen Auftrag vollführe, der dann ebenso plötzlich verschwindet, als Amantius vor dem Zelte des Alemannenherrschers angelangt ist.²²⁾ Böse Dämonen aber spielen gerade im Leben Severins eine Rolle, der die Schäden, welche sie durch Betrug und Besessenheit der Menschen verüben, gutmacht und ihre Macht überwindet, die sie jedoch nur über jene besitzen, welche Gott ungetreu sind²³⁾ oder bei denen Gott — auf ihre eigene Bitte hin, die Besessenheit zuläßt.²⁴⁾

Die menschliche Natur wird dualistisch gedacht, nur aus Leib und Seele zusammengesetzt;²⁵⁾ aber die Seele hat zu kämpfen, trotz der Taufe, die die Sünde tilgt, mit einer angeborenen Neigung zum

Bösen, woraus sich die Anschauung ergibt, daß die Erbsünde nicht bloß in jener Neigung, d. h. in der Begierlichkeit bestehen kann. Deshalb ist beständige Wachsamkeit nötig, auf daß der Leib die Seele nicht ins Verderben führe.²⁶⁾ Aber die Seele ist es auch wert, daß um sie gekämpft werde, mehr als um Gold und Silber; denn ihr Lohn besteht in ewiger Unsterblichkeit bei Gott,²⁷⁾ der ihr jedoch auch auf Erden nicht den Trost versagt²⁸⁾ und alle Gnade bereit hält zu jenem Kampf mit der Begierlichkeit,²⁹⁾ zu jedem Werke des Glaubens,³⁰⁾ zuletzt zur endlichen, glückseligen Beharrlichkeit,³¹⁾ um das Gericht nach dem Tode zu bestehen (c. 4).

Wie das Leben des einzelnen, so muß das Leben der Völker, das Herrscheramt der Könige, vom Beistand Gottes getragen sein³²⁾, und die wahre Schönheit wird nicht mit leiblichen Augen, sondern mit denen der Seele geschaut.³³⁾

Die trinitarischen und christologischen Streitigkeiten jener Zeit haben im Wirkungskreise Severins kaum eine Spur hinterlassen. Nur in seinem Schmerze über die Glaubensverschiedenheit der deutschen Nachbarstämme spiegeln sie sich sowie in der Begeisterung für das Reich der Gnade des Heiligen Geistes. Christus ist nur einer, unser Herr und König,³⁴⁾ der mit dem Vater und göttlichem Geiste die gleiche Allmacht, Heiligkeit und Barmherzigkeit besitzt,³⁵⁾ dessen Gnade mit derjenigen Gottes eine und dieselbe ist;³⁶⁾ denn „der Name des Herrn sei gebenedeit“.³⁷⁾ Die Gnade ihrerseits muß zunächst erbetet werden durch anhaltendes Gebet und Fasten, die noch wirksamer sind, wenn sie sich auf die Fürbitte der im Jenseits rollenden Heiligen stützen, die im Lichte der göttlichen Gnade erstrahlen.³⁸⁾ So verkündet Severin den Glauben an die Gemeinschaft der Heiligen, sowohl in deren persönlicher Verehrung, wie in derjenigen ihrer Reliquien, womit er seine Kirchen auszustatten trachtet.³⁹⁾ Dabei gedenkt Severin, bezw. sein Geschichtschreiber nicht minder der Märtyrer als auch der bloßen Bekenner, wie des heiligen Valentin und, nach dem Tode des Severin, dieses Heiligen, indem die Wunder berichtet werden, die durch die wunderbare Erhaltung des Leichnams des heiligen Severin sechs Jahre nach seinem Tode⁴⁰⁾ sowie durch dessen Anrufung erfolgt sind, unter Anerkennung des Heiligen durch den Papst Gelasius und den Bischof von Neapel.

Das Gebet selbst betrachtet Severin nicht nur als Bittgebet, sondern als die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit als Gottesgemeinschaft,⁴¹⁾ der die Heimsuchung nicht widerspricht, wenn nämlich Gott das Ersuchte nicht gewährt oder dessen Erhörung verschiebt, um Größeres dafür zu gewähren: Wachstum in Glaube, Hoffnung, Liebe und unbedingten Anschluß an den göttlichen Willen. Immer wird eingeschärft das Gebet des einzelnen für sich, das Gebet aller für einander, das andauernde Gebet voll Demut, Reue und Gottvertrauen, daß wir durch Christi Hilfe errettet werden,⁴²⁾ das beständige Gebet des Streiters für Gott (c. 43, 5).

Außer dem Gebet erkennt der heilige Severin noch besondere Mittel der göttlichen Gnade an: Er setzt voraus das Sakrament der Taufe, indem er von der Taufkirche berichtet, welche sich in Castra Batava befindet und über die ein eigener Priester gesetzt ist.⁴³⁾ Die Taufe ist ihm unwiederholbar; der Versuch, romanische Kriegsgefangene wieder zu taufen, seitens der arianischen Rugier, ist ihm ein Greuel (Sakrilegium),⁴⁴⁾ wiewohl von der Irrlehre der damaligen Wiedertäufer (Donatisten) weiter keine Rede ist. Die Firmung wird nicht erwähnt. Die Taufkapelle kann wohl an vorseverinische Zeit erinnern,⁴⁵⁾ sie ist aber auch das Zeichen, daß damals die Taufe durch Untertauchung gespendet wurde und daß wohl auch noch ein Katechumenat für Neubekehrte bestand, sonst hätte man nicht einen eigenen Priester zur Verwaltung des Baptisteriums zu bestellen gebraucht.

Die Eucharistie ist sowohl Opfer als Sakrament der Kommunion.⁴⁶⁾ Der Kelch aus Silber beweist, daß man an die reale Gegenwart glaubte. Die Kommunizierenden werden genannt „Communicaturi“.⁴⁷⁾ Das christliche Opfer wird den heidnischen entgegengesetzt.⁴⁸⁾ Immer wieder wird vom Opfer (Sacrificium) gesprochen.⁴⁹⁾ Das Sakrament der Buße wird zwar nicht ausdrücklich genannt,⁵⁰⁾ wohl aber vorausgesetzt im Hinweis auf die Pflicht der Buße und des Bekenntnisses in der Kirche vor dem Priester des Herrn (c. 11) mit der Folge der wahren Sündennachlassung, aber auch mit darauffolgender Pflicht des neuen Lebens und der Genugthuung. Vor dem Gottesmann muß der Aussatz der Sünde fallen, wie derjenige des Leibes auf seine Fürbitte hin.⁵¹⁾

Als weiteres Sakrament wird nur mehr erwähnt die Priesterweihe, die in ihrem Höhepunkt, der Bischofsweihe, genannt wird der Principatus summi sacerdotii,⁵²⁾ zu dessen Bestellung das Volk nur durch die Wahl des Trägers beizutragen hat, während der letztere eigens die Weihe empfangen muß.⁵³⁾

Als Träger des Priestertums gilt vor allem der Bischof (episcopus, antistes). An fünf Stellen der Vita Severini ist von der Bischofswürde die Rede, in Vorch, in Tiburniae, in Nätien, in Neapel und Rom, wobei die Gemeinschaft mit dem römischen Bischof als selbstverständlich gilt.⁵⁴⁾ Der heilige Valentin scheint nicht mit einem bestimmten Bischofsitz ausgestattet gewesen zu sein, sondern nur als Wanderbischof gelten zu müssen, wiewohl ihn sein Schüler Lucillus „seinen Abtbischof“ nennt, und Lucillus in Castra Batava Priester war.⁵⁵⁾ Der heilige Severin selbst hat die Bischofswürde stets ausgeschlagen.⁵⁶⁾ Andererseits ist die Rede von einer Diözese (Tiburniae),⁵⁷⁾ was darauf schließen läßt, daß bereits feste Kirchensprengel abgeteilt worden sind, die nach wahrscheinlicher Annahme unter der Metropole Aquileja standen.⁵⁸⁾ Nach Sommerlad kann der Bischofsitz Vorch (Enns) nach dem Abzug der Romanen nach Javianiis (Mautern bei Wien) übertragen worden sein.⁵⁹⁾

Dem Bischof zur Seite stehen die gewöhnlichen Priester zu Batava, Quintana (Girching) Cucullae, Juavum, Asturis Comagene u. a.⁶⁰⁾ Der Vorstand des Klosters ist gewöhnlich Priester, wodurch auch Severin als Priester gekennzeichnet ist.⁶¹⁾ Der Unterschied vom Bischof und Presbyter ist zur vollen Ausbildung gelangt; die Bischofswürde bedeutet den Gipfel des Priestertums.⁶²⁾ Die Amtshandlungen der Bischöfe und Presbyter werden verschieden angeführt. Die Weihgewalt der Bischöfe ist vorausgesetzt. Das Lehramt der Presbyter soll in der Vita Severini nicht genügend ausgedrückt sein?⁶³⁾ Indes ist Severin jedenfalls als Prediger der sittlichen Ordnung und Buße genügend hervorgetreten. Die Glaubenswahrheiten, auf die er seine Lehren aufbaut, sind so eingewurzelt unter der Bevölkerung, daß sie die Betätigung eines Lehramtes von selbst erschließen lassen. Die Hauptaufgabe der Presbyter liegt in der Darbringung des offiziellen Gebets- und Messopfers.⁶⁴⁾ Dem Bischof eignet jedenfalls die Gewalt der geistlichen Leitung seiner Diözese, der er Anordnungen gibt, z. B. zum Fasten, welche pflichtgemäß von der Bevölkerung zu beobachten sind; aber auch die Presbyter geben für ihren Verwaltungsbezirk, unter Anlehnung an die Autorität des Bischofs, ähnliche Anordnungen.⁶⁵⁾ Zur Gewalt des Opfers, Lehrens und der geistlichen Leitung tritt zuweilen, wenn die Verhältnisse es erfordern, ein bedeutsamer Einfluß auf die bürgerliche Leitung, sogar auf die militärische Verteidigung der Stadt Lorch und Batavis, vor allem auf die Organisation der Liebestätigkeit, wie wir bereits am Beispiel des heiligen Severin erschen haben.⁶⁶⁾ Insbesondere werden die Presbyter und mit ihnen Diakone ausgewählt, um die Auslieferung von Kriegsgefangenen seitens der Germanen zu erwirken.⁶⁷⁾

Zu dieser Tätigkeit tritt hinzu mannigfache Segensgewalt, die sich vor allem in dem Gebrauch des Kreuzzeichens, unter bestimmtem Segensspruch (sit nomen domini benedictum) äußert,⁶⁸⁾ im heiligen Severin aber zu charismatischer Geisteskraft, in prophetischem Blick sowie in Wunderkraft zur Heilung von Kranken, zur Abwendung von öffentlichem Unglück und anderen Wunderzeichen sich erhebt.⁶⁹⁾ Der oben genannte Schriftsteller (Sommerlad) hat die Wunder des heiligen Severin in zwei bis drei Gruppen eingeteilt: in solche, welche Nachahmung biblischer Wunder darstellen, und in solche, welche in sagenhafter Ausschmückung wirklicher Ereignisse bestehen sollen, endlich in solche, welche aus falscher Erklärung von Worten im Berichte entstanden seien.⁷⁰⁾ Dabei stützt Sommerlad sich auf die Annahme der damaligen Neigung zur Uebertreibung außerordentlicher Vorkommnisse. Damit steht im Widerspruch, wenn er anderseits die kritische Veranlagung „gesunder Skepsis“⁷¹⁾ des Verfassers der Vita Severini zugibt und dessen Absicht hervorhebt, die Wunder des heiligen Severin vor allem aus sittlichem Zwecke zu berichten. Außer den Presbytern treten uns noch als selbstverständliche kirchliche Ein-

richtung entgegen die Diacone,⁷²⁾ Subdiacone und niedere Kirchendiener, wenn hinsichtlich der ersteren (Subdiacone) die Lesart richtig ist.⁷³⁾ Es werden erwähnt: Ecclesiae Custodes, Basilicae monasterii aedituus, Janitores, Ostiarii, Cantores, Primicerius (Vorsänger der Kirche in Neapel),⁷⁴⁾ welche den Priestern und übrigen Klerikern in den Kirchen Hilfe leisten, als Wächter der Kirche (1, 3) oder Pfortner (c. 16, 4. 6.), wobei ostiarius wohl den Grad der niederen Weihen bedeutet.

Dem Klerus, der also gegliedert erscheint, steht die Laienwelt gegenüber. Charismatiker, wie sie in den ersten Jahrhunderten der Kirche häufig waren, treten uns, außer dem heiligen Severin, der zugleich Priester war, kaum mehr entgegen.⁷⁵⁾ Unter dem Volke aber nehmen die „Jungfrauen“ eine bevorzugte Stellung als Zierde der Kirchen ein;⁷⁶⁾ sie treten jedoch nur einzeln auf und noch nicht in Gemeinschaft oder Klausur und sie unterstehen der Leitung der Kleriker.⁷⁷⁾ Unter den Wundern des heiligen Severin werden berichtet Heilungen eines Gichtbrüchigen, Totenerweckungen wie die eines toten Priesters, dem er gebot zu reden,⁷⁸⁾ Heilung eines Aussätzigen zu Boitro, Heilung von Besessenen.⁷⁹⁾ Auch Naturmunder verrichtet seine Hand, indem er den Wellen des Baches bei Quintana verbietet die Schwelle des Kirchleins zu überschreiten, den Heuschreckenschwärmen untersagt, das Land zu verwüsten, das Elisausmunder erneuert, wodurch der für die Armenausteilung bestimmte Vellfrug nicht versiegt „nach Art einer Quelle“, bis seine verborgene Gotteskraft verraten war.⁸⁰⁾ Das Fasten des Heiligen wird als Charisma betrachtet.⁸¹⁾ Vor allem aber ist Severin durch die Gabe des prophetischen Blickes in die Zukunft und in die räumlich ferne Gegenwart ausgezeichnet. So hat er sowohl das Schicksal des weströmischen Reiches, als auch dessen Besiegers, des Odoaker, zu einer Zeit vorausgesagt, da niemand einen solchen Ausgang erraten konnte, dergleichen das Schicksal ganzer Städte, wie auch von Castra Batava, so daß deren Bewohner sich rechtzeitig in Sicherheit bringen konnten, wenn sie der Warnung des Seher's Folge leisteten.⁸²⁾

Und haben wir darin schon ein Stück des Lebens an den Ufern der Donau zur Zeit des heiligen Severin erkannt, so ist dieses auf dem religiösen Denken der romanischen Bevölkerung von Noricum aufgebaute katholische Leben eine beständige Sorge ihres Apostels. Er will, daß das Leben des Christen alle Zeit durch Werke des Glaubens auf das ewige Ziel hingeordnet sei, welches als Lohn für die Werke erwartet wird.⁸³⁾ Der sterbende Mönch geht betend und wachend ins himmlische Heimatland;⁸⁴⁾ der Tod des Gläubigen ist nur ein Hingang und Heimgang in die Ewigkeit.⁸⁵⁾ Wohl mag die Führung des Einzelnen, auch im Klerus, nicht immer dem reinen Willen des heiligen Severin entsprochen haben; in den Alpenländern insbesondere erhielt sich noch lange geheimer Götzendienst mit heidnischen Greueln,⁸⁶⁾ der Egoismus, die herrschenden Laster, Habsucht und Genußsucht,

die Schwierigkeit, bei dem Mangel an Kräften den einzelnen Christen zu erfassen, die Gegenströmungen, die von Irrgläubigen, halbwilden oder noch heidnischen Nachbarn oder auch durch dämonische Einflüsse ausgingen: Dieses alles mußte das Werk der Heiligung des Volkes immer wieder stören und Rückschläge zur Folge haben. Trotzdem leuchtet unverkennbar der große Einfluß des Heiligen und der von ihm gepredigten Beweggründe des Glaubens auf das Leben der Bevölkerung Noricums hervor. Seine Aufforderungen zu gemeinsamen Bußübungen, zu Gebet und Fasten, werden in der Regel bereitwillig aufgenommen und beobachtet,⁸⁷⁾ der Gottesdienst am Morgen und Abend versammelt die Gemeinde täglich in zahlreicher Vertretung in der Kirche, den Sterbenden wird die heilige Wegzehrung gebracht, das Gebet zu den Heiligen wird eifrig gepflegt, namentlich zum heiligen Johannes dem Täufer, Gervasius und Protasius, sowie zu Bischof Valentin,⁸⁸⁾ ihre Reliquien werden mit Ehrfurcht aufbewahrt und in Empfang genommen;⁸⁹⁾ deren Echtheit freilich galt schon dem heiligen Severin als wichtige Frage, die er durch göttliche Erleuchtung lösen wollte, damit nicht teuflischer Trug die Seelen zu einem falschen Kult verführe.⁹⁰⁾ Auch Neubekehrte muß es gegeben haben, so daß eigene Taufkirchen unterhalten werden mußten; denn wir dürfen nicht glauben, daß nur in Batava eine solche nötig gewesen wäre.⁹¹⁾ Im Mittelpunkt dieses Glaubenslebens stand unstreitig der heilige Severin selbst, der mit seiner gott-erfüllten Persönlichkeit mehr als einmal sich als rettender Friedensengel erwies, vor dem Freund und Gegner sich in Ehrfurcht beugten.⁹²⁾ Durch den Gebrauch des Kreuzzeichens bei den Krankenheilungen läßt Severin auf dessen Verwendung im christlichen Leben überhaupt schließen.⁹³⁾ Unter dem Fasten tritt die vierzigstägige Fastenzeit am meisten hervor,⁹⁴⁾ welche demnach als uralter Brauch eingehalten, sowie durch außerordentliche Nachahmung bei öffentlichen und privaten Drangsalen, sei es auf drei oder selbst vierzig Tage, geheiligt wurde.⁹⁵⁾ In solcher Zeit genoß der heilige Severin nur einmal in der Woche Speisen, zu anderen Zeiten fastete er bis Sonnenuntergang,⁹⁶⁾ stets im Gebete und in Enthaltbarkeit verharrend; sein Lager bildete eine härene Decke, welche auf dem Boden seiner Zelle zu Boitro (Weidenweis bei Passau) oder zu Favianis ausgebreitet war, immer, selbst bei Nacht trug er dasselbe Gewand.⁹⁷⁾ Das Volk fastete bei Wasser und Brot bis Sonnenuntergang.⁹⁸⁾ An solchen Tagen wurde abends gemeinsam das Psalmengebet verrichtet oder gesungen, an welches sich dann, weil die ganze Gemeinde mit dem Priester noch keine Speisen genossen hatte, das Messopfer anschloß. Sonst wurde das heilige Opfer, wie dies längst Sitte war, selbstverständlich am Morgen dargebracht, und zwar täglich; denn wo immer der heilige Severin auftritt — und dies war der Fall nicht bloß an den Sonn- und Feiertagen, sondern an jedem Tage der Woche —, sehen wir auch das heilige Opfer dargebracht.⁹⁹⁾ Auf diese

Weise löst sich am leichtesten der scheinbare Widerspruch in der Vita Severini, der manchen Erklärer zu dem Urteil veranlaßt hat, es sei damals das heilige Messopfer in der Regel am Abend dargebracht worden.¹⁰⁰⁾ „Das Abendopfer“ (Sacrificium vespertini temporis)¹⁰¹⁾ ist nicht als Messopfer, sondern als das offizielle Gebetsopfer der Kirche (Vesper), bei dem ein Weihrauchopfer jedesmal stattfand, zu betrachten.¹⁰²⁾ Es ist die Vorbereitung auf die nachfolgende „Danksagung“, d. i. das Opfer der Eucharistie (c. 15). Ob die Komplet sich als eigentliche Hore schon jetzt von der Vesper abgetrennt hat, ist nur Vermutung. Ihr Beginn mit dem Vers (1 Petr 5, 8) „sicut leo rugiens“ möchte fast als ein den räuberischen Nachbarn der Moriker, den Rugiern, angepaßtes Wortspiel erscheinen. Wenn nach dem offiziellen Gebet noch eine Totenvigil für einen Verstorbenen abgehalten wurde, dehnte sich das Gebet in der Kirche oftmals durch die ganze Nacht bis zum Morgen aus,¹⁰³⁾ so daß sich dann das Begräbnis sowie das Messopfer als Morgenopfer gleich anschließen konnte.¹⁰⁴⁾

Beim Gebete bezeichnete man sich mit dem Kreuzzeichen und lag auf die Knie hingestreckt.¹⁰⁵⁾ Vor allem wurde das Sündenbekenntnis kniend abgelegt.¹⁰⁶⁾ Mit großer Ehrfurcht nahm man an der heiligen Eucharistie teil, wie der Ausdruck Solemnitas, Sakrament der Kommunion, bezw. Opfer erraten läßt.¹⁰⁷⁾ Das heilige Opfer wurde gefeiert als Dankesopfer zu Ehren der Heiligen am Jahrestage ihres Todes,¹⁰⁸⁾ besonders aber als Gedächtnisopfer für die Verstorbenen, woraus der Glaube sich ergibt, daß es ihnen im Jenseits noch nützen könne (Idee des Reinigungsortes). Während des Opfers wurden Lichter auf dem Altare angezündet und von den Teilnehmern in den Händen gehalten;¹⁰⁹⁾ die heilige Kommunion empfing man während, aber auch nach dem heiligen Opfer,¹¹⁰⁾ vor jeder anderen Nahrung,¹¹¹⁾ die Bezehrung jedoch zu jeder Zeit, so der heilige Severin um Mitternacht,¹¹²⁾ woraus ersichtlich ist, daß das heilige Sakrament zu diesem Zwecke aufbewahrt wurde, vielleicht auch zum Gebete in der Kirche, wie die Anwesenheit der gottgeweihten Jungfrau bei der Totenerweckung in der Kirche zu Quintana erraten läßt.¹¹³⁾

Das Gedächtnis der Verstorbenen wurde mit Psalmengesang bald nach dem Tode in der Kirche begangen,¹¹⁴⁾ hierauf das heilige Opfer dargebracht, das also mit der Vigil nicht identisch war. Vor der Bestattung fand der Leichengesang statt (Totenvigil),¹¹⁵⁾ der Leichnam wurde offen auf einer Bahre zu Grabe getragen unter Begleitung der Priester, Kleriker und Kirchendiener, sowie des teilnehmenden Volkes. Der Leichnam Severins wurde in einen Sarg aus Holz gelegt zum Transport nach Italien, wie er dies vorhergesagt hatte.¹¹⁶⁾

Wenn schon unter dem Weltklerus das offizielle Gebet gemeinsam in der Kirche verrichtet wurde, dann um so mehr im Kloster.

Severin gründete an der Donau verschiedene Klöster, wiewohl er selbst am liebsten in der Einsamkeit lebte;¹¹⁷⁾ so entstand auf Gottes Geheiß das Kloster zu Favianis wie in Boitro, wo seine Mönche gemeinsam nach einer bestimmten Regel lebten.¹¹⁸⁾ Worin diese Regel bestand, läßt sich nicht genau bestimmen. Jedoch der Hinweis in der Vita Severini auf die „Fußstapfen der heiligen Väter“ in Verbindung mit der Andeutung von der Mönchsinselferin läßt erkennen, daß wohl die Collationes des heiligen Kassian und andere Schriften der Väter dabei in Betracht kommen.¹¹⁹⁾ Severin selbst gab seinen Mönchen keine eigene Regel bis ins kleinste; er beschränkte sich darauf, ihnen als ihr Magister allgemeine Grundsätze über das Mönchtum zu erklären, sie zu mahnen nicht auf die Welt zurück zu schauen, die sie verlassen, wie das Weib des Lot die brennende Stadt, ferner den Reiz der Begierlichkeiten zu unterdrücken. Dazu kommt allerdings eine Art Unterricht wie in einem Noviziat über die besonderen Verpflichtungen des Ordensmannes, d. i. die Ehelosigkeit, die Entäußerung von jedem Eigentum, die Demut des Gehorsams, die Liebe, die Buße in Entsagung und in Tränen, das Gebet der Demut, die Hute der Regel, die Bereitwilligkeit zu jedem guten Werk für Christus.¹²⁰⁾ Der heilige Severin wird mit „tua veneratio“ angeredet (c. 4, 2). Besonders intensiv wurde im Kloster das gemeinsame Gebet gepflegt.¹²¹⁾ Der Meister wohnte zwar etwas abseits in den „Weinbergen“ bei Favianis,¹²²⁾ kam aber stets zum gemeinsamen Gebet am Morgen und Abend und sang mit den Brüdern die Psalmen.¹²³⁾ Das Laudate Dominum in sanctis eius bildete sein Sterbegebet.¹²⁴⁾ Demnach wurde die Matutin und Laudes, sowie die Vesper nach unseren Begriffen in jener Zeit gemeinsam gebetet oder gesungen, indem der Vorsteher des Klosters den Gesang anstimmte und die übrigen Mönche antworteten und abwechselten. Die übrigen Gebetssteile wurden auf der Zelle des Einzelnen privatim verrichtet.¹²⁵⁾ Nach einer Veipper, sechs Jahre nach dem Tode des heiligen Severin, wurde nach seinem Leichnam gesucht und dieser unverwest vorgefunden, um nach Italien gebracht zu werden, wo er in der Diözese Aversa bei Neapel heute noch ruht.¹²⁶⁾ Die Klostergemeinde bestand naturgemäß vor allem aus Romanen, doch auch einheimische Bekehrte schlossen sich ihr an, die durch ihr Vorbild sowie die Kenntnis der Sprache zum Erfolg des Missionswerkes unter den germanischen Stämmen sicher viel beitrugen.¹²⁷⁾ Ein Beispiel dieser einheimischen Missionäre, der Priester Bonosus, wird geradezu als Ideal der Heiligkeit namentlich des gesammelten Gebetes der Vereinigung mit Gott von Eugippius gefeiert.¹²⁸⁾ Zu ihren Aufgaben verpflichteten sich die Mönche durch die Profeß.¹²⁹⁾

In den Klöstern wurde neben körperlicher Arbeit in der Kultur des Landes, Wein- und Ackerbau, viel geistige Arbeit gepflegt: Es wurde die Heilige Schrift sowie die Schriften der Väter studiert, es wurde die Kunst gepflegt, die zum Bau sowie zur Ausschmückung

der Kirchen und zur Verherrlichung des Gottesdienstes durch Gesang notwendig war. Severins Beispiel zeigt, wie sehr die Mönche auch das außerkirchliche Leben der Bewohner von Noricum beeinflussten. Die Heilige Schrift wurde in lateinischer Uebersetzung gelesen, die deuterokanonischen Schriften, z. B. der Hebräer- und Jakobusbrief, wurden als gleichwertig mit den protokanonischen Büchern der Heiligen Schrift gebraucht und deren Aussprüche oft dem Heiligen in den Mund gelegt.¹³⁰⁾ Severin aber erklärte den Mönchen das Evangelium sowie die Grundsätze der Regel (c. 23, 9). Die Häufigkeit dieser Zitate zeugt gewiß von eifrigem Gebrauche und umfassender Kenntniß der Schrift. Es gab Klöster mit trefflicher Zucht, wo der Geist des Heiligen alle beseelte, wie in Savianis, und solche, wo die Vita über vom Teufel beseßene Mönche berichtet, die sich allerdings, wie in Boiodurum, durch Gebet und Fasten auf Severins Anweisung hin bekehrten und heilen ließen.¹³¹⁾ Aber anderseits wurde Severin zu Batava von dem Taufpriester ins Angesicht verhöhnt: Reise, ich bitte dich, du lieber Heiliger Gottes, reise nur bald fort, damit wir nach deiner Entfernung ein wenig von Fasten und Wachen ausruhen mögen.¹³²⁾ Die Klöster standen untereinander sowie mit anderen fernen Klöstern, besonders mit Lerin, der Klosterinsel in der Mündung des Rhone-Flusses, in Verbindung. So steht von Antonius von Lerin nach Mittheilung seines Biographen Ennodius fest, daß er unter Einwirkung des heiligen Severin kurz vor dessen Tode seine kostbaren Fähigkeiten im voraus erkannt und dann auch entwickelt habe.¹³³⁾

Das Gebetsleben wird von kirchlichen Festen durchzogen. Unter diesen wird vor allem hervorgehoben das Fest Epiphanie sowie der Gedächtnistag des Heiligen, da am Vorabend dieses Festes der heilige Severin seinen nahen Tod vorherverkündigte für den Tag des Gedächtnisses des heiligen Valentin, d. h. am 8. Jänner,¹³⁴⁾ welcher Tag also durch uralte Ueberlieferung geheiligt ist, wie das Andenken des heiligen Valentin bei den Norikern und Räten; damit ist wohl die Tradition der Kirche in Batava, die den heiligen Valentin als ihren Wanderbischof verehrt, unwiderleglich erhärtet. Indem vom Abschlusse der vierzigtagigen Fastenzeit die Rede ist, wird das Osterfest von selbst in Erinnerung gebracht.¹³⁵⁾ Durch das Fasten glaubte man eigene Sünden zu büßen, wie auch fremde Schuld zu sühnen.¹³⁶⁾ Zum Wandern der für die Glaubenspredigt bestimmten Mönche dienten die römischen Heeresstraßen, oder man wählte den Wasserweg auf den Strömen der Donau und des Inn, auf denen auch Severin seine gesammelten Liebesgaben für die Armen gerne befördern ließ, gleichwie er vor dem Untergang Batavas auf diesem Wege sich und seine Getreuen nach Lorch rettete.¹³⁷⁾ Ueber das sonstige Ordensleben und die Beschaffenheit der Klosterbauten erfahren wir nicht viel; doch ist die Zelle des heiligen Severin kurz geschildert.¹³⁸⁾ Wenn nach seinem Tode der Leichnam mit dem Barte

und Haupthaar ausgegraben wurde,¹³⁹⁾ so ergibt sich wohl, daß damals das Tragen des Bartes und Haares bei den Mönchen gewöhnlich war. Mittels des Zehnten, den der heilige Severin im Laufe seiner Tätigkeit streng von den Gläubigen verlangte, wurde ein ständiges Hilfsmittel geschaffen, um den Armen zu helfen und jene soziale Liebestätigkeit zu ermöglichen, von der im früheren Aufsatze die Rede war.¹⁴⁰⁾

An verschiedenen Orten waren Kirchen gebaut, wohl gewöhnlich aus Holz, wie in Quintana, wo die Kirche sogar nach keltischer Art auf Pfählen stand und über der Wasserfläche schwebte, während gabelförmige Hölzer und Pfähle in der Tiefe eingerammt waren und ein hölzerner Fußboden aus geglätteten Holzbalken wie ein Getafel den Boden der Kirche schmückte.¹⁴¹⁾

Es scheint ein Unterschied zwischen Kloster- und Seelsorgskirchen bestanden zu haben: „Basilika“ hieß gerne die erstere als Neben- oder Privatkirche, während „Kirche“ im engeren Sinne die gottesdienstliche Stätte für die Gemeinde hieß.¹⁴²⁾ Dazu tritt „Das Orationarium“ im Kloster als Stätte des Privatgebetes oder auch der Beisetzung des Leichnams des Heiligen;¹⁴³⁾ endlich das Baptisterium zur Spendung der Taufe durch Untertauchung.¹⁴⁴⁾ In den Gemeinderkirchen, wie in Quintana, gab es eigene Plätze für die Geschlechter („jeder in seinem Stande, in suo ordine“),¹⁴⁵⁾ welche durch Schranken (Septa) voneinander geschieden waren.¹⁴⁶⁾ Wird dies so verstanden, so erklärt sich am leichtesten der Satz „Da rief er sie öffentlich vor“: Ein Weib wird in die Mitte, d. h. vorn zwischen beiden durch Schranken abgeteilten Abteilungen der Geschlechter, etwa vor dem Presbyterium oder Chorraum gebracht, um öffentlich ihre Sünden zu bekennen.¹⁴⁷⁾ Doch wird das betreffende Gotteshaus wieder Basilika genannt, obgleich es Seelsorgskirche war.¹⁴⁸⁾ Daraus ergibt sich, daß die altchristlichen Gotteshäuser auch an der Donau das Vorbild zum Kirchenbau und dessen Einrichtung abgaben. Neu erscheint der Hinweis auf Leuchter mit Wachskerzen an den Umfassungswänden des Schiffes, welche dann in Cucullae (Kuchl bei Salzburg) durch Severins Gebet sich von selbst entzündeten.¹⁴⁹⁾ Auch der Altar trug Kerzenleuchter; außerdem waren silberne Kelche und andere Kirchengeräte auf demselben angebracht, deren unberechtigte Wegnahme als Kirchenraub (Sakrilegium) gebrandmarkt wird.¹⁵⁰⁾ Die Kirchen wurden eingeweiht und dabei wie heute Reliquien von Märtyrern hinterlegt.¹⁵¹⁾ Die Weihe wird vom „Priester“ im hervorragenden Sinne, d. i. vom Bischof vorgenommen;¹⁵²⁾ aber Severin läßt auch „durch die Hände der Priester oder durch den Dienst der Priester“ (Officio sacerdotum) die Reliquien der Märtyrer niederlegen und durch die freiwillige „Johannis“-Segnung „durch den Dienst der Priester“ die Basilika einweihen.¹⁵³⁾ Aus der gleichen Ausdrucksweise „Officio sacerdotum“ in beiden Fällen ist ersichtlich, daß jedesmal nicht der Dativ im Lateinischen anzuerkennen ist, sondern der

Ablativus instrumenti, so daß die Priester in der Tat als die Werkzeuge der Weihe erscheinen.¹⁵⁴) Nach der Weihe galt die Kirche als unerleglich.¹⁵⁵) Vielfach von den Christen selbst erbaut, zogen die Kirchen auch viele Heiden an, woraus zu schließen ist, daß sie wohl auch künstlerisch in gefälliger Form errichtet waren. Auf Kunstgewerbe läßt sich die Bemerkung von „Silbernen Kelchen“ und anderen Kirchengeschützen beziehen; daß die Germanen für künstlerische Schönheit empfänglich waren, zeigt sich in der Erzählung von der Gefangennahme „barbarischer“ Goldschmiede durch die Rugier, welche durch das Eintreten des heiligen Severin befreit wurden.¹⁵⁶) Auch der Kirchengesang muß damals geblüht haben, da sich eigene Sänger mit Vorsängern an einzelnen Kirchen befanden;¹⁵⁷) ihre Lieder werden wohl aus den alttestamentlichen Psalmen und Cantica des Neuen Testaments genommen worden sein.¹⁵⁸)

So konnte Severin bei seinem Hinscheiden ein blühendes christliches, ein von lebendigem Glaubensgeist durchpflantes Mönchs- und Volksleben an den Ufern der Donau hinterlassen, dem die spätere Zeit an Wesensinhalt nichts hinzuzufügen brauchte, als das lebensvolle Auswirken der Ideen, die er seinen Mönchen und Zeitgenossen vererbt hatte. Insofern kann er allerdings als der Vorläufer einer neuen Zeit gelten, indem sich zum erstenmal in seiner Person die großen lebendigen und erhaltenden Potenzen der Kirche seiner Periode vergegenwärtigten.¹⁵⁹) Durch seine soziale Wirksamkeit vollends, die wir im früheren Aufsatz betrachtet haben, hat er eine Völkerverbrüderung in einen christlichen Glauben angebahnt, hat den Ausdruck „Barbar“ seines beschimpfenden Charakters entkleidet oder ihn von den mit den Romanen verkehrenden Stämmen der Germanen, wie den Rugiern, getrennt und ihnen so den Eintritt in die Zivilisation erleichtert. Das Mönchsleben hat er vielleicht zuerst vom rein beschaulichen Gedanken zum zugleich tätigen Zwecke hinübergeführt, indem er selbst das leuchtendste Vorbild dieser Verbindung beider Zwecke geworden ist. Nicht in stiller Zurückgezogenheit soll nach ihm der Mönch nur büßen, sondern auf Grund der im Verkehr mit Gott empfangenen Beweggänge und sittlichen Kräfte auf seine Zeitgenossen einwirken, das eine Gottesreich verbreiten und dabei das Vorbild des treuen Gottesdieners geben; denn schändlich ist es, wenn Weltmenschen in Sünden fallen, schändlicher, wenn Mönche sündigen, welche, die Lockungen der Welt wie ein wildes Tier fliehend, mit aller Liebe sich Christus geweiht haben.¹⁶⁰) Auf solcher Grundlage konnte bald der heilige Benedikt sein „Ora et labora“ aufbauen, zum Heil der Völker wirkend durch alle Jahrhunderte. Darum gilt hier das Wort des Zeitgenossen Severins, des Diakons Paschasius, dessen Brief an Eugippius uns erhalten geblieben ist: Die Taten der Heiligen verschwinden nicht im Strom der Zeiten, so daß alle den gegenwärtig sehen und gleichsam mit dem zu verkehren glauben, den sie im Buche vor sich haben.¹⁶¹)

Wir ward dies zum Erlebnis, als ich nicht nur die Vita Eugippii öfters las, sondern als ich die Stätten besuchte in Voitra, Javianis und in vineis („in den Weingärten“), wie sie heute der Forscherfleiß bestimmt hat; und ich sah die Gestalt des Heiligen über den durch so heilige Ueberlieferungen geheiligten Boden wandeln, wenn ihn auch keine Kultstätte, außer in der heutigen Innstadt Passau, begrüßt. Möge sein Ideal sich verwirklichen: die Einigung der Völker in einen katholischen Glauben!

Anmerkungen:

- ¹⁾ Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen, 1885, I., 49, 50. —
²⁾ H. Tomanek, Die innerkirchlichen Zustände in Noricum nach der Vita Severini des Eugippius, in „Weidenauer Studien“, II., 1908, 351 bis 418; M. Huber, Geschichte und Einführung des Christentums in Südostdeutschland, I., Salzburg 1874, S. 374 bis 382; Th. Sommerlad, Die Lebensbeschreibung Severins als kulturgeschichtliche Quelle, Leipzig 1903. — ³⁾ Vita Severini von Eugippius, Migne, P. L. 62, 1175, c. 2; Vita Severini, ed. P. Knoell, Vindobona 1886 c. 6. Das Leben des heiligen Severin von Eugippius aus dem Lateinischen übertragen von Karl Ritter, Linz 1853 c. 6. Nikolaus Kovorka, Erinnerungen an den heiligen Severin, Wien-Berlin c. 5. Unsere Zitate sind gewöhnlich nach Knoell angeführt. —
⁴⁾ In oratione continua c. 26. — ⁵⁾ c. 8. — ⁶⁾ c. 1. — ⁷⁾ A. a. D. —
⁸⁾ c. 18. — ⁹⁾ c. 3, 9, 12. — ¹⁰⁾ Vorwort zur Vita Severini Knoell p. 5. —
¹¹⁾ c. 4, 11. — ¹²⁾ c. 4. — ¹³⁾ c. 8. — ¹⁴⁾ c. 41. — ¹⁵⁾ c. 3, 12, 18, 44 u. a. —
¹⁶⁾ c. 14, 12, 11, 22, 28. — ¹⁷⁾ c. 4, 34. — ¹⁸⁾ c. 43, 44. — ¹⁹⁾ c. 41. —
²⁰⁾ c. 40, 43, 4. — ²¹⁾ c. 3, 4 u. a. — ²²⁾ c. 19, 23, 29. — ²³⁾ c. 22, 36. —
²⁴⁾ c. 36. — ²⁵⁾ cf. 35, 4. — ²⁶⁾ c. 3, 34, 35. — ²⁷⁾ c. 35, 43, 42. — ²⁸⁾ c. 35, 42. — ²⁹⁾ c. 11. — ³⁰⁾ Vorrede c. 7. — ³¹⁾ c. 42. — ³²⁾ c. 40. — ³³⁾ c. 55. —
³⁴⁾ c. 6, 8, 34, 42. — ³⁵⁾ c. 15, 16, 28, 43. — ³⁶⁾ c. 40 (Dei gratia): c. 17, 42 (Christi gratia). — ³⁷⁾ c. 23, 28, 29. — ³⁸⁾ c. 4, 12, 43. — ³⁹⁾ c. 22, 23. —
⁴⁰⁾ c. 41, 44, 46. — ⁴¹⁾ c. 4, 14, 30; c. 43; c. 26. — ⁴²⁾ c. 37, 39. —
⁴³⁾ c. 22. — ⁴⁴⁾ c. 8. — ⁴⁵⁾ c. 22; cf. Tomanek 402, 2. — ⁴⁶⁾ c. 43, Tomanek 403, 3. — ⁴⁷⁾ c. 12. — ⁴⁸⁾ c. 11. — ⁴⁹⁾ c. 11 bis 13 u. a. — ⁵⁰⁾ Tomanek 409. —
⁵¹⁾ c. 1, 3, 4, 10, 12, 13, 15, 26, 36. — ⁵²⁾ c. 4, 21. — ⁵³⁾ c. 4 qui post episcopus ordinatus est. — ⁵⁴⁾ c. 4, 9, 46; 21, 25, 30. — ⁵⁵⁾ c. 19, 35, 41. — ⁵⁶⁾ c. 9, 4. — ⁵⁷⁾ c. 25, 2, Tomanek 376 universa dioecesis suae castella. — ⁵⁸⁾ c. 21 Tiburniae metropolis Norici wird von Ritter c. 22 mit „Hauptstadt“ übersetzt, c. 30. — ⁵⁹⁾ Sommerlad S. 3. — ⁶⁰⁾ c. 11, 12, 13, 16, 22, 24, 36, 37, 45. — ⁶¹⁾ c. 37, qui postea presbyter ante nos monasterio praefuit; Vorrede n. 8 bis 10. — ⁶²⁾ c. 4, 21, 48. — ⁶³⁾ Sommerlad 30. — ⁶⁴⁾ c. 11, 12, 16, 2, 1, 13, 6. — ⁶⁵⁾ c. 11, 25. — ⁶⁶⁾ c. 4, 17, 18, 19, 20, 22, 27. — ⁶⁷⁾ c. 19, 9, 17. — ⁶⁸⁾ c. 28, 29. — ⁶⁹⁾ c. 7, 13, 15, 17, 20, 27, 36, 12, 19. — ⁷⁰⁾ Sommerlad 5 ff. — ⁷¹⁾ c. 16, 38, 5; 46, 2, Sommerlad 7. Sorgfältig wird von Eugippius die Zuverlässigkeit der Quelle des Wunderberichtes hervorgehoben (c. 21). — ⁷²⁾ c. 16, 19, Sommerlad 30, 32 f. —
⁷³⁾ c. 16, 6, Tomanek 380. — ⁷⁴⁾ c. 10, 11, 13, 16, 24, 44, 46; 5, 19. —
⁷⁵⁾ Von drei „geistlichen Männern“ ist c. 13, 2 in Juvavum die Rede. Es scheinen diese aber keine Charismatiker, sondern einfach Kleriker der Kirche (c. 1, 2) gewesen zu sein, wie ja auch der heilige Severin „geistlicher Lehrer“ (c. 39), der Priester Maximinus „Priester des geistlichen Lebens“ 24, 2) genannt wird. — ⁷⁶⁾ c. 1, 16. — ⁷⁷⁾ c. 16, Huber 377. — ⁷⁸⁾ c. 14, 16. —
⁷⁹⁾ c. 36. — ⁸⁰⁾ c. 27, 25, 28 u. c. 11, 13 Ketzenentzündung. — ⁸¹⁾ c. 4, 9. —
⁸²⁾ c. 1, 2, 7, 9, 11, 12, 17, 25, 32, 33. — ⁸³⁾ c. 41, 42, 43. — ⁸⁴⁾ c. 43. —
⁸⁵⁾ c. 41. — ⁸⁶⁾ c. 11. — ⁸⁷⁾ c. 1, 2, 3, 5, 11, 12, 18. — ⁸⁸⁾ c. 9, 23, 46, 41. —
⁸⁹⁾ c. 23. — ⁹⁰⁾ c. 9, 3. — ⁹¹⁾ c. 22. — ⁹²⁾ c. 4, 7, 28, 31 u. a. — ⁹³⁾ c. 15, 28, 38, 42, 8. — ⁹⁴⁾ c. 39, 38. — ⁹⁵⁾ c. 21, 25, 28, 36. — ⁹⁶⁾ c. 4, 39. —

⁹⁷⁾ c. 39. — ⁹⁸⁾ c. 12. — ⁹⁹⁾ c. 13, 39; c. 11, 12, „heiliges Wort“ genannt. — ¹⁰⁰⁾ Sommerlad 30 will auch die Spendung der Wegzehrung an den heiligen Severin als Opfer rechnen, jedoch fehlt gerade hier der Ausdruck sacrificium. — ¹⁰¹⁾ c. 13. — ¹⁰²⁾ Hilarius, Vita s. Honorati: Sacrificium laudationis offerens, cf. c. 11, 13, 39, 44. — ¹⁰³⁾ c. 16. — ¹⁰⁴⁾ Wiederholt ist die Rede von der Feierlichkeit „des Abendopfers“ oder der Totenvigil (c. 2, 13, 16, 41, 46, 5), so daß an sich an ein bloßes Gebetsopfer gedacht werden könnte. Aber anderseits wird das „Opfer“ der Kirche den schändlichen Opfern der Heiden entgegengesetzt (c. 11, 2, 3) und wiederum die „Dankagung“ vom Gebetsopfer wie von der Vigil ausdrücklich getrennt (c. 13, 2; c. 46, 5; vgl. 41, 2; 46, 4, 5). Da liegt wohl der Schluß nahe, daß Eugippius unter der „Dankagung“ das Opfer der Eucharistie verstand, wie es von der altchristlichen Literatur stets bezeichnet worden war. Er sprach nicht klar davon, weil es eben als selbstverständlich in der Kirche geglaubt und gefeiert wurde. Ihm lag mehr am Herzen, das Wunder des heiligen Severin zu erzählen, in dessen Hand sich von selbst die Kerze entzündete, mit welcher der Heilige zur „Dankagung“ leuchtete (c. 13, 2). — ¹⁰⁵⁾ c. 13, 2, 11, 3, 43. — ¹⁰⁶⁾ c. 11, 18. — ¹⁰⁷⁾ c. 11, 12, 13; c. 41, 43. — ¹⁰⁸⁾ c. 41; 46, 5. — ¹⁰⁹⁾ c. 11, 13. — ¹¹⁰⁾ c. 11. — ¹¹¹⁾ c. 12. — ¹¹²⁾ c. 43. — ¹¹³⁾ c. 13, 12, 16. — ¹¹⁴⁾ c. 16. — ¹¹⁵⁾ c. 16; 43. — ¹¹⁶⁾ c. 44 ff. — ¹¹⁷⁾ c. 4, 39. — ¹¹⁸⁾ c. 4, 9, 44. — ¹¹⁹⁾ c. 9, 4, 44, 2 f. — ¹²⁰⁾ c. 1, 4, 36, 39, 43. — ¹²¹⁾ c. 43, 44. — ¹²²⁾ c. 39. — ¹²³⁾ a. a. O. — ¹²⁴⁾ c. 43, 8. Die Weinberge sucht man heute in Hundheim oder Mauterbach bei Mautern, letzteres am uralten Uebergang über die Donau bei Krems gelegen, kann gar wohl mit dem alten Fabianus zusammentreffen. — ¹²⁵⁾ c. 39. — ¹²⁶⁾ c. 44, 46, Ritter S. 175, A. 132. — ¹²⁷⁾ c. 35. — ¹²⁸⁾ c. 35, 2. — ¹²⁹⁾ c. 44 Suscepto professionis proposito cf. 9, 4. — ¹³⁰⁾ c. 9, 4. Vgl. die Zitate bei Ritter. Gelasius stellte auf zwei Römischen Synoden 494 und 495 den Schriftkanon auf Grund der Uebersetzung fest. — ¹³¹⁾ c. 36, 35. — ¹³²⁾ c. 22, 3. — ¹³³⁾ c. 44 Magni Felicis Ennodii vita beati Antonii c. 9; Mon. Germ. hist. sac. VII, 1885, 186, 31. — ¹³⁴⁾ c. 41. — ¹³⁵⁾ c. 38, 39. — ¹³⁶⁾ c. 38. — ¹³⁷⁾ c. 22, 1. — ¹³⁸⁾ c. 39. — ¹³⁹⁾ c. 44. — ¹⁴⁰⁾ c. 17, 18, Zomanek 417, Sommerlad 47. — ¹⁴¹⁾ c. 15. Die Vergleichung mit keltischer Bauweise in der Schweiz, Oberösterreich, Kärnten, Krain und schwäbisch-bayrischer Hochebene liegt näher als Sommerlads Meinung (35 f.), diese Anlage der Kirche habe zur Beschaffung von Taufwasser gedient; auch Strabe, VII, 2, 3 sucht Kelten an der oberen und mittleren Donau. — ¹⁴²⁾ Huber 380; Zomanek 395; Sommerlad 35 bis 37; cf. c. 11, 12, 16, 22. — ¹⁴³⁾ c. 45, 39. — ¹⁴⁴⁾ c. 22. — ¹⁴⁵⁾ c. 12, 3. — ¹⁴⁶⁾ 16, 2, Septa von saepio = umzäunen kann doch niemals „Kirchenstühle“ bedeuten, wie manche angenommen haben; vgl. Ovid. fast. I, 53, Cicero Sext. 37, 79. — ¹⁴⁷⁾ c. 3, 2. — ¹⁴⁸⁾ c. 28, 13. — ¹⁴⁹⁾ c. 11, 12. — ¹⁵⁰⁾ c. 44. — ¹⁵¹⁾ c. 9, 23. — ¹⁵²⁾ Huber 378. — ¹⁵³⁾ c. 9, 3, 22, 2. „Johannessegen“ bedeutet hier nicht den Segen des Weines des Evangelisten, sondern den Schutz des Täufers, dem die Kirche durch Niederlegung seiner Reliquien unterstellt wurde, die ausdrücklich als Märtyrerreliquien bezeichnet sind wie der Täufer selbst, c. 9, 22, 23. — ¹⁵⁴⁾ c. 23, 2, 9, 3, Zomanek 398, 397, 2 übersetzt als Dativ: Er bot die Kirche durch den Johannessegen dem Dienste der Priester dar. „Benedictione“ kann auch so viel bedeuten wie reliquiis nach c. 9, 24 und Paulin. Nolan. ep. 32, 8, wo particula crucis — benedictio steht. — ¹⁵⁵⁾ c. 22, 17, 18; Zomanek 398, 417; Sommerlad 47 bis 50. — ¹⁵⁶⁾ c. 8, 3, 4. — ¹⁵⁷⁾ c. 16, 24, 1, 44, 5, 46, 3. — ¹⁵⁸⁾ c. 24, 30, c. 44, 5, Huber 378. — ¹⁵⁹⁾ Karl W. Nieslich, Geschichte des deutschen Volkes, I. 1892, 138, zit. bei Sommerlad 2, 8, 3. — ¹⁶⁰⁾ c. 43, 6. — ¹⁶¹⁾ Brief des Baschasius ein Anhang zur Vita Severini; Knoell S. 68, Ritter 53. XII 2 „Der heilige Voratz der Profeß auf der Einsamkeit der Insel“ (44, 2) kann sich in damaliger Zeit nur auf den Eintritt in das berühmte Kloster auf der Insel Verin beziehen.

Pastoral-Fälle.

I. (Kirchenaustritt.) Um die im Deutschen Reiche vorgeschriebene Kirchensteuer nicht bezahlen zu müssen, hatte Herr Müller vor einigen Jahren seinen Austritt aus der katholischen Kirche erklärt. Dabei hatte er vor Zeugen beteuert, daß er nach wie vor alles glaube, was die katholische Kirche glaube; seine Austrittserklärung sei einzig und allein darin begründet, daß er keine Kirchensteuern bezahlen wolle. Jetzt will er aber seine Sache wieder in Ordnung bringen. Zu diesem Zwecke trägt sein Pfarrer den Fall bei einer Konferenz vor und fragt, welche Schritte er ergreifen müsse, um Herrn Müller mit der Kirche wieder auszu-söhnen. In der Beantwortung der Frage herrscht bei den Mitgliedern der Konferenz die größte Meinungsverschiedenheit. Die einen sagen, der Pfarrer müsse an den Bischof rekurrieren, damit derselbe den Herrn Müller in foro externo von den inkurrierten Zensuren absolviere kraft der Bestimmungen von can. 2314, § 2. Andere Teilnehmer der Konferenz aber widersprechen dieser Auffassung und sagen, eine Absolution von Zensuren sei nicht nötig, da Müller keine Zensur inkurriert habe; da er ja öffentlich erklärte, er wolle alles glauben, was die katholische Kirche glaube, sei er kein Häretiker, hätte also auch keine Zensur auf sich. Die Vertreter der ersten Ansicht aber lassen dies nicht gelten und führen als Beweis den Umstand an, daß in den Anweisungen des Ordinariates über die Behandlung solcher Fälle verlangt werde, daß man an das Ordinariat rekuriere, um die Absolution von den Zensuren zu erlangen. Doch die andern verteidigen ihre Ansicht mit der Entgegnung, in dem betreffenden Erlaß des Ordinariates würden solche Leute „Apostaten“ genannt. In vielen Fällen seien auch solche Leute Apostaten. Es könne aber auch Ausnahmen geben, wie in dem vorliegenden Falle. Da Müller nämlich keine Glaubenswahrheit gelehnet habe, sei er nicht einmal Häretiker, viel weniger aber noch ein Apostat. Dies ergebe sich klar aus der Definition des can. 1325, § 2, der sage: „Post receptum baptismum si quis, nomen retinens christianum, pertinaciter aliquam ex veritatibus fide divina et catholica credendis denegat aut de ea dubitat, haereticus; si a fide christiana totaliter recedit apostata . . . est.“

Wer hat nun recht?

Zunächst verdient hervorgehoben zu werden, daß es nicht an Autoren fehlte, die lehren, zivilrechtlicher Austritt aus der Kirche sei eine direkte Verleugnung des Glaubens.¹⁾

Den Vertretern dieser Ansicht muß man zugestehen, daß besonders in früheren Jahren mit dem Kirchenaustritt gewöhnlich eine vollständige Verleugnung des Glaubens, also Apostasie verbunden war. Wie aber die angeführten Definitionen in can. 1325, § 2 zeigen, sind Kirchenaustritt und Verleugnung des Glaubens begrifflich durchaus voneinander verschieden. Daß sie auch im praktischen Leben voneinander verschieden

¹⁾ Mausbach, Moraltheologie II¹ / 4, S. 45.

sein können, zeigt vorliegender Fall. Sollte sich aber das Ordinariat auf den Standpunkt stellen, daß bei einem Kirchenaustritt auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen immer gänzlicher Abfall vom Glauben präsumiert werden müsse (?), so ist doch wohl das Axiom zu beachten: „*Praesumptio cedit veritati.*“ Unter vorliegenden Umständen aber dürfte Müller der Beweis nicht allzu schwer sein, daß er weder Apostat noch Häretiker sei und folglich sich auch nicht die entsprechenden Strafen zugezogen habe.

So weit kann man wohl den Vertretern der einen Ansicht unbedingt recht geben. Doch gehen dieselben zu weit, wenn sie nun ohneweiters schließen: also braucht man nicht an das Ordinariat zu recurrieren, um Absolution von den Zensuren. Wenn der Kirchenaustritt an sich auch weder Apostasie noch Häresie ist, so folgt daraus doch noch nicht, daß im Kodex überhaupt keine Strafe auf denselben gesetzt sei. Außer Häresie oder Apostasie kann nämlich beim Kirchenaustritt noch ein anderes Delikt in Betracht kommen. Es sei hier nur auf einen früheren Jahrgang dieser Zeitschrift verwiesen. Dort sagt nämlich Desterle über den Kirchenaustritt: „Entweder schließt sich der Austretende einer häretischen Sekte an; dann wird er *haereticus*; oder er wirft das ganze Christentum über Bord; in diesem Falle wird er *apostata* genannt; oder endlich, er trennt sich nur vom Gehorsam gegen den Papst oder der kirchlichen Gemeinschaft, dann trifft ihn die kirchliche Strafe als einen *schismaticus*.“¹⁾ Offenbar ist Herr Müller weder Apostat noch Häretiker; aber ist er ein Schismatiker?

Manche dürften vielleicht auch dieses nicht gelten lassen. So schreibt z. B. Sägmüller: „Das Schisma ist die Lostrennung von dem kirchlichen Mittelpunkt unter Konstituierung einer eigenen Kirchengemeinschaft.“²⁾ Ähnlich schreibt Hollwed: „Diejenigen, welche sich von der Einheit der Kirche durch beharrlichen Ungehorsam gegen den rechtmäßigen Papst losreißen und gleichzeitig ein eigenes Kirchensystem aufrichten, verfallen ohneweiters der dem Papste speziell vorbehaltenen Exkommunikation.“³⁾ Da Müller sich keiner schismatischen Gemeinschaft angeschlossen, wäre er auch nach diesen Autoren kein Schismatiker und hätte sich demnach auch nicht deren Strafen zugezogen. Doch schon vor dem Kodex waren nicht alle Autoren mit dieser Auffassung einverstanden. So schreibt z. B. Lehmkühl: unter „Schismatikern“ in der Konstitution „*Apostolicae Sedis*“ werden verstanden „diejenigen, die sich trennen vom Leibe der Kirche und ihrem Haupte, gleich ob sie einer andern Religionsgenossenschaft beitreten oder nicht.“⁴⁾

Diese Meinungsverschiedenheit der Autoren war wohl begründet in dem Texte der Konstitution „*Apostolicae Sedis*“. Dasselbst hieß es nämlich: „*Itaque excommunicationi l. s. speciali modo Romano Ponti-*

¹⁾ Theologisch-praktische Quartalschrift 1921, S. 173/174.

²⁾ Sägmüller, Lehrbuch des kath. Kirchenrechtes², S. 804.

³⁾ Hollwed, Die kirchlichen Strafgesetze, S. 165.

⁴⁾ Lehmkühl, Theologia Moralis II¹¹, n. 1188.

fici reservatae subiacere declaramus III^o Schismaticos, et eos, qui a Romani Pontificis pro tempore existentis oboedientia pertinaciter se subtrahunt vel recedunt.“ Nach der Ansicht vieler Autoren wurde hier unterschieden zwischen Schismatikern und anderen Personen, die keine Schismatiker sind, obwohl sie manche Ähnlichkeit mit ihnen haben. Da galt es vor allem den Begriff eines Schismatikers klarzustellen. Hollwed tat es dadurch, daß er zum Schisma den Zusammenschluß zu einer neuen Religionsgenossenschaft forderte. Lehmkühl verlangte dies nicht, forderte aber zum Tatbestand des Schisma, daß jemand sich trenne von der Kirche und ihrem Oberhaupte; deshalb sind nach ihm diejenigen keine Schismatiker, die im zweiten Teile des eben angeführten Textes genannt werden, denn dieselben trennen sich nur von dem Oberhaupte der Kirche, wollen aber mit der übrigen Kirche in Verbindung bleiben. Andere Autoren¹⁾ waren aber im Gegensatz zu Lehmkühl und Hollwed der Ansicht, der ganze eben erwähnte Text handle von Schismatikern, und zwar im ersten Teile von Schismatikern im strengen Sinne, im zweiten Teil von Schismatikern im weiteren Sinne.

Diese Unklarheiten sind beseitigt worden durch die Fortbildung, welche die kanonistische Doktrin durch den Kodex erhalten hat. Vor allem werden im Kodex die Delikte gegen den Glauben und die Einheit der Kirche klar geschieden von den Delikten gegen die kirchliche Autorität. Dabei wird auffallenderweise in can. 2331, § 1, der Strafen auf den hartnäckigen Ungehorsam gegen den Papst setzt, die Konstitution Apostolicae Sedis nicht als Quelle erwähnt. Damit scheint Gasparri der Meinung jener beizupflichten, die sagen, daß beide Teile der erörterten Stelle aus der Konstitution Apostolicae Sedis von Schismatikern handeln. Allerdings ist die Quellenangabe nur Privatarbeit. Doch bietet der Kodex noch mehr Anhaltspunkte. In can. 2314, § 1, n. 1 setzt er nämlich die Exkommunikation fest für Apostaten, Häretiker und Schismatiker; in n. 3 aber bestimmt er noch andere Strafen für den Fall, daß sich die Betreffenden einer anderen Religionsgenossenschaft anschließen. Dies zeigt deutlich, daß der Kodex zum Begriff eines Schismatikers nicht den Zusammenschluß zu einer besonderen Religionsgenossenschaft verlangt. Zu allem Ueberfluß gibt dann außerdem der Kodex noch die Definition eines Schismatikers in can. 1325, § 2, indem er erklärt: „Post receptum baptismum, si quis... subesse renuit Summo Pontifici aut cum membris Ecclesiae ei subiectis communicare recusat, schismaticus est.“ Also auch hier keine Andeutung, daß zum Begriff eines Schismatikers der Zusammenschluß zu einer eigenen Religionsgenossenschaft gehört. Uebrigens ist diese Definition des Kodex fast wörtlich aus dem heiligen Thomas übernommen, dessen Definition in der letzten Zeit von den Autoren „so ziemlich ver-lassen“ wurde.²⁾ Nur ist zu bemerken, daß statt eines „et“ bei Thomas

¹⁾ Ballerini-Palmieri, Opus Theologicum Morale VII^o, n. 424; P. Hilarius O. M. Cap., Tractatus de censuris, p. 117.

²⁾ Hollwed, a. a. O. S. 165, Anm. 1.

im Kodex ein „aut“ steht („aut cum membris ecclesiae communicare“); dadurch wird auch die etwas enge, oben erwähnte Definition Lehmkühls verlassen. Nach dem Erscheinen des Kodex muß man daher in Uebereinstimmung mit dem heiligen Thomas das Schisma umschreiben als „eine Sünde, die direkt und per se in Gegensatz tritt zur Einheit... Es ist deshalb eine besondere Sünde, weil diese Sünde es geradezu auf die Trennung von der Einheit abzielt... Schismatiker aber sind jene, welche sich freiwillig und absichtlich von der Kirche trennen... Die Einheit der Kirche aber verwirklicht sich in zwei Momenten, nämlich in der Verbindung der einzelnen Glieder der Kirche unter sich... ferner in der Beziehung aller Glieder der Kirche zu dem einen Haupte... Deshalb werden Schismatiker genannt jene, welche dem Haupte der Kirche nicht untertan sein wollen und jene, welche nicht mit den ihm untergebenen Gliedern der Kirche in Verbindung stehen wollen.“¹⁾

Ein Schisma liegt demnach schon vor, sobald sich jemand in der angegebenen Weise von der Kirche trennt, der Zusammenschluß zu einer eigenen Religionsgenossenschaft ist nicht erfordert. Deshalb irrt auch Aertnys, wenn er noch nach dem Kodex zu einem Schisma die Bildung einer eigenen unabhängigen Kirche verlangt.²⁾ Er hat dabei offenbar die Aenderungen übersehen, welche durch den Kodex eingetreten sind. Er tritt damit auch in Gegensatz zu anderen Autoren, die nach dem Erscheinen des Kodex geschrieben haben. So schreibt z. B. Eichmann: „Schisma ist die Trennung von der Kirche durch grundsätzliche Verweigerung der Unterwerfung unter den Papst oder durch Ablehnung der Gemeinschaft mit den dem Papste untergebenen Gliedern der Kirche (can. 1325, § 2) mit oder ohne Aufrichtung einer selbstständigen Religionsgesellschaft, mit oder ohne Uebertritt zu einer schismatischen Religionsgemeinschaft.“³⁾ Dieselbe Ansicht vertritt auch Génicot.⁴⁾ Offenbar aber gehört es zum Wesen des Kirchenaustrittes, daß man seine Verbindung mit der Kirche, ihren Gliedern und ihrem Haupte lösen will. Wer so handelt ist also ein Schismatiker. Demnach treffen auch Herrn Müller die Strafen der Schismatiker.

Gegen diese Lösung aber könnte jemand einwenden: Müller wollte sich nicht von der Einheit der Kirche trennen, er wollte nur keine Steuern mehr bezahlen. Hierauf ist zu erwidern: in letzter Linie wollte Müller allerdings den Kirchensteuern entgehen, aber damit wollte er auch das einzige notwendige Mittel zu diesem Zwecke, nämlich seinen Austritt aus der Kirche. Doch vielleicht insinuiert jemand: Müller hat nur äußerlich seinen Austritt erklärt, um das beabsichtigte Ziel zu erreichen, innerlich war es ihm damit nicht Ernst. Wegen diesen Einwand

¹⁾ St. Thomas von Aquin 2, 2, qu. 39, a. 1.

²⁾ Aertnys, Theologia Moralis II^o, n. 1045.

³⁾ Eichmann, Das Strafrecht des Cod. jur. can., S. 127.

⁴⁾ Génicot, Institutiones Theologiae Moralis II^o, n. 587.

ist zu bemerken: in diesem Falle würde Müller wenigstens in foro externo als Schismatiker behandelt werden müssen, gerade so wie jemand in foro externo als Häretiker behandelt werden muß, der eine Häresie öffentlich ausgesprochen hat, auch wenn es ihm innerlich damit nicht Ernst war. Im Gegensatz zu einem solchen „Häretiker“ müßte sogar ein solcher Schismatiker auch in foro interno als Schismatiker behandelt werden. Die Häresie ist nämlich ihrem innersten Wesen nach ein Irrtum des Verstandes. Wenn daher jemand nur äußerlich eine Glaubenswahrheit leugnet, nicht aber auch innerlich, so ist er in Wirklichkeit kein Häretiker.¹⁾ Anders dagegen der Schismatiker. Das Schisma besteht nämlich seinem Wesen nach in der äußeren Trennung von der Kirche. Wo diese vorliegt, ist der Tatbestand des Deliktes seinem vollen Umfange nach gegeben ohne Rücksicht darauf, was jemand innerlich für eine Gesinnung hatte.²⁾

In Beantwortung der eingangs aufgeworfenen Frage ist daher folgendes festzuhalten: Diejenigen, welche behaupten, Müller sei weder Apostat noch Häretiker, haben hierin recht; sie irren aber, wenn sie meinen, man brauche nicht an das Ordinariat zu rekurrieren um Absolution von einer Zensur. Die andern, welche die Ansicht vertreten, man müsse sich an das Ordinariat wenden, haben hierin ebenfalls recht, sie täuschen sich aber, wenn sie dies damit begründen, daß Müller Apostat oder wenigstens Häretiker sei. Man muß vielmehr rekurrieren um Absolution von einer Zensur, weil Müller ein Schismatiker ist.

Münster (Westf.).

P. Dr. Heribert Jone O. M. Cap.

II. (Ob die Teilnehmer an der Fronleichnamsprozession von der Anhörung der heiligen Messe dispensiert oder entschuldigt sind, wenn sie beides nur schwer oder gar nicht miteinander vereinigen können?)

Diese Frage wird nicht ohne Grund aufgeworfen, da es verschiedene Umstände an diesem Tage Manchem wirklich schwer machen, beides mitzumachen. Es erhebt sich alsdann für ihn die Frage, was von beiden er zurückstellen soll, die heilige Messe oder die Prozession. An und für sich läge es nahe, die Prozession zurücktreten zu lassen, da sie nicht ebenso geboten ist wie die heilige Messe. Andererseits aber spricht wieder der Umstand dagegen, daß die Fronleichnamsprozession im Gegensatz zur heiligen Messe nur einmal im Jahre wiederkehrt und daß es verschiedene Umstände wünschenswert machen, daß sich die Gläubigen an diesem Tage möglichst vollzählig an der Prozession beteiligen.

Es ist auch kein Zufall, daß diese Frage besonders in Städten erörtert wird, da diese Umstände gerade in Städten gegeben sind. Denn auf dem Lande sind es die Gläubigen gewohnt, für ihren Glauben größere Opfer zu bringen, und sie empfinden deshalb auch weniger Schwierigkeit, beides miteinander zu vereinen. Andererseits erscheint es auch in den gläubigen Landgemeinden nicht so wichtig, alle Gläubigen zur Prozession

¹⁾ Vallerini-Palmieri, Opus Theologicum Morale II², p. 58.

²⁾ Chelodj, Jus poenale, p. 63; Schmalzgrueber V, 8, 9.

aufzubieten. Dagegen kommt in der Stadt der Prozession eine viel größere Bedeutung zu, da es dort gilt, inmitten der im ständigen Anwachsen begriffenen Schar der Laien und Kalten oder dem Glauben bereits ganz Abgestorbenen ein hellleuchtendes Beispiel von Glaubensfestigkeit und Bekennermut entgegenzusetzen, an dem sich die Schwankenden aufrichten können. Was sollen wir also sagen?

Die allgemeinrechtliche Lage ist klar; die Kirche hält auch heute noch an der Messpflicht am Fronleichnamstage fest, wie die can. 1248 und 1247, § 1 lehren. Sie wird auch später davon kaum abgehen, da die heilige Messe das Herzstück des Festes ist. Man hat wohl gemeint, es existiere eine (partikularrechtliche) Entscheidung, der zufolge die heilige Messe am Fronleichnamstage durch Teilnahme an der Prozession ersetzt werden könne. Von Rom aus ist eine solche Entscheidung sicher nicht erlassen; sonst hätten sie die Moralisten längst aufgegriffen. Ob irgendwo in einer Diözese eine solche Entscheidung gegeben worden ist, läßt sich schwer kontrollieren. Jedenfalls könnte eine solche diözesanrechtliche Entscheidung nur im Einvernehmen und mit Bewilligung des Apostolischen Stuhles erfolgen, da eine ständige Regelung dieser Frage, die eine *lex communis* betrifft, die den Bischöfen in can. 1245, § 1 erteilten Dispensvollmachten überschreitet. Uebrigens ginge eine solche allgemeine Erklärung auch weit über das Bedürfnis hinaus, da ja die Umstände und Schwierigkeiten, die zu erwägen sind, wie schon erwähnt, für die verschiedenen Orte und Personen selbst der gleichen Diözese verschieden sind. So läßt sich eine kirchliche Entscheidung der Frage wohl schwerlich behaupten.

Wenn aber die Teilnehmer an der Prozession durch keine positive kirchliche Entscheidung von der Pflichtmesse entbunden sind, so bleibt nur mehr die Frage übrig, ob wenigstens jene Teilnehmer, welche nur schwer beides miteinander vereinigen können, wegen ihrer Teilnahme an der Prozession von der Anhörung der heiligen Messe entschuldigt sind.

An und für sich gelten für die Fronleichnamsmesse dieselben Entschuldigungsgründe wie für die übrigen Pflichtmessen. Sie lassen sich alle, selbst die sogenannten *consuetudines*, auf eine *impossibilitas physica* oder *moralis* zurückführen. Nur darf diese nicht so strenge genommen werden. Denn da es sich bei der Messpflicht um ein *praeceptum saepius recurrens* handelt, entschuldigt *quaevis causa mediocriter gravis*, das heißt eine *causa*, quae notabile incommodum vel damnum secum fert.

Man darf aber nun nicht etwa vorschnell sagen: Also sind alle Teilnehmer an der Prozession, welche nicht sine notabili incommodo noch eine heilige Messe hören können, eo ipso von der heiligen Messe entschuldigt. Das wäre eine *petitio principii*. Denn darum handelt es sich ja, ob diese Teilnahme einen vollgültigen Entschuldigungsgrund bilden könne. Solange kein wichtiger, wirklich hinreichender Grund für die Teilnahme an der Prozession vorhanden ist, muß ich eben von derselben ferne bleiben, um nicht darüber die Pflichtmesse zu veräußen. Non licet apponere causas impediētes impletionem legis sine causa pro-

portionate gravi. Wo kein wichtiger Grund dagegen spricht, muß ich die res praecepta immer jeder anderen noch so guten Sache vorziehen.

Der Umstand allein, daß ich beides nicht miteinander vereinigen kann sine notabili incommodo, genügt deshalb noch nicht, sondern es muß noch die weitere Frage aufgeworfen und beantwortet werden, ob ein wichtiger Grund meine Teilnahme an der Prozession fordert. Als solche entsprechende Gründe, die von der Meßpflicht entschuldigen, werden gewöhnlich angeführt: Necessitas, caritas, officium und pietas. Das sind nur allgemeine Richtlinien. Sehen wir, welche besonderen Gründe in unserem speziellen Falle in Betracht kommen können.

Den hervorragendsten haben wir bereits oben erwähnt. Es ist das bonum fidei, das durch eine möglichst zahlreiche Beteiligung an der Prozession gefördert werden soll. Daß diese causa an sich eine causa gravis ist, läßt sich nicht bestreiten. Schwer ist es nur zu bestimmen, unter welchen Umständen eine Nichtbeteiligung an der Prozession diesem bonum einen ins Gewicht fallenden Abbruch tun oder ein notabile damnum fidei nach sich ziehen würde. Da die in Betracht kommenden Verhältnisse in den verschiedenen Städten ganz verschieden sind, kann nur der betreffende Ortsseelsorger oder ein Gewissensrat, der die konkreten Verhältnisse kennt, ein sicheres Urteil darüber fällen. Hier aber müssen wir uns damit begnügen, die Sache grundsätzlich angedeutet zu haben, um darauf weiter zu bauen.

Nehmen wir also an, es stehe fest, daß es für die Sache des Glaubens an einem Orte von größter Bedeutung sei, daß möglichst viele sich an der Prozession beteiligen; dann folgt natürlich noch nicht daraus, daß nun dort jeder Teilnehmer an der Prozession diesen Grund geltend machen könnte. Denn ob einige mehr oder weniger an der Prozession teilnehmen, ändert an dem Erfolge, dem Eindruck der Prozession nichts. Anders aber wäre es, wenn es sich um eine für das katholische Leben dort bedeutsame Person handeln würde, auf deren Erscheinen mit Recht Gewicht gelegt werden kann. Ähnlich verhielte es sich auch bei Corporationen und Vereinen, deren Erscheinen von besonderem Wert ist. Hier kommt es zwar nicht auf jede einzelne Person an, aber doch auf ein möglichst starkes Ausrücken der Vereinschar oder des Verbandes. Würde nun tatsächlich die Sache so liegen, daß ein solches Ausrücken nur dann erzielt werden kann, wenn jene, denen es schwer fällt, beides mitzumachen, von der Anhörung der heiligen Messe entbunden werden, so dürfte dagegen nichts einzutwenden sein.

Zu diesem bonum fidei in communi kann dann zur Verstärkung noch das bonum fidei der einzelnen Teilnehmer kommen. Es ist nicht zu leugnen, daß besonders in Städten, wo der Kampf um die Religion entbrannt ist, eine Beteiligung an der Prozession geeignet ist, den Glaubens- und Bekennermut der Teilnehmer besonders zu stärken. Dieses Moment kommt besonders für die heranwachsende Jugend in Betracht, die auf diese Weise daran gewöhnt werden soll, ihren Glauben trotz des Hohnes der Masse mutig zu bekennen.

Ein besonderes Moment liegt auch für die Kinder vor. Gerade bei den zarten Kindern kann es leicht zutreffen, daß sie nur schwer mit beidem zurechtkommen oder daß ihnen beides zu viel wird. Und doch, wer möchte die unschuldigen Kleinen im Triumphzug des Heilandes missen, zumal da sie der Heiland ganz besonders an sein göttliches Herz gezogen hat? Und wer vermöchte den Kleinen die große Freude verwehren, die ihnen die Teilnahme an der Prozession bereitet? Selbst wenn die Kinder in ihrer Einfalt noch nicht die ganze Bedeutung erfassen, die in der Fronleichnamsprozession gelegen ist, so ist ihre Freude daran doch für ihr ganzes religiöses Leben von ausschlaggebender Bedeutung; denn gerade durch diese Freude am Fronleichnamsfest wird die Liebe zum eucharistischen Heiland inniger und tiefer im kindlichen Herzen verwurzelt.

Es hat deshalb die Teilnahme an der Fronleichnamsprozession besonders für die Kinder und die heranwachsende Jugend unzweifelhaft eine große erzieherische Bedeutung für ihr religiöses Leben und zählt deshalb für sie unstreitig zu den *causae graves*, die zur Entschuldigung von der Pflichtmesse erfordert sind. Mit den Kindern zugleich sind auch diejenigen entschuldigt, die die pflichtgemäße Ob Sorge für diese Kinder haben, wenn sie deshalb nur schwer ihrer Meßpflicht nachkommen können.

Freilich ist es auch hier schwer, vom grünen Tisch aus eine Kasuistik zu geben und es muß deshalb den Seelsorgern überlassen bleiben, sorgfältig alle Umstände zu erwägen und darnach zu urteilen. Hier kann es sich nur um grundsätzliche Erwägungen handeln.

Nur eines möchte ich für die Praxis zu beherzigen geben. Eine Fronleichnamsfest ohne heilige Messe bleibt immer nur Stückwerk. Es muß deshalb das Bestreben der Seelsorger sein, den Opfermut der Gläubigen derart zu stärken, daß sie gerne auch ein besonderes Opfer bringen, um Messe und Prozession miteinander zu vereinigen. Denn erst dann wird die Prozession dem Orte besonderen Segen bringen, wenn es eine Prozession von opfermütigen Christen ist. Bei der menschlichen Schwachheit aber wäre die zweite Sorge darauf zu richten, daß den Gläubigen die Vereinigung beider möglichst erleichtert würde. Vor allem soll die Prozession möglichst so organisiert werden, daß die Teilnehmer an derselben zugleich auch an der vorausgehenden Festmesse teilhaben. Dies gilt besonders für die Vereine und Schulen. Ist auch für sie nicht immer Raum genug in der Kirche, so können sie doch vom „Platz aus“ am Gottesdienst teilnehmen. Sie brauchen dort nur rechtzeitig erscheinen. Wenn es auch die am Kirchenplatz herrschende Unruhe schwer macht, eine besondere Sammlung des Herzens aufzubringen, so viel ist bei gutem Willen selbst unter diesen Umständen noch möglich, daß das Gebot der Kirche erfüllt ist. Sehr gut wäre es auch, unmittelbar nach der Prozession eine stille heilige Messe für diejenigen anzuschließen, die noch nachträglich ihrer Meßpflicht entsprechen wollen.

St. Pölten.

Dr. Alois Schrattenholzer.

III. (Wiederholung der Beicht.) Antonius, ein eifriger Priester, weiß nicht recht, wie er sich verhalten soll, wenn ein Beichtkind sagt: „Hochwürden, ich bin wegen meiner früheren Beichten nicht ruhig. In meiner Jugend habe ich eine schwere Sünde absichtlich verschwiegen und noch nie gebeichtet, bei meinen späteren Beichten habe ich sie ganz vergessen. In meiner letzten Krankheit fiel mir die Sünde wieder ein, und seitdem bin ich ganz unruhig. Sind nun alle meine Beichten unwürdig gewesen?“ Antonius stellt dann gleich die Frage: „Haben Sie diese Sünde niemals in den folgenden Beichten gesagt?“ Wenn dann das Beichtkind antwortet: „Ich habe später gar nicht mehr daran gedacht“, so erwidert Antonius: „Das ist doch nicht möglich, daß Sie eine so schwere Sünde vergessen können, Sie müssen alle Beichten wiederholen, denn sie waren ungültig und sakrilegisch.“ Die erstaunte Gegenfrage vieler Beichtkinder: „Hochwürden, waren denn wirklich alle meine Beichten bisher ungültig?“ ruft bei Antonius doch ernste Bedenken wach, ob er über den Seelenzustand dieser Beichtkinder auch recht urtheilt.

Vor allem ist bei diesen Beichten klar zu unterscheiden, ob sie bloß unvollständig (*incompletae*) oder aber ungültig (*invalidae*) waren.

Unvollständig (*incompleta seu materialiter non integra*) ist die Beichte, wenn eine schwere Sünde aus einem rechtmäßigen Grunde, z. B. aus unverschuldeter Vergesslichkeit oder Unwissenheit nicht gebeichtet wäre. In diesem Falle braucht das Fehlende nur in der nächsten Beichte nachgeholt zu werden.

Befindet sich das Beichtkind noch im Beichtstuhl und erinnert sich erst nach der Absolution einer schweren Sünde, die es noch nicht gebeichtet hat, dann soll es die vergessene Sünde gleich beichten und von neuem die Losprechung erhalten. Streng genommen könnte der Pönitent die Anklage dieser vergessenen Sünde und der Beichtvater die zweite Losprechung bis zur nächsten Beichte verschieben. Besser aber ist es, die Sünde gleich zu beichten und in diesem Falle auch die Losprechung gleich zu geben, denn sonst ist das Beichtkind gezwungen, entweder zum selben Beichtvater zurückzukehren oder zu einem anderen zu gehen und diesem die Sünde noch einmal zu beichten.

Hat der Pönitent den Beichtstuhl schon verlassen und erinnert sich erst jetzt einer noch nicht gebeichteten schweren Sünde, dann ist er nicht verpflichtet, gleich zur Beichte zurückzukehren und die vergessene Sünde zu beichten, es genügt, wenn er den festen Vorsatz hat, die vergessene Sünde in der nächsten Beichte zu sagen, und kann ruhig so zur heiligen Kommunion gehen. Könnte er leicht in den Beichtstuhl zurückkehren, so wäre dies für viele Beichtkinder zu empfehlen.

Ungültig (*invalida*) ist die Beichte, wenn entweder von Seite des Beichtvaters oder von Seite des Beichtkinds eines der wesentlichen Erfordernisse fehlt.

Von der einfach ungültigen (*simpliciter invalida*) ist wohl zu unterscheiden die sakrilegische Beichte. So wäre z. B. die Beichte nur einfach ungültig, wenn der Pönitent, ohne sich dessen bewußt

zu sein, keine Reue und keinen Vorsatz erweckt hätte. Die Beichte wäre aber sakrilegisch zugleich, wenn der Pönitent sich dieses Fehlers bewußt wäre. Leider kommt es öfters vor, daß Beichtkinder vergessen, die Reue und den Vorsatz zu erwecken, entweder weil die Vorbereitung zur Beichte ganz kurz war, oder aber weil sie aus Unwissenheit die Reue erst nach der Beichte beten.

1. Von Seite des Beichtvaters kann die Beichte ungültig sein:

a) wenn er die Weihe, oder die Jurisdiktion, oder die Intention nicht hat;

b) wenn er die Formel wesentlich verstümmelt oder ganz ausgelassen hat;

c) wenn er gar keine Sünde verstanden hat. In diesem letzteren Falle ist aber die Ungültigkeit der Losprechung auch außer dem Notfalle nicht so gewiß, weil wenigstens die allgemeine Anklage vorliegt, wodurch sich der Pönitent als Sünder bekennt (vgl. Göpfert-Staab, III, 122).

Gültig ist jedoch die Beichte, wenn der Priester vor der Losprechung die ihm gebeichteten Sünden wieder vergessen hat, oder wenn er, falls die Losprechung verschoben wird, nur ganz allgemein (in confuso) sich an den Seelenzustand des Beichtkinds erinnert oder auch nur mehr die auferlegte Buße kennt. In diesen Fällen ist die Losprechung gültig, weil der Beichtwater über die Sünden schon einmal sacramentaliter geurteilt hat (S. Alph., VI, 502).

2. Von Seite des **Beichtkinds** kann die Beichte ungültig sein:

a) wegen verschuldeter Unkenntnis der zum Heile notwendigen Wahrheiten;

b) wegen Mangels an hinreichender Gewissensforschung (defectus graviter culpabilis);

c) bei absichtlichem Verschweigen schwerer Sünden;

d) wegen Mangel an wahrer Reue und Vorsatz (vgl. Muß, Die Verwaltung der heiligen Sacramente⁶, S. 143).

Der Mangel an Aufrichtigkeit bezüglich der unkeuschen Sünden, ein nicht seltener Fehler der Jugend und der Frauen, auch der frommen, hat einen doppelten Grund:

a) eine gewisse Scheu, die die Beichtkinder abhält gerade diese Sünde einem Priester zu offenbaren, der sie sehr gut kennt. Nicht beherzigenswerth sind die Worte von Gen.-Sals. II, 305, nota: „Insuper frequentia confessionum sacrilegarum plurimum crescit, ubi multi adire nequeunt nisi unum vel paucos sacerdotes sibi notissimos, praecipue si iidem confessarii ob vitam suam tepidam parum aestimantur, graviorum peccatorum reos acriter obiurgant vel de interrogandis poenitentibus nihil curant. Eadem frequentia multum minuetur, ubi copia est confessariorum, qui a poenitentibus ob vitae santitatem magni fiant eosque benigne tractent seduloque interrogent.“

b) Hast und Eile beim Beichtthören von Seite des Beichtvaters, oder allzu große Strenge und barsches Wesen, wie zu große Güte und Milde. Sucht der Beichtvater gern zu entschuldigen zum Beispiel durch die Frage: „Nicht wahr, es war doch nicht ganz freiwillig“, dann getrauen sich manche nicht dem Beichtvater zu widersprechen und die Einwilligung in die Sünde zu bekennen (vgl. Tanquerey, 320, nota).

Wer absichtlich einen schwerhörigen Priester aufsucht, damit dieser nicht alle Sünden verstehen soll, oder die Sünde so beichtet, daß sie nicht verstanden werden kann, beichtet ungültig, weil die notwendige Willensverfassung fehlt.

Hat jemand bona fide bei einem schwerhörigen Priester gebeichtet oder bemerkt er am Schlusse der Beichte, daß der Beichtvater aus Zerstreuung oder aus einer anderen Ursache eine Sünde nicht verstanden hat, so muß er diese Sünde wiederholen. Weiß der Pönitent nicht, welche Sünde der Beichtvater nicht verstanden hat, so ist er nicht verpflichtet die ganze Beichte, zumal wenn sie länger war, zu wiederholen, weil das Gebot der Beichte nicht mit solcher Schwierigkeit verpflichtet und es von jeder einzelnen Sünde wahrscheinlich ist, daß er sie gebeichtet habe. Es bleibt ihm höchstens übrig zu sagen, er wisse, daß der Beichtvater eine Sünde nicht verstanden habe, oder zweifle wenigstens daran. Um so weniger braucht sich der Beichtvater zu beunruhigen, wenn er etwa wegen eines Geräusches u. s. w. eine Sünde nicht verstanden hat. So Göpfert-Staab, III, 122.

Grundsatz: Steht die Ungültigkeit der Beichte fest, so ist an sich die ganze Beichte zu wiederholen.

„An sich“ ist die ganze Beichte zu wiederholen; wenn aber das Beichtkind bona fide ist — was leicht vorkommen kann, wenn die Beichte nur ungültig und nicht sakrilegisch war — und der Beichtvater voraussieht, das Beichtkind wird die ungültigen Beichten nicht wiederholen, so ist es klüger, einstweilen nichts von den ungültigen Beichten zu sagen. Der Pönitent sündigt dann nicht formell und die noch nicht gültig gebeichteten Sünden werden indirekt nachgelassen durch die Losprechung, die er bona fide in der nächsten Beichte erhält. So Tanquerey, n. 321.

Viel besser ist der Rat, den Schüch-Polz, Handbuch der Pastoraltheologie, S. 826, erteilt: „Ist der Pönitent in bona fide und ist gut disponiert, ist aber mit Recht zu fürchten, daß er, über die Wichtigkeit seiner früheren Beichten belehrt, ganz mutlos und zur Generalbeichte nicht werde zu bewegen sein, dann ist es der Klugheit angemessener, nicht von Generalbeichte zu sprechen, nicht einmal den Namen zu erwähnen, aber den Pönitent durch Fragen so zu leiten, daß er eine Generalbeichte in der Tat ablege, und ihm dies erst dann, wenn er sie abgelegt hat, zu sagen, damit er sich darüber freue und nicht später wieder einen anderen Beichtvater in ähnliche Verlegenheit bringe oder, zur besseren Einsicht gekommen, mit dem Verlangen einer solchen Beichte unnötig beschwere.“

Findet der Beichtvater den Pönitenten zur Generalbeicht bereit; so soll man sie, wenn eben möglich, gleich vornehmen, da solche Pönitenten sich selbst überlassen, sich allein nicht gut darauf vorbereiten können, oft liegt auch eine Nothwendigkeit, gleich die Generalbeicht abzulegen, vor, z. B. wenn der Pönitent nicht bald wieder zurückkehren kann, ganz ungebildet und wenig unterrichtet und von geringer Fassungskraft ist, oder wenn er jetzt durchaus die Losspredigung empfangen will oder muß; wegen einer Nothwendigkeit zu kommunizieren.

Wird die zu wiederholende Beichte bei einem neuen Beichtvater abgelegt, so müssen alle schweren Sünden jener Beichte nach Zahl und Art und den notwendig anzugebenden Umständen, sowie alle schweren Sünden der folgenden Beichten, falls diese ungültig sein sollten, gebeichtet werden, und wenn die Beichten sakrilegisch waren, muß der Pönitent angeben, wie oft er in diesem Zustand gebeichtet und die Sakramente empfangen hat.

NB. Hat jemand in einer früheren Beichte eine Sünde, die er für schwer hielt, absichtlich ausgelassen, oder die Zahl und Art oder notwendig anzugebende Umstände aus schwerer Schuld nicht angegeben, so ist er nicht immer verpflichtet zur Wiederholung aller Zwischenbeichten, bei denen er nicht mehr an dies Sakrileg gedacht hat, weil diese Zwischenbeichten gültig und wirksam sein können, da sie wenigstens formaliter vollständig waren.

Antonius meint, es sei nicht möglich, daß ein Pönitent ein Sakrileg bei den folgenden Beichten vergessen könnte. Anders dachten Lugo, La Croix und viele Moralisten, z. B. Cappello II, 269; Gen.-Sals. II, 307; Marc-Gestermann II, 1707; Roldin-Schmitt III, 293. Darum muß in solchen Fällen der Beichtvater durch Fragen festzustellen suchen, ob der Pönitent die Zwischenbeichten bona fide abgelegt hat; z. B. ob er in den folgenden Beichten daran gedacht habe, er müsse die Sünde noch beichten, oder ob er an die Sünde nicht mehr gedacht und ohne Unruhe die Sakramente empfangen habe?

Wird die Beichte bei dem nämlichen Beichtvater abgelegt und erinnert dieser sich der Sünden oder des Seelenzustandes des Beichtkinds wenigstens noch im allgemeinen (in confuso), so ist zu unterscheiden:

a) War die Beichte sakrilegisch, so genügt es, wenn das Beichtkind sagt: „Ich klage mich an über den Gottesraub, den ich in jener Beichte begangen habe durch Verschweigung dieser Sünde (wenn die Beichte sakrilegisch war wegen Mangels an Aufrichtigkeit), sodann klage ich mich an aller schweren Sünden, die ich in jener und den folgenden Beichten schon gesagt habe, sowie der sakrilegischen Beichten und Kommunionen, im ganzen z. B. zehnmal.“

Es ist also notwendig, genügt aber auch, daß der Beichtvater eine allgemeine Kenntniz des Seelenzustandes des Pönitenten hat oder jetzt sich verschafft, so daß er weiß, ich habe schon einmal über die Sünden geurtheilt und eine Buße dafür auferlegt; „siquidem iudicium sacra-

mentale ante distincte inchoatum nunc valida absolutione completur" (Cappello II, 267).

b) War die Beichte nur ungültig, d. h. wußte der Pönitent, als er die Losprechung erhielt, nichts von dem Fehlen eines wesentlichen Erfordernisses zur gültigen Beichte, so genügt es, wenn er sich im allgemeinen anklagt über die schweren Sünden, die er in jener Beichte bekannt hat und hinzufügt, warum jene Beichte ungültig war. Die nachfolgenden Beichten braucht er nicht zu wiederholen, da er sie bona fide abgelegt hat und sie deshalb gültig sind.

Wenn aber derselbe Beichtvater sich gar nicht des Seelenzustandes erinnern kann, auch die auferlegte Buße nicht mehr weiß, noch vom Beichtkind erfahren kann, dann ist nach der allgemeinen Ansicht der Moralisten die Losprechung gültig, auch wenn die einzelnen Sünden nicht genau und distinct wiederholt wurden. Streitfrage ist, ob in diesem Fall die Losprechung auch erlaubt sei. Der heilige Alphonsus VI, 502 verneint es, weil der Beichtvater sich ein Urtheil, wenigstens im allgemeinen (in confuso), bilden muß über den Seelenzustand des Beichtkinds, bevor er die Losprechung erteilt. Lugo, Vallerini, Tanqueren, Vénicot bejahen es, da es genügt, daß der Beichtvater weiß, er habe früher über diese Sünden schon geurtheilt und entschieden, der Pönitent könnte losgesprochen werden.

Brümmner III, 387 macht dazu die Bemerkung, in der Praxis solle man nicht von der Ansicht des heiligen Alphonsus abgehen, da wohl kaum ein genügender Grund vorhanden sei, ein Beichtkind, das sakrilegisch gebeichtet habe, so milde zu behandeln.

Tanqueren n. 324 sagt: „Da die mildere Ansicht probabel ist und es sich hier um die Erlaubtheit handelt, so können die Beichtkinder nicht gezwungen werden zur Wiederholung einer genauen und distincten Anklage. Der kluge und seeleneifrige Priester wird bei den vorkommenden Fällen jener Ansicht folgen, nach der das Seelenheil des jeweiligen Pönitenten am ehesten sichergestellt ist.

Hat jemand als Freund dem Priester vor der Beichte die Sünden schon mitgeteilt, so kommt es darauf an, ob dies mit Rücksicht auf die nachfolgende Beichte geschehen ist oder nicht. Dachte der Priester schon bei der Erzählung an die Möglichkeit einer Beichte, so genügt die allgemeine Erinnerung des Beichtvaters an die mitgetheilten Sünden und von Seite des Beichtkinds die allgemeine Anklage über dieselben. Wenn aber das Beichtkind bei der Erzählung nichts von einer Beichte erwähnte und der Priester gar nicht an eine Beichte dachte, so wäre eine allgemeine Anklage nur dann genügend, wenn der Beichtvater noch eine distincte Kenntniss der Sünden hätte, quia tunc, nisi „distincta memoria in sacerdote perseverat, distincta notitia iudicialis neque adest neque umquam aderat: at in sola iudiciali notitia sententia sacramentalis, necessario in singula peccata gravia ferenda, nititur" (Behmkuhl II, 451 nota).

Ungebildete, die ohne ihre Schuld die Art und Zahl der schweren Sünden nicht angegeben haben, sind nicht verpflichtet, die Beichten zu wiederholen, sie müssen nur die ausgelassene Zahl und Art der Sünden angeben, wenn sie dazu instande sind. Können die Beichtkinder dies nicht, so kann der Beichtvater aus der Anklage eines Jahres leicht auf die Sünden in den früheren Jahren schließen und sich so ein genaues und distinktes Urtheil bilden, denn diese Leute pflegen meistens ein gleichförmiges Leben zu führen.

Der heilige Alphonsus meint, dies genüge nicht für den Fall, wo der Beichtvater aus der Anklage nur eine ganz allgemeine Kenntniß von den Sünden erhält, wie dies häufig vorkommt bei längeren und verwickelteren Beichten. Da aber diese Art von Beichtkindern selten eine bessere Kenntniß ihrer Sünden dem Beichtvater mittheilen können, so sagen einige Moralisten mit Recht, daß man sich in der Praxis doch nach jener Ansicht richten könne, da jene Pönitenten meistens nicht fähig sind, eine genauere und distinktere Anklage zu machen (Vénicot-Salsmans II, 307; Cappello II, 270).

Noch eine Bemerkung: Liegt ein vernünftiger Zweifel an der Gültigkeit einer Beichte vor, so kann von einer strengen Verpflichtung zur Wiederholung der Beichte keine Rede sein, nam quando actus certo positus sit et dubitatur utrum validus sit vel non, standum est pro eius valore, usque dum contrarium probetur.

In der Praxis wird man sich bei der Entscheidung, ob eine Generalbeichte anzuraten sei oder nicht, vor allem nach dem habituellen Seelenzustand des Pönitenten richten müssen, ob er skrupulös oder ein Gewohnheits- oder ein Gelegenheits Sünder ist.

Vénicot-Salsmans warnt einige Beichtväter, daß sie nicht den Beichtkindern eine Generalbeichte aufzwingen, wenn es für diese nicht sicher notwendig ist, denn, wenn sie es nicht freiwillig tun, kann man sich kaum einen Nutzen davon versprechen.

Ebenso wäre es nicht klug, allen, die aus asketischen Gründen eine Generalbeichte abzulegen wünschen, gleich zu willfahren. Zunächst wird der Beichtvater zu erkennen suchen, ob auch eine Generalbeichte wirklich notwendig oder nützlich ist zur Kenntniß und Führung des Beichtkinds. Manche Pönitenten, die von selbst eine Generalbeichte ablegen wollen und ohne Schwierigkeit die Sünden des VI. Gebotes bekennen, haben eine geheime, oft unbewußte Freude daran, die Sünden des früheren Lebens auseinanderlegen zu können und so noch einmal alles geistig zu erleben.

B. van Aken S. J.

IV. (Bestattung von Katholiken auf einem akatholischen Friedhof, und von Akatholiken auf einem katholischen Gottesacker.) In einer Diasporastadt, wo die katholische Gemeinde den eigenen Friedhof und die protestantische gleichfalls den ihrigen hat, kommt es in Folge von Mischehen vor, daß der katholische Theil zusammen mit dem protestantischen einen Begräbnisplatz auf dem katholischen Gottesacker kauft, und

umgekehrt beide Teile auf dem protestantischen Friedhof sich eine Grabstätte wählen. Dementsprechend beerdigt nun auch der evangelische Geistliche die protestantische Ehehälfte auf dem katholischen Friedhof und der katholische Pfarrer die katholische Ehehälfte auf dem protestantischen. Was ist von dem Vorgehen des katholischen Pfarrers zu halten, der dies erlaubt und selbst tut?

Bevor wir zur eigentlichen Lösung des konkreten Falles schreiten, ist es angebracht, einige wesentliche und allgemeine Grundsätze über die katholische Beerdigung in den Vordergrund zu stellen. Christgläubige, die in Frieden mit der heiligen Kirche aus diesem Leben geschieden sind, haben zweifelsohne das Recht, in geweihter Erde, inmitten der teuren Glaubensgenossen und Religionsangehörigen ihre letzte Ruhestätte zu finden. In den vergangenen Zeiten tiefchristlicher Ueberzeugung und religiöser Innigkeit ist es immer für den guten Katholiken ein unsägliches Leid gewesen, wenn er voraussah, daß er der Ehre und des Trostes verlustig gehen sollte, dereinst im geweihten Gottesacker zu ruhen, an der Seite seiner Brüder im Glauben. Wie sorgfältig war man darauf bedacht zu erlangen, daß die irdischen Ueberreste der getreuen Söhne der Kirche bestattet würden, fern von jeder Gemeinschaft mit den Ungläubigen, im liturgisch geheiligten und gesegneten Boden des katholischen Friedhofes, um so der Auferstehung in Christo getroßt entgegenzuharren! Leider haben die modernen Zeiten eine Abschwächung dieser idealen Gesinnungen zugunsten einer eher heidnischen Gleichgültigkeit hervorgerufen, so daß manchem Katholiken wenig daran liegt, ob er inmitten von Rechtgläubigen oder von Andersgläubigen dereinst begraben werden soll. Dabei tritt religiöses Empfinden in den Hintergrund; Familienrücksichten hingegen und irdische Interessen tun sich in überschwenglicher Weise hervor. Mögen aber auch in diesem Punkte die Gesinnungen mancher Katholiken Einbuße erlitten haben, nichtsdestoweniger bleiben in ihrer vollen Kraft bestehen die kirchlichen Vorschriften über Begräbnis und Begräbnisstätte.

Die Kirche betrachtet den Friedhof als „locus sacer“ im eigentlichen Sinne des Wortes (vgl. can. 1154; 1205, § 1; 1207); derselbe soll nur Katholiken zur Begräbnisstätte dienen, wie dies deutlich aus der Vorschrift des can. 1212 hervorgeht. Ein jeder, dem nicht gemäß can. 1240 das kirchliche Begräbnis verweigert werden muß, soll auch an geweihter Stätte seine letzte Ruhe finden (can. 1239, § 3); seine irdischen Ueberreste dürfen nicht zu Asche verbrannt werden (can. 1203, § 1), sondern sind auf einem nach den liturgischen Vorschriften kirchlich eingesegneten Gottesacker im Frieden des Herrn zu bestatten (can. 1204; 1205, § 1). Den Katholiken hingegen, die einer häretischen oder schismatischen Sekte angehörten, bleibt diese Vergünstigung der Kirche für immer vorenthalten, falls sie vor ihrem Ableben kein Zeichen der Reue gegeben haben (can. 1240, § 1 und n. 1). Diese Bestimmungen der Kirche sind nicht als veraltet anzusehen, denn gerade für unsere modernen Zeiten sind sie entweder erlassen, oder wenigstens durch den

neuen Rodez bestätigt worden. Einen Beweis, wie sehr die katholische Kirche an diesen Gesetzen eines christlichen Begräbnisses festhält, liefert uns die soeben erschienene „Instructio S. Officii“, welche die Leichenverbrennung betrifft (19. Juni 1926) und aus welcher wir folgende Stelle im Wortlaut anführen, da sie direkt eine Beziehung zu unserem Gegenstande hat: „Vix notatu dignum videtur“, so heißt es (A. A. S. 1926, p. 282), „omnibus hisce in casibus in quibus non licet pro defuncto funebria ecclesiastica celebrare, ne licere quidem eius cineres sepultura ecclesiastica donare vel quomodocumque in coemeterio benedicto asservare; sed ad praescriptum canonis 1212 in separato loco esse reponendos. Quodsi forte civilis loci auctoritas Ecclesiae infensa, vi contrarium exigat, ne desint sacerdotes ad quos spectat, qua par est animi fortitudine, huic apertae Ecclesiae iurium violationi obsistere, emissaque congrua protestatione, ab omni abstineant interventu. Tum, data occasione, praestantiam, utilitatem ac sublimem ecclesiasticae sepulturae significationem seu privatim seu publice praedicare ne cessent, ut fideles etc.“

Aus diesem Erlaß ersieht man schon, welche Haltung die Kirche einzunehmen gedenkt solchen gegenüber, welche die Grundsätze des katholischen Beerdigungsrechtes verkennen. Allerdings den offenen Widerstand setzt sie nicht in allen Fällen und nicht in gleicher Weise den Zuwiderhandelnden entgegen. Nimmt ja das offizielle kirchliche Gesetzbuch weitgehende Rücksichten auf die Forderungen der modernen Staaten, die das Begräbnisrecht der Kirche einzuschränken suchen (vgl. can. 1206, § 2). In der Tat, auch wenn der Kirchhof nicht Eigentum der Kirche ist, so mag er doch eingeseget werden, falls die Zahl der Katholiken diejenige der Andersgläubigen übersteigt. Zum mindesten aber sollen im Kirchhof die Katholiken einen ihnen vorbehaltenen und abgegrenzten Ort erhalten; und dieser ist alsdann gleichfalls einzusegnet. Als letztes Zugeständnis gilt folgender Gesetzesparagraph (can. 1206, § 3): „Si ne hoc quidem (nämlich der vorher erwähnte Separatplatz) obtineri possit, toties quoties benedicantur, secundum ritus in probatis liturgiis libris traditos, singuli tumuli.“ Demzufolge ist es nur im Notfall, wenn tatsächlich etwas Besseres nicht erreicht werden kann, erlaubt, die Gräber der Katholiken einzeln einzusegnet, auch dann, wenn dieselben unter Ungläubigen, Häretikern oder Schismatikern sich befinden.

Einer besonderen Schwierigkeit aber auf diesem Gebiete wäre hier noch zu gedenken, nämlich der sogenannten Familiengräber und Familiengrüfte, welche im Recht unter der Bezeichnung: *sepulchra gentilitia* vorkommen, deren Vorhandensein der Rodez voraussetzt (can. 1190, 1194 u. f. w.), und die auf manchen Friedhöfen, entweder für immer, oder doch auf lange Fristen, einzelnen Familien zur Nutzung überlassen werden. Mit dem Besitze einer derartigen Begräbnisstätte ist durchgängig das Recht verbunden (welches vielfach auch vom Staate gewährleistet wird), die Familienangehörigen in der gemeinsamen Gruft bei-

zusehen. Es kann jedoch vorkommen, daß ein Glied jener Familien entweder eine Mihehe eingegangen ist, oder einen Religionswechsel vorgenommen hat; was dann, bezüglich der Beisetzung der Katholiken? Sehen wir den gewiß praktischen Fall, der akatholische Teil verzichte nicht auf das vermeintliche Recht, in der gemeinsamen Familiengruft beerdigt zu werden, und könne vor dem weltlichen Richter sich sogar diese seine Ansprüche erzwingen. Jeder Widerstandsversuch des katholischen Pfarrers dürfte unter solchen Umständen nutzlos erscheinen. Was hat er in diesem Falle zu tun?

Die Frage ist nicht neu und wurde bereits früher den römischen Kongregationen, speziell dem Heiligen Offizium zur Entscheidung vorgelegt. Am 30. März 1859 lief folgendes „dubium“ bei der Inquisitionskongregation ein: „Utrum acatholici ratione vinculi consanguinitatis seu matrimonii inferri licite possint in sepulchro gentilitio familiarum catholicarum?“ (Vgl. *Monitore eccles.* VI, P. II, p. 127.) Die eigentliche offizielle Antwort hatte folgenden Wortlaut: „Curent Episcopi totis viribus, ut cuncta fiant ad normam Sacrorum Canonum; quatenus vero absque scandalo et periculo id obtineri non possit, tolerari posse.“ Von dieser Antwort, die zu bedauerlichen Mißverständnissen führte, gab das Heilige Offizium am 14. November 1888 eine authentische Erklärung ab, welche mehr die scharfe als die milde Seite derselben betonte. In der Tat hatte man von der ersten Antwort der Inquisition nur hauptsächlich die letzten Worte: *tolerari posse*, in Betracht gezogen; und als zu einer weiteren Anfrage bei der nämlichen Kongregation: „ob bezüglich des Rechtes der Beerdigung die Privatfamiliengräber den offiziell bezeichneten sepulchra gentilitia gleichzustellen seien“, die Antwort bejahend lautete (25. April 1860), kam es im zweiten Plenarkonzil von Baltimore (Nr. 389) zu folgendem Satz: „Ex mente Sedis Apostolicae toleratur ut in sepulchris gentilitiis quae privata et particularia pro catholicis laicorum familiis aedificentur, cognatorum et affinium etiam acatholicorum corpora tumulentur.“ Einige Bischöfe nun der Vereinigten Staaten von Nordamerika betrachteten diese Zugeständnisse als etwas Positives und etwas Absoletes; und schließlich kam die Angelegenheit noch einmal an das Heilige Offizium. Dasselbe trat jetzt sehr entschieden auf, erklärte, daß es sich lediglich um eine passive Toleranz handelte „ad praecavenda majora mala“, dies sei immer die Meinung des Heiligen Stuhles in dieser Angelegenheit gewesen, so müsse man auch den Ausspruch des Baltimoreer Plenarkonzils verstehen. Schließlich verfügte es noch, zur Vermeidung jedweder Mißdeutung, daß die ausführliche Antwort der Inquisitionskongregation, vermittelt der Propaganda allen Erzbischöfen der Vereinigten Staaten Nordamerikas offiziell mitgeteilt werde, mit folgender Begründung, die der Assessor des Heiligen Offiziums, Cretoni, besonders hervorhebt (*Monitore*, a. a. O. S. 128): „Damit ihnen eine Norm geboten werde“, sagt er, „im Falle, wo in einer ihrer Diözesen man versuchen sollte, die Beerdigung eines Nichtkatholiken in

einer Familiengruft oder in einem einfachen Familiengrab zu erzwingen“.

Es ergibt sich daraus: Gemäß den kirchlichen Bestimmungen darf auch in einer rechtlich erworbenen Familiengruft oder in einem Familiengrab kein Katholik unter den Katholiken beigesetzt werden. Die Kirche duldet es jedoch, um größere Uebel zu vermeiden. Allein diese Toleranz der Kirche ist durchaus nicht als eine „positive“ oder „absolute“ zu bezeichnen; dies ist nie die Meinung des Heiligen Stuhles gewesen, trotz entgegengesetzter, irriger Auslegung einzelner Bischöfe. Deswegen müssen auch in solchen Fällen alle Kirchengesetze, die zur Anwendung gelangen können, beobachtet werden. Die Antwort des Heiligen Offiziums drückt dies mit aller nur erdenklichen Klarheit aus: „Curent Episcopi totis viribus, ut cuncta fiant ad normam SS. Canonum.“ Selbstverständlich sind auch die Seelsorger an diese Normen gebunden, da gerade über ihre Handlungsweise die Bischöfe zu wachen haben.

Nachdem wir nun diese Grundsätze des längeren erörtert haben, entnehmen wir ihnen sogleich die einzelnen Schlussfolgerungen, welche zur Lösung des vorliegenden konkreten Falles führen können. Die katholische Gemeinde also besitzt ihren eigenen Friedhof. Nun denn, alle Katholiken, die gemäß dem Kirchenrecht Anspruch erheben dürfen auf ein katholisches Begräbniß, sind in demselben zu beerdigen, vorausgesetzt, daß in Kraft des Gesetzes eine andere Begräbnißstätte ihnen nicht angewiesen oder rechtmäßig gestattet wird. Der Seelsorger soll dies allen Pfarrangehörigen klarmachen und im Einklang mit can. 1223 speziell dabei folgendes betonen:

1) Jedem Katholiken, der durch das Recht am Gebrauch seiner diesbezüglichen Freiheit nicht behindert ist (wie es z. B. bei Minderjährigen und Ordensleuten zutrifft), wird gestattet, sich auf einem katholischen Friedhof die letzte Ruhestätte zu wählen.

2) Namentlich steht dieses Recht der verheirateten Frau und allen großjährigen Kindern zu, welche in dem Punkte der Gewalt des Vaters und der Eltern durchaus entzogen bleiben.

3) Ganz irrtümlich ist die Ansicht, eine katholische Frau, welche eine Mischehe eingegangen hat, sei mit ihrem Mann auf dem akatholischen Friedhof zu beerdigen. Sie soll vielmehr verlangen, unter ihren Glaubensgenossen die letzte Ruhestätte zu finden. Stünden die weltlichen Gesetze in diesem oder jenem Lande im Gegensatz zu den kirchlichen Bestimmungen, dann allerdings wäre eine andere Praxis zu dulden, wie wir es bereits oben ausführlich darlegten. Das sind Ausnahmefälle, wo Duldung am Platze ist. Aber ohneweiters und von vornherein dazu die Hand bieten, hieße doch eine unnötige Toleranz ausüben und sich den Grundsätzen des Vdex gegenüber einer tadelnswerten Schwäche schuldig machen. Der Pfarrer möge alle Katholiken seiner Gemeinde davon abhalten, im protestantischen Friedhof sich ihre Grabstätte zu wählen, und er belehre sie über das ungeschmälerte Recht, das sie haben, frei zu bestimmen, wo sie dereinst zu bestatten seien.

Ein größerer Mißbrauch vielleicht noch wäre es, wenn zugelassen würde, daß Katholiken im katholischen Friedhof und gemäß dem Ritus ihrer Konfession bestattet werden. „Ex constanti Ecclesiae disciplina“, lesen wir in der Epitome von Vermeerſch-Creuſen (II, n. 516), „non licet acatholicos in coemeterio benedicto sepelire“. Allerdings, wenn trotz des Widerſpruches von Seite des katholischen Pfarrers es vorkäme, daß die Beerdigung eines Katholiken im katholischen Gottesacker dennoch zur Thatſache wird, z. B. weil die proteſtantiſche Frau eines Katholiken auf Grund irgend einer Zivilbeſtimmung im katholischen Friedhof an der Seite ihres Mannes zu beſtatten wäre, dann träfe den Pfarrer keine Verantwortung mehr, da er ſein Möglichſtes getan hat, um dies zu verhindern; einem jeden wird es auch klar, daß er mit dieſem Verfahren nicht einverſtanden iſt und nur nothgedrungen das Unrecht duldet.

In einem derartigen Falle, wo es ſich um die Beerdigung eines Katholiken handeln würde, deſſen Taufe mit Wahrſcheinlichkeit als ungültig anzusehen iſt, ſtünde es auch dem Pfarrer zu, die reconciliatio des geweihten Gottesackers, wenigſtens ad cautelam, gemäß den Anweiſungen der can. 1174, § 2; 1176, § 1; 1207 liturgisch vorzunehmen. Auf dieſe Weiſe wird, nach unſerem Daſürhalten, allen Vorſchriften der Kirche Genüge geleistet und zugleich einer Verſchlachtung und Gleichgültigkeit in den religiöſen Anſchauungen möglichſt vorgebeugt. Immerhin muß bei Zeiten dieſer Standpunkt entſchieden vertreten werden; man darf keineswegs warten, biß die Lage ſelbſt es ſchier unmöglich macht, gegen die Mißbräuche einzuschreiten. Sollten dieſelben ſchon beſtehen, wie es in unſerem Falle zutrifft, dann muß der Seelforger mit Klugheit und Feſtigkeit dahin arbeiten, daß nach und nach andere Anſchauungen Maß greifen und beſſere Gebräuche eingeführt werden.

Rom (S. Alſonſo).

P. J. B. Rauſ C. Ss. R.

V. (Eine angeblich erzwungene Ehe.) Ein Oeſterreicher hatte während ſeiner Kriegsgefangenſchaft in Rußland eine kirchliche Ehe eingegangen. Ueber das Zuſtandekommen dieſer Ehe erzählte er folgenden Roman: Im Kriegsgefangenenlager waren wir inſolge des Eintreffens der Roten Armee in fortwährender Lebensgefahr. Ich ſchlüchtete daher bei nächſter Gelegenheit zu einer franzöſiſchen Familie in der nahestadt, welche Familie ich von früher kannte. Ich wurde freundlich aufgenommen. Die Frau des Hauſes meinte, mir könnte am beſten geholfen werden, wenn ich ihre Tochter heirate. In der Bedrängnis ging ich auf den Vorſchlag ein. In kürzeſter Zeit fand die Trauung in der katholischen Pfarrkirche ſtatt. Die damals in Rußland ſtaatlicherſeits bereits vorgeſchriebene Ziviltrauung unterblieb. Wenige Tage nach der Trauung merkte ich ſchon, daß ich überflüſſig ſei. Meine Frau ſetzte den freien Verkehr mit den Offizieren fort; ja nach einer Woche ſchickte man mich ins Gefangenenlager zurück. Nach einer gefährvollen abenteuerlichen Flucht gelangte ich endlich in die Heimat. So der Bericht. Die öſterreichiſchen ſtaatlichen Gerichte erklärten auf Grund des internationalen Eherechtes

die Ehe für ungültig, weil die in Rußland vorgeschriebene Eheschließungsform nicht eingehalten worden sei. Wirklich wollte der unglückliche Ehemann seine Ehe propter vim et metum für ungültig erklären lassen. Die Ehe sei ihm in seiner fatalen Lage als das einzige Mittel erschienen, dem sicheren Tode zu entgehen. Der Mann wurde aufmerksam gemacht, daß die Voraussetzungen für eine erzwungene Ehe wohl nicht vorliegen. Can. 1087, § 1, verlangt vis vel metus gravis ab extrinseco et injuste incussus, a quo ut quis se liberet; eligere cogatur matrimonium. Weder die Rote Armee noch die französische Familie hatte den Mann gezwungen, eine Ehe einzugehen. Der Unglückliche glaubte lediglich, durch Eingehung dieser Ehe der Gefahr zu entgehen. Vorsichtshalber wurde aber dennoch das Aktenmaterial durch die Apostolische Nuntiaturn an den Bischof des Eheabsehlußortes (can. 1964) als an den kompetenten Richter geschickt. Nach drei Jahren langte aus dem fernen Osten das Urteil ein: Non constare de nullitate matrimonii.

Graz.

Prof. Dr. Johann Haring.

VI. (Unfreiwillige Kastration und Ehe.) Der Redaktion wurde folgender Fall eingesandt:

Ein jungverheirateter evangelischer Arzt hält sich wie üblich ein junges Mädchen zu seiner Hilfe bei den Ordinationen. Seit langem verfolgt er es mit unsittlichen Anträgen. Das Mädchen, gut katholisch, reagiert in keiner Weise, verläßt aber auch die occasio proxima nicht, des guten Verdienstes wegen. Da erkrankt sie an Blinddarm, schleunigste Operation ist notwendig. Der Arzt selbst führt sie aus unter Zuziehung zweier Kollegen. Nach gut verlaufener Operation und völliger Genesung merkt das Mädchen, daß es zwei Narben an ihrem Körper hat. Sie kann es sich nicht erklären, fragt einen andern, nicht beteiligten Arzt und erfährt, daß die eine Narbe nur von einer Operation herrühren kann, welche die Entfernung der Ovarien zum Zwecke hat. Sie stellt den Brotgeber-Arzt zur Rede, der es ruhig zugibt, daß er gleichzeitig diese Operation vorgenommen habe in der Markose, damit sie in Zukunft kein Bedenken mehr haben könne, ihm zu Willen zu sein.

Jetzt die erste Frage: Muß die arme, wider Willen verstümmelte, der Mutterschaft für immer beraubte Person im Falle einer Heirat dem eventuellen Bräutigam diesen Defectus offenbaren?

Ein impedimentum im kanonischen Sinne ist diese Castratio nicht — aber ein Scheidungsgrund für den Ehemann, sobald er es inne wird, kinderliebend ist und auf Nachkommenschaft nicht verzichten will.

Zweite Frage. Darf ein Mädchen mit diesem Defectus eine Ehe eingehen? Ist die Consummatio der Ehe für sie nicht von vornherein illicita, weil eigentlich der Zweck nicht erfüllt werden kann, und daher eine reine fornicatio für sie ist? Der Paulinische „propter fornicationem“ trifft hier nicht zu!

Dritte Frage. Wenn das Mädchen nun eine unüberwindliche Scham hätte vor ihrem Bräutigam über so etwas vor der Ehe zu sprechen — aber doch auf die vorteilhafte Versorgung oder aus heftiger Liebe

auf die sich ihr bietende Verbindung nicht verzichten mag, schon aus Rücksicht auf Eltern u. s. w., die ihren Verzicht nicht verstehen würden?

Zuletzt noch die vierte Frage: welche Entschädigung der nichtswürdige Verstümmelter zu entrichten hätte?

Erste Frage: „Muß die arme, wider Willen verstümmelte, der Mutterschaft für immer beraubte Person im Falle einer Heirat dem eventuellen Bräutigam diesen Defectus offenbaren?“

Antwort: Ja, wenigstens fast immer. Denn sonst würde sie ihren Bräutigam in einer wichtigen Sache betrügen und überdies sich selbst große Unzuträglichkeiten bereiten. Weil sie selbst von einem nichtswürdigen Arzte so schändlich betrogen ist, hat sie keineswegs das Recht, nun selbst einen dritten, Unschuldigen, zu betrügen. Es wäre aber ein schlimmer Betrug, wenn die Braut dem Bräutigam den Umstand ihrer sicher vorhandenen Sterilität verheimlichen wollte. Für gewöhnlich nämlich bezweckt ein junger Mann, der ein Mädchen heiratet, in der Ehe Kinder zu erzeugen. Im vorliegenden Falle aber wäre dieser Zweck sicher unerreicherbar. Nach der Ehe könnte der Mann mit Recht sich bitter beklagen über den erlittenen Betrug. Ja, er würde ohne Schwierigkeit, gestützt auf diesen erlittenen Betrug, die Zivilscheidung erreichen. Aber wenn der Ehemann auch nicht bis zu diesem Aeußersten schreitet, wären Ehefrieden und Liebe arg gestört. Nicht bloß der Mann, sondern auch die Frau würden große Unzuträglichkeiten zu leiden haben. Das gegenseitige Vertrauen wäre tödlich verletzt. Wie könnte auch ein Mann seiner Frau noch unbedingtes Vertrauen schenken, da sie ihn so bitter getäuscht hat!

Ich sagte indes, fast immer muß der bestehende Defectus vor der Ehe dem Bräutigam mitgeteilt werden. Es sind Fälle möglich, wo eine solche Offenbarung zwar ratsam, aber nicht streng erforderlich wäre. Ein solcher Fall wäre z. B. eine vorher beiderseitig frei versprochene „Jofesehe“. Dieser Fall wird indes sehr selten vorkommen. Ein anderer, zuweilen vorkommender Fall wäre dieser: Der Bräutigam steht in vorgerücktem Alter, ist Witwer und Vater von mehreren Kindern aus erster Ehe. Durch die neue Ehe bezweckt er keineswegs noch mehr Kinder zu bekommen, sondern nur eine gute Hausfrau zu erhalten für sich und die bereits vorhandenen Kinder aus erster Ehe. Diese seine Absicht hat er öfters klar und unzweideutig vor seiner Braut geäußert. In diesem Falle dürfte vielleicht die geschehene Castration verheimlicht werden, wenigstens wenn nach erfolgter Ehe die Frau allen rechtmäßigen Anforderungen genügen kann. Es wären dann auch keine bedeutenden Mißhelligkeiten zu befürchten, wenn der Ehemann später den wahren Sachverhalt merken würde. Die Frau könnte auf etwaige Vorwürfe ihrem Manne antworten: Du wolltest und willst ja keine Kinder aus unserer Ehe; also ist dir auch kein Unrecht erfahre, da ich deine sonstigen Wünsche alle erfüllen kann. Indes wäre auch in diesem Falle wohl zu beachten, ob die erlittene Castration keine erheblichen Gesundheitschäden bei der Frau verursacht hat. Vor einiger Zeit wurde die weibliche Ca-

stration sehr oft von Ärzten vorgenommen, zumal durch Anwendung von Röntgenbestrahlung der Ovarien. Die Anfangserfolge waren glänzend, aber gar bald mußte man erfahren, daß der weibliche Organismus durch einen solch radikalen Eingriff erheblich geschädigt wird. Ist das sogenannte Klimakterium nahe bevorstehend, so sind diese Schäden zuweilen unbedeutend und können vom ärztlichen Standpunkt aus unbeachtet bleiben. Geschieht aber die Kastration an einer vollreifen, jungen Person, so sind die Folgeerscheinungen oft derart, daß die Kastrierte nie mehr die vollkommene Gesundheit genießt und stets allerhand Leiden ausgesetzt ist. In unserem Falle wurde das Mädchen in jugendlichem Alter kastriert und es ist sehr zu befürchten, daß ihr allgemeiner Gesundheitszustand darunter sehr gelitten hat. Wenn dem so ist, so muß sie vor der Ehe ihren Bräutigam aufklären, denn dieser will doch kein krankes Mädchen heiraten. — Aus den bisherigen Ausführungen geht klar hervor, daß die Antwort auf die erste Frage lauten muß: Ja, wenigstens fast immer.

Zweite Frage: „Darf ein Mädchen mit diesem Defectus eine Ehe eingehen? Ist die consummatio der Ehe für sie nicht von vornherein illicita, weil der eigentliche Zweck nicht erfüllt werden kann und daher eine reine fornicatio für sie ist?“

Antwort: Das Mädchen darf eine Ehe eingehen und dieselbe erlaubterweise vollziehen. — Zwar gibt es eine Reihe von angesehenen Autoren, die die Ehe einer vorher kastrierten Frau naturrechtlich für ungültig halten wegen des bestehenden *impedimentum impotentiae*, z. B. Lehmkühf, Antonelli, Bucceroni, früher auch Noldin und Bernz. Jedoch wird diese Ansicht nicht mehr vertreten in den Neuausgaben, welche nach dem Tode der beiden letzten Autoren erschienen sind. Die gegenteilige Ansicht, daß eine solche Ehe trotz der vorher erfolgten Kastration gültig ist, wofern eine wirkliche *copula carnalis* noch stattfinden kann, wird heute fast von allen Moralisten und Kanonisten gelehrt und ist *tuta in praxi*. Denn diese Kastration bildet höchstens nur ein *impedimentum dubium impotentiae*, und der Cod. jur. can. (can. 1068, § 2) bestimmt ausdrücklich: „Si impedimentum impotentiae dubium sit, sive dubio juris sive dubio facti, matrimonium non est impediendum.“ Uebrigens hatten bereits der heilige Raymundus von Pennaforte (*Summa* I. 4, § 2) und der heilige Thomas von Aquin (*Suppl.* q. 58, a. 1) gelehrt, daß das *impedimentum impotentiae* nichts anderes sei, als die *impotentia coeundi naturali modo* und keineswegs — wie spätere Autoren meinten — die *impotentia peragendi copulam per se aptam ad generationem*. Für die kastrierte Frau besteht freilich die *impotentia peragendi copulam per se aptam ad generationem*, aber keineswegs die *impotentia coeundi naturali modo*. Deshalb hat auch die römische Kurie wiederholt geantwortet: Einer kastrierten Frau sei die Ehe nicht zu untersagen. Der Kürze halber sei hier nur die diesbezügliche Antwort des Heiligen Offiziums vom 23. Juli 1890 angeführt: „Num mulier N. N. cui operatione chirurgica ablata sunt duo ovaria et uterus, ad-

mitti possit ad matrimonium contrahendum? Re mature perpensa Emi. Dmi. Cardinales decreverunt, matrimonium non esse impediendum.“ Der innere Grund dieser Gesetzgebung scheint folgender zu sein: Gott hat die Ehe hauptsächlich zu einem zweifachen Zweck eingesetzt: 1. zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes; 2. zur erlaubten Befriedigung des so mächtigen Geschlechtstriebes. Diesen zweiten Zweck deutet der heilige Paulus an: „propter fornicationem unusquisque suam uxorem habeat et unaquaeque suum virum habeat . . . melius est nubere, quam uri“ (I. Cor 7, 2 u. 9). Wofern der erste Zweck der Ehe von den beiden Kontrahenten nicht freiwillig ausgeschlossen wird, steht nichts im Wege, auch des zweiten Zweckes wegen eine Ehe einzugehen. So kann ja auch der Beichtvater einem jungen Manne die Ehe anraten, um bisherigen zahlreichen Unkeuschheitsünden ein Ende zu machen. — Aus dem Gesagten geht klar hervor die Richtigkeit der oben gegebenen Antwort auf Frage 2.

Dritte Frage: „Wenn das Mädchen nun eine unüberwindliche Scham hätte, vor ihrem Bräutigam über so etwas vor der Ehe zu sprechen, aber doch auf die vorteilhafte Versorgung, oder aus heftiger Liebe auf die sich ihr bietende Verbindung nicht verzichten mag, schon aus Rücksicht auf ihre Eltern u. s. w., die ihren Verzicht nicht verstehen würden?“

Antwort: Eine solche Scham ist durchaus unberechtigt und muß überwunden werden. Dies erhellt schon aus der oben auf die erste Frage gegebenen Antwort. Die Sache kann ja doch nicht auf die Dauer geheim bleiben. Geht das Mädchen die Ehe ein, so wird der betrogene Ehemann über kurz oder lang den wahren Sachverhalt erfahren und dann entstehen die schon oben erwähnten großen Unzuträglichkeiten. Uebrigens warum schämt sich das Mädchen, da sie doch selbst den frevelhaften Eingriff des Arztes keineswegs verschuldet hat? Wenn es ihr heftig widerstrebt, diese heikle Sache mit ihrem Bräutigam persönlich zu besprechen, so kann sie es ja durch Vermittlung von Vater oder Mutter oder einer sonstigen Vertrauensperson tun. Will sie aber auch dies nicht tun und die Sache absolut geheim halten, so bleibt ihr nichts anderes übrig, als auf die Ehe zu verzichten; sie braucht ja nicht den wahren Hauptgrund dieses Verzichtes anzugeben. — Nur in den seltenen oben angeführten Fällen könnte sie erlaubterweise die Ehe eingehen, ohne zuvor den zukünftigen Ehemann über ihren körperlichen Zustand aufzuklären.

Vierte Frage: „Zulezt noch, welche Entschädigung der nichts würdige Verstümmelter zu entrichten hätte?“

Die Beantwortung dieser Frage ist recht schwierig. Könnte dem frevelhaften Arzte seine Missetat vor Gericht nachgewiesen werden, so würde der bürgerliche Richter ihn streng bestrafen und eine angemessene Entschädigung festsetzen¹⁾ wegen schwerer Körperverletzung. Aber wie schwer ist es, einem gewissenlosen Arzte seine Missetat wirklich nachzu-

¹⁾ Deutsches Strafgesetzbuch § 224; Deutsches Bürgerl. Gesetzbuch §§ 253, 847, 1300; Oesterreichisches Zivil-Gesetzbuch §§ 1323 bis 1330; Schweiz. Obligationenrecht a. 47.

weisen! Er kann zwar die Tatsache der Verstümmelung nicht leugnen, aber er kann die Ausrede gebrauchen, er habe bei der Blinddarmoperation unverhofft gefunden, daß Uterus und Ovarien an Carcinom oder Sarkom erkrankt seien; deshalb habe er diese Organe schleunigst entfernen müssen, weil sonst die Patientin bald gestorben wäre. Wer kann diese Ausrede als Lüge sicher beweisen, wenn schon geraume Zeit seit der Operation verstrichen ist? Der bürgerliche Richter kann aber niemanden ohne genügende Beweise verurteilen.

Also gesetzt der sündhafte Arzt könnte mangels hinreichender Beweise vom weltlichen Richter nicht zur verdienten Strafe und Entschädigung herangezogen werden, käme aber jetzt reumütig zur Reicht und fragte, welche Entschädigung er dem armen Mädchen zahlen müßte. Ohne Zweifel muß er alle materiellen Schäden ersetzen, die das Mädchen infolge der Verstümmelung erlitten hat und noch erleiden wird, z. B. etwaige Arzt- und Arzneikosten, Ausfall von Arbeitsertrag infolge Krankheit u. s. w. Der Reichtvater hat also den Pönitent anzuhalten, daß er all diese Schäden möglichst genau einschätzt und dann nach Kräften ersetzt. In der Praxis wird es wohl meistens unmöglich sein, aus Mangel an Zeit und der genauen Sachkenntnis, diesen Schadensbetrag sofort im Reichtstuhl festzusetzen. Verspricht der Pönitent aber glaubwürdig, daß er dies später, und zwar möglichst bald tun wird, so kann ihm die Absolution seiner Sünden jetzt schon erteilt werden.

Muß der Pönitent auch einen materiellen Schadenersatz leisten für die verursachte körperliche Verstümmelung als solche? Viele Moralisten antworten einfach nein; weil niemand den materiellen Wert der zerstörten Organe bestimmen könne. Ihr Grundsatz ist: Was man nicht kann schätzen, das kann man auch nicht ersetzen. Die Ansicht dieser Moralisten nennt der heilige Alphons „*sententia communior et probabilior*“ und gibt als inneren Grund derselben an: „*Quia justitia commutativa obligat ad restituendum juxta aequalitatem damni illati. Ubi autem restitutio facienda est in genere diverso, nulla adest aequalitas, nec ulla erit unquam compensatio damni; per quameunque enim pecuniam damnum minime reparatur neque in toto neque in parte.*“¹⁾ Ist dieser Grund wirklich stichhaltig? Ist es wahr, daß ein erlittener körperlicher Schaden nicht einmal teilweise ersetzt werden kann durch Geld? Nehmen wir den leicht vorkommenden Fall, daß ein reicher Jäger aus Unvorsichtigkeit einen armen Mann angeschossen und dessen einen Fuß gelähmt hat. Der weltliche Richter verurteilt nun den unvorsichtigen Schützen, dem gelähmten Manne eine Jahresrente von 2000 Franken zu zahlen. Warum soll diese Geldentschädigung nicht in etwa den erlittenen Körperschaden ersetzen? Mancher arme Mann würde schon gerne hinkend durchs Leben pilgern, wenn er eine fixe Jahresrente von 2000 Franken beziehen könnte. — Die oben angeführte Ansicht widerspricht auch der weltlichen Gesetzgebung, die, wie bereits gesagt, eine geldliche Ent-

¹⁾ Theol. mor. I. 3, n. 627.

schädigung für den erlittenen körperlichen Schaden auferlegt. Ferner geben die Vertreter dieser Ansicht meistens zu, daß die vom weltlichen Richter bestimmte und angemessene Entschädigung nun wirklich im Gewissen, und zwar *sub poena restitutionis* verpflichtet. Wie ist das aber möglich, wenn naturrechtlich kein Restitutionsgrund vorliegt? Wohl versteht man die *justitia legalis* und die *oboedientia*, wenn man sich an einen gerechten Richterspruch nicht stört; nicht aber die *justitia commutativa*. Bekanntlich entsteht aber nur Restitutionspflicht, wenn die *justitia commutativa* verletzt wurde. Der weltliche Richter kann aber keine Verletzung der *justitia commutativa* und deren Ersatzpflicht statuieren, wenn dieselbe nicht bereits naturrechtlich begründet ist. Also stützt sich die richterliche Entscheidung auf die schon naturrechtlich bestehende Ersatzpflicht. Mit anderen Worten: Entgegen der oben angeführten Ansicht, besteht naturrechtlich die Pflicht, einen angerichteten körperlichen Schaden nach Kräften durch materielle Güter zu ersetzen. Dies ist auch die Lehre des heiligen Thomas von Aquin, der den oben für die entgegengesetzte Ansicht erbrachten Beweis als Objection bringt und dann darauf antwortet: „*In quibus non potest recompensari aequivalens, sufficit quod ibi recompensetur quod possibile est . . . Et ideo quando id quod est ablatum, non est restituibile per aliquid aequale, debet fieri recompensatio qualis possibilis est: puta cum aliquis alicui abstulit membrum, debet ei recompensare vel in pecunia vel in aliquo honore, considerata condicione utriusque personae, secundum arbitrium prohi viri.*“¹⁾ Augenscheinlich ist die Uebereinstimmung dieser thomistischen Ansicht mit der modernen Rechtspraxis. Der englische Lehrer mahnt, der Ersatz müsse geschehen „*vel in pecunia vel in aliquo honore, considerata condicione utriusque personae*“. Jeder gerechte weltliche Richter beachtet diese Mahnung. Zuweilen dekretiert er eine Geldentschädigung, wenn es sich nämlich handelt um einen reichen Verlezer und einen armen Verletzten; zuweilen begnügt er sich mit einem anderweitigen Ersatz. Ein wohlhabender Mann, dem ein anderer ein Auge ausgeschossen hat, würde es als eine Beleidigung ansehen, wenn ihm der Richter für das verlorene Auge 10.000 Franken anböte, zu zahlen von dem ziemlich mittellosen unseligen Schützen. In solchen Fällen ist der Ersatz nicht durch Geld zu leisten, das ja der Verletzte nicht für sich will, sondern auf andere Weise. Gemäß dieser thomistischen Lehre und der modernen Rechtspraxis sollte der Beichtvater auch den reumütigen Arzt behandeln. Wäre das Mädchen wohlhabend und würde es mit Entrüstung jede Geldentschädigung von Seite des schuldigen Arztes zurückweisen, so brauchte natürlich der Beichtvater eine solche Geldentschädigung nicht zu fordern. Befände sich aber das Mädchen in großer Dürftigkeit und würde es bereitwillig eine angemessene Entschädigung annehmen, so sollte der Beichtvater dem Pönitenten dringend empfehlen, diese Entschädigung nach Kräften zu leisten. Freilich kann er

¹⁾ Sum. theol. I. 2, q. 62, a. 2, ad 1.

dieselbe nicht unter Androhung der Absolutionsverweigerung von dem schuldigen Arzte fordern, weil die oben vom heiligen Alphonsus angeführte Ansicht probabel ist, wenigstens extrinsece. Der Beichtvater hat ja nicht das Recht, strenge Restitution zu fordern, wenn der Pönitent probabiliter nicht dazu verpflichtet ist. — Wie aber bereits oben gesagt wurde, muß der Arzt nach besten Kräften durchaus ersetzen alle materiellen Schäden, welche dem Mädchen infolge der Verstümmelung bereits erwachsen sind und voraussichtlich noch erwachsen.

Freiburg (Schweiz).

Dr Brümmer O. P., Univ.-Prof.

VII. (Die Anwendung des Paulinischen Privilegs.) In einer europäischen Großstadt haben die beiden Neuheiden Wodan und Freia sich bürgerlich trauen lassen. Auf Antrag der Frau wurde die Ehe aber nach einigen Jahren geschieden. Dabei wurde Wodan als der schuldige Teil erklärt, was auch durchaus den Tatsachen entspricht. Freia ist bereits wieder verheiratet. Wodan aber erschien kürzlich bei dem katholischen Ortspfarrer und eröffnete ihm, er möchte katholisch werden und ein katholisches Fräulein heiraten. Deshalb möchte der Pfarrer gerne wissen, ob er in diesem Falle das Paulinische Privileg anwenden könne.

Wie aus der Heiligen Schrift (1 Kor 7, 15) in Verbindung mit can. 1121 sich ergibt, kann das Paulinische Privileg nur angewandt werden, wenn der ungläubige Teil „discedit“ sich trennt, also mit dem getauften Teil nicht mehr zusammenlebt oder wenn er wenigstens mit ihm nicht zusammenleben will *sine contumelia creatoris*.

Eine besondere Schwierigkeit aber besteht darin, festzustellen, wann man sagen könne, der andere Teil wolle nicht mit dem bekehrten Teil zusammenleben, oder er wolle nicht zusammenwohnen *sine contumelia creatoris*. In dieser Angelegenheit sind schon zahlreiche Antworten vom Apostolischen Stuhle erfolgt, die im folgenden kurz zusammengestellt werden sollen. Dabei wird immer nur die römische Ausgabe der *Collectanea de Propaganda Fide* zitiert.

Sine contumelia creatoris will der heidnische Teil besonders dann nicht zusammenleben, wenn er den christlichen Teil in große Gefahr bringt, schwere Sünden zu begehen.

Es muß sich hier nicht notwendig um Sünden gegen den Glauben handeln, es kommen auch andere Sünden, besonders auch Sünden gegen die eheliche Keuschheit in Betracht.¹⁾

Man kann aber nicht sagen, der heidnische Teil wolle nicht *sine contumelia creatoris* zusammenleben, wenn die Gefahren für den Glauben und die Sitten nicht von dem heidnischen Ehe teil kommen, sondern von dessen Angehörigen, die in demselben Hause wohnen, wie zum Beispiel von dem Schwiegervater oder von der Schwiegermutter. In einem solchen Falle läßt sich wohl eine Trennung von Tisch und Bett

¹⁾ Leitner, Lehrbuch des kath. Eherechtes, S. 411.

bewerkstelligen, aber eine neue Ehe kann nicht eingegangen werden, da die frühere nicht gelöst werden kann.¹⁾

Eine contumelia creatoris liegt auch vor, wenn der heidnische Mann die christliche Frau zwar nicht in die Gefahr zur Sünde bringt, aber mehrere Nebenfrauen hat, die er nicht entlassen will. Unter diesen Umständen muß sich sogar die christliche Frau, auch wenn sie die rechtmäßige ist, trennen, kann aber das Paulinische Privileg gebrauchen.²⁾

Eine contumelia creatoris und damit die Voraussetzung zur Anwendung des Paulinischen Privilegs liegt auch vor, wenn der heidnische Teil nicht erlaubt, die Kinder christlich zu erziehen.³⁾

Damit man sagen könne, der andere Teil wolle nicht mehr mit dem getauften Teil zusammenleben, ist zunächst nicht nötig, daß der heidnische Teil aus böser Absicht nicht mehr zusammenleben will. Es genügt, wenn z. B. die erste Frau erklärt, sie möchte gern zurückkehren, sie könne es aber nicht, weil sie z. B. ihren zweiten Mann oder ihren Gläubiger unmöglich verlassen könne. Dabei ist aber vorausgesetzt, daß ihr erster, rechtmäßiger Mann jetzt nicht selbst Ursache dieser Unmöglichkeit ist.⁴⁾ Selbst wenn der Mann seine Frau verkauft hätte und jetzt durchaus nicht mehr in der Lage ist, sie loszukaufen, kann man sagen, die Frau wolle mit ihm nicht mehr zusammenleben. Doch kann das Privileg nur angewandt werden, wenn der Mann noch nicht Christ war, als er die Frau verkaufte.⁵⁾

Eine „Trennung“ liegt auch vor, wenn der heidnische Teil sich zwar bekehren, aber auf keinen Fall mit dem bereits christlich gewordenen Teil zusammenleben will. In diesem Falle muß dann aber der gläubige Teil unter Anwendung des Paulinischen Privilegs bereits eine gültige Ehe eingegangen sein, bevor der andere Teil getauft wurde.⁶⁾ Durch die neue Ehe wird dann das frühere Eheband gelöst und dann kann auch der andere Teil nach der Taufe eine neue Ehe eingehen.⁷⁾ Als „Trennung“ aber kann nicht die Tatsache gelten, daß der ungläubige Teil nach der Bekehrung des anderen Teiles einen Ehebruch begeht. Wohl kann in einem solchen Falle eine Trennung von Tisch und Bett vorgenommen werden, das Eheband selbst aber kann nicht gelöst werden.⁸⁾

Aus einer Antwort des Heiligen Offiziums vom 5. August 1759⁹⁾ und der Propaganda vom 16. Jänner 1797 leitete P. Viktorius mit dem Monitore Eccles. nachstehende Folgerungen ab: a) Hat in einer Ehe von zwei Heiden der Teil, der sich nachher bekehrt, vor seiner Bekehrung

¹⁾ S. C. de Prop. 5 Martii 1816, in Collect. n°. 704 ad 6um.

²⁾ S. C. S. Off. 11 Julii 1866, in Collect. n°. 1295 ad 2um et ad 3um.

³⁾ S. C. S. Off. 11 Julii 1866, in Collect. n°. 1295 ad 4um.

⁴⁾ S. C. S. Off. 12 Junii 1850, in Collect. n°. 1044.

⁵⁾ S. C. S. Off. 8 Julii 1891, in Collect. n°. 1760.

⁶⁾ S. C. S. Off. 8 Julii 1891, in Collect. n°. 1760.

⁷⁾ S. C. S. Off. 16 Sept. 1824, in Collect. n°. 784.

⁸⁾ Zeitner, Lehrbuch des kath. Eherechtes³, S. 412, unter Berufung auf eine Entscheidung der S. C. Inq. d. 5. Martii 1816 ad 5um.

⁹⁾ Collect. n°. 421.

einen Ehebruch oder sonst ein Vergehen begangen, auf das hin der andere Teil sich getrennt hat und jetzt auch nicht zurückkehren will, so steht dieser Umstand der Anwendung des Paulinischen Privilegs nach der Taufe nicht im Wege, weil durch die Taufe alles wieder gutgemacht wurde. b) Hat aber der bekehrte Teil nach der Taufe ein derartiges Vergehen begangen, so kann das Paulinische Privileg keine Anwendung finden, vorausgesetzt, daß dieses Vergehen die Ursache war, weshalb sich der heidnische Teil trennte. Eine Ausnahme findet nur statt, wenn auch der andere Teil einen Ehebruch oder ein ähnliches Vergehen begangen hat oder wenigstens dem Getauften seine Schuld wieder verzieh. Handelt es sich um Streitigkeiten oder Mißhandlungen, welche der gläubige Teil nach seiner Taufe sich dem ungläubigen Teil gegenüber zuschulden kommen ließ, so kann das Paulinische Privileg doch noch Anwendung finden, wenn der getaufte Teil sich wirklich bessert und bereit ist, dem anderen Teil wirklich Genugtuung zu leisten.¹⁾

Aus diesen Ausführungen ergibt sich, daß im vorliegenden Falle das Paulinische Privileg angewandt werden kann. Hat auch Wodan während seiner ersten Ehe der Frau einen gerechten Grund gegeben, sich von ihm zu trennen, so wird dies doch durch die nachfolgende Taufe wieder gutgemacht. Die Anwendung des Paulinischen Privilegs würde nur dann unmöglich, wenn die Freia sich auch hätte taufen lassen, bevor Wodan seine beabsichtigte zweite Ehe geschlossen hätte. Selbstverständlich muß der Pfarrer bei Anwendung des Paulinischen Privilegs in richtiger Weise vorgehen, er darf also besonders nicht vergessen, die Freia zu interpellieren, muß damit aber warten bis Wodan getauft ist.

Münster (Westf.).

P. Dr. Heribert Jone O. M. Cap.

Mitteilungen.

An dieser Stelle werden u. a. Anfragen an die Redaktion erledigt, die allgemeines Interesse beanspruchen können; sie sind durch ein Sternchen (*) gekennzeichnet.

I. (Ein neuer Kirchenlehrer: St. Johannes vom Kreuze.) Dem in Rom tagenden Generalkapitel der unbeschuhten Karmeliten wurde unterm 15. September 1926 vom Heiligen Vater offiziell die Mitteilung: der heilige Johannes vom Kreuze sei durch Dekret der Ritenkongregation vom 27. Juli 1926 in Anbetracht seiner großen Bedeutung für die mystische Theologie zum Doctor Ecclesiae (Kirchenlehrer) erhoben worden.

Weite Schichten der katholischen Bevölkerung, zumal im deutschen Sprachgebiet, werden von dieser Nachricht nicht wenig überrascht sein. Gibt es doch große Gruppen innerhalb des katholischen Volkes, wenigstens bei uns in Deutschland, die kaum eine Ahnung haben, daß überhaupt

¹⁾ P. Victorius ab Appeltern O. M. Cap., Manuale Missionariorum² p. 208.

einmal ein Johannes vom Kreuze gelebt habe, geschweige denn, daß er ein so bedeutender Heiliger und Gelehrter gewesen, um würdig unter die großen Lehrer der Vorzeit, wie Augustinus, Hieronymus, Gregor d. Gr. u. s. w. eingereiht zu werden. Wie der Heilige schon in seinem Leben den Augen der großen Menge verborgen war, nur einem verhältnismäßig kleinen Kreise hochstrebender Seelen näher bekannt, so ist er auch nach seinem Tode den Meisten ein Unbekannter geblieben, da ihm nur wenige auf den Höhenpfaden der Vollkommenheit folgen wollen.

Drei Bedingungen sind nach altem Herkommen sowie nach kirchlichem Rechte zur Erlangung des Titels eines Doctor Ecclesiae notwendig: ausnehmende Heiligkeit und hervorragende Gelehrsamkeit, wozu seitens der Kirche noch die ausdrückliche Erklärung durch den Papst oder durch ein allgemeines Konzil kommen muß. Da mit der oben erwähnten feierlichen Erklärung von Seite der Kirche die dritte Bedingung eingelöst ist, brauchen wir uns hier nur mit den beiden ersteren befassen.

Daß Johannes v. Kr. in der That ein großer Heiliger im Sinne der kirchlichen Auffassung war, darüber hat die Kirche schon vor mehr als zweihundert Jahren ihr Urteil gefällt, indem ihn Papst Klemens X. 1675 unter die Zahl der Seligen, und Papst Benedikt XIII. 1726 unter die Zahl der als Heiligen zu Verehrenden aufnahm. War doch Johannes ein Mann, der wie ein zweiter Johannes der Täufer von den Tagen seiner Kindheit an das Gewand seiner Taufschuld makellos bewahrte, der seit seinem Eintritt in den Karmelitenorden (1565) ein Leben ununterbrochener Buße führte; ein Mann, der, mit beiden Füßen auf dieser Erde stehend und die Interessen seiner jungen gefährdeten Ordensfamilie sowie der von ihm gegründeten Klöster wahrnehmend, gleichwohl immerwährender Beschauung himmlischer Dinge sich erfreute und immerfort in innigster Liebe mit Gott vereint war. Aber mit dieser Heiligkeit verband Johannes auch hervorragende Gelehrsamkeit und ungewöhnliche Weisheit.

Wohl war er kein Universalgenie, der auf allen Gebieten des Wissens Mustergültiges geleistet, bezw. geschrieben hätte, wie etwa sein großer Landsmann, der heilige Isidor von Sevilla. Doch auf einem Gebiete steht er nach den Zeugnissen der bedeutendsten Männer seiner Zeit und der nachfolgenden Jahrhunderte bis heute unerreicht da, auf dem Gebiete der mystischen Theologie. Hier ist er Lehrer und Vorbild für alle kommenden Generationen geworden und hat er sogar, ohne zu übertreiben, die großen Väter der Vorzeit, einen Dionysius, Gregor d. Gr., Bernardus und Bonaventura weit übertroffen. Denn wenngleich diese über die heiligen Fragen und Probleme der Mystik für alle Zeiten Geltendes und Wertvolles geschrieben haben, so bleibt doch unserem Johannes das unstreitbare Verdienst, daß er die oft so schwerverständlichen Materien der Mystik auch der praktischen Seelenleitung nutzbar machte; daß er die bei Mystikern der Vorzeit vielfach zerstreuten Lehren in ein System brachte und als ein einheitliches Ganzes der Nachwelt hinterließ. Weit entfernt jedoch, daß die so auf uns gekommenen Lehren seiner mystischen

Weisheit nur das Ergebnis ausgedehnter Studien wären, sind sie vielmehr aus der eigenen Praxis gewonnen. Denn was Johannes auf diesem Gebiete geschrieben, hat er nicht etwa nur aus den Werken seiner großen Lehrer geschöpft, wenngleich er diese sehr gut kannte; sondern das hat er aus seinem eigenen reichen Innenleben, aus seinem trauten Verkehr mit Gott, sowie aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen in der höheren Seelenführung geschöpft. Theorie und Praxis, eigene Erfahrung und ernstes Studium, natürliche Veranlagung zur spekulativen Erfassung und Durchdringung der ewigen Wahrheiten und von oben eingegossene Weisheit, das alles war zusammen bei Johannes v. Kr. mit am Werke, als er die wundervollen Bücher schrieb, die das Staunen aller Jahrhunderte verdienen, seinen „Aufstieg zum Karmel“, die „Dunkle Nacht“, die „Lebendige Liebesflamme“, den „Geistlichen Gesang“ und verschiedene andere Werke kleineren Umfangs. Man weiß beim Studium dieser Schriften nicht, soll man an ihnen mehr die scharfe Logik und Klarheit der Gedanken und die Kühnheit der Ideen bewundern, oder mehr die originelle Art der Darbietung, die herrliche Form der rhythmischen Sprache und der unvergleichlich treffenden Bilder, in welche diese erhabenen Wahrheiten gekleidet sind, oder das Feine und Gewählte seiner Ausdrucksweise, durch die er es versteht, auch die abstraktesten und gewöhnlichsten Wahrheiten des geistlichen Lebens in ungeahntem Lichte erscheinen zu lassen. Alles das ist dazu angetan, seiner Lehre ein ganz ungewöhnliches Ansehen zu verschaffen. Darum haben auch die Professoren der Universität Baëza, die seinerzeit mit Johannes häufig verkehrten, von dessen Schriften geäußert: Alles, was bis dahin Rühmliches über die Schriften dieses heiligen und wahrhaft großen Mannes gesagt oder geschrieben worden sei, reiche noch lange nicht hin an ihren wirklichen Wert.

Ähnlich äußerten sich über den Wert und die hohe Bedeutung der Schriften des Johannes v. Kr. hohe Kirchenfürsten und namhafte Gelehrte sowohl aus der Zeit des großen Mystikers selbst wie auch aus den folgenden Jahrhunderten. Um aus der großen Zahl derselben nur einen herauszugreifen, verweise ich auf den Ausspruch des berühmtesten Zeitgenossen unseres Heiligen, des Luis de Leon: er habe noch in keinem Buche eine so erhabene und wunderbare Lehre gefunden, wie in den Schriften des Johannes v. Kr. Wie dieser äußerten sich ganze Körperschaften von Gelehrten wie z. B. die Universitäten von Salamanca, Alcalá und Baëza. Und die Kirche selbst hat sich der Ansicht dieser Männer angeschlossen, wenn sie im Festoffizium des Heiligen bekennet, daß er in der Erklärung der göttlichen Geheimnisse vom himmlischen Lichte erleuchtet in der mystischen Theologie Bücher geschrieben habe voll himmlischer Weisheit.

In der That, die Autorität des heiligen Johannes v. Kr. auf dem Gebiete der Mystik steht einwandfrei fest. Selbst spätere Kirchenlehrer wie ein Alphonsus von Liguori und Franciscus Salesius haben aus dessen Schriften geschöpft, wenn sie über Fragen der Mystik oder des

höheren Seelenlebens schrieben. Und jeder, der seitdem sich auf diesem Gebiete betätigen will, kommt an diesem größten Lehrer der Mystik nicht vorbei, wenn anders er nicht irre gehen will auf diesen gefährlichen Pfaden. Denn bei Johannes v. Kr. finden wir die Lehren über mystisches Leben stets in harmonischer Uebereinstimmung mit der gesunden Lehre der Kirche bezw. der scholastischen Theologie. Mit vollem Recht können wir mit bedeutenden Autoren sagen: was Thomas von Aquin für die Scholastik, das ist Johannes v. Kr. auf dem Gebiete der Mystik.

Wenn ein Kirchenlehrer nicht bloß für seine Zeit lebt und wirkt und lehrt, sondern auch für die Nachwelt fortleben und lehren soll; so dürfen wir ein Gleiches auch von unserem Doctor Mysticus behaupten, denn in seinen Schriften redet er noch genau so zu uns und allen kommenden Generationen, wie einst vor mehr als dreihundert Jahren zu jenen, für die seine Bücher in erster Linie bestimmt waren, und „leuchtet sein Licht allen, die im Hause Gottes sind“, noch gerade so hell wie damals.

Sage man ja nicht, die Lehre des heiligen Johannes v. Kr. sei allzu dunkel und geheimnisvoll, um verstanden zu werden! Im Gegenteil, mehr als die Lehre irgend eines der übrigen Mystiker ist gerade sie klar und deutlich gefaßt. Wer sich nur einmal eingehend mit ihr vertraut macht, der wird gestehen, daß nichts Unklares, Verschwommenes in ihr zu finden ist. Sie verlangt eben, weil keine Lektüre für naschende Schöngelüster, ernstes Studium und gründliches Verarbeiten. Aber dann wird sie auch süßen Wohlgeschmack, wie er einer jeden wahrhaft geistlichen Kost zu eigen ist, zu kosten geben einem jeden, der darnach greift.¹⁾

Regensburg.

P. Ambrosius a s. Theresia O. C. D.

*II. (**Rector ecclesiae.**) Nachstehende Fragen wurden der Redaktion der Quartalschrift vorgelegt: 1. Hat jede Kirche, in der das Allerheiligste aufbewahrt wird, auch einen rector ecclesiae? 2. Wäre es möglich, daß solche Kirchen in Frauenklöstern keinen rector ecclesiae besitzen? 3. Könnte der außergewöhnliche Bruchwater auch rector ecclesiae sein?

Ueber die rectores ecclesiarum handelt der Kodex can. 479 bis 486. Es sind darunter nach can. 479, § 1 Priester zu verstehen, denen die Sorge um eine Kirche, die nicht Pfarrkirche oder Kapitalkirche oder Klosterkirche ist (adnexa domui communitatis religiosae), anvertraut ist und welche die kirchlichen Funktionen (officia) in derselben vornehmen. Für die Hausgeistlichen der Frauengenossenschaften, ferner der laitalen Männerklöster oder kirchlicher Vereinigungen gelten überhaupt nicht die Grundsätze über die Kirchenrektoren, sondern Sonderbestimmungen (can. 479, § 2). Rechte und Pflichten derselben sind im Kodex nicht er-

¹⁾ Die Schriften des heiligen Johannes v. Kr. erscheinen gegenwärtig auch in deutscher Sprache in neuer Uebersetzung beim Theatiner-Verlag, bezw. im Verlag Kösel-Pustet, München. Bisher sind erschienen: Bd. II „Dunkle Nacht“, Bd. III „Lebendige Liebesflamme“, Bd. IV „Geistlicher Gesang“. Bd. I „Aufstieg zum Karmel“ ist im Drucke und Bd. V in Vorbereitung.

schöpfend aufgezählt, vielmehr der Verfügung im Einzelfalle überlassen. So heißt es can. 529, daß für laikale nicht exempte religiöse Genossenschaften der Bischof einen Priester für die Vornahme der Funktionen und für Abhaltung von Predigten bestimmen soll (*sacerdotem a sacris designare et a concionibus probare*). Can. 514, § 3 und can. 464, § 2 besagen, daß der Bischof einen vom Pfarrer unabhängigen Priester damit betrauen kann.

Dies vorausgeschickt, seien die Fragen in nachstehender Weise beantwortet:

Ad 1. Nach can. 1265, § 1 muß in Kirchen, die mit exempten Männer- oder Frauenklöstern verbunden sind, das Allerheiligste aufbewahrt werden; im öffentlichen oder halböffentlichen Hauptoratorium einer *domus pia* aut *religiosa* kann es mit Erlaubnis des Bischofs geschehen, wenn jemand die Aufsicht über das Allerheiligste führt und regelmäßig wenigstens wöchentlich ein Priester daselbst die heilige Messe liest. Daß dies ein Hauskaplan oder *rector ecclesiae* sein müsse, ist nicht gesagt.

Ad 2. Die Beantwortung der zweiten Frage ist im Vorausgehenden bereits gegeben. Der Bischof soll für die religiösen Bedürfnisse der Frauenklöster sorgen; doch die Bestellung eigener Kapläne ist nicht aufgetragen (can. 464, § 2: *potest episcopus . . . religiosas familias et pias domus . . . a parochi cura subducere*). Vielfach ist dies auch eine finanzielle Frage.

Ad 3. Daß der außerordentliche (ja auch der ordentliche) Beichtvater die Ob Sorge über das Allerheiligste in der Klosterkirche übernehme, ist wohl kein Hindernis. Nach can. 524, § 1 darf der Beichtvater nur keine Gewalt im äußeren Rechtsbereich über die Klosterfrauen ausüben (*nullam potestatem in easdem religiosas in foro externo habere*) und nach § 3 sich in die innere oder äußere Leitung der Kommunität nicht einmischen. Ja sogar die Stellung eines Hausgeistlichen mit der eines Klosterbeichtvaters ist an sich nicht unvereinbar, wie viele Beispiele zeigen.

Graz.

Prof. Dr. S. Haring.

*III. (Wer ist zur Triennialprüfung verpflichtet?) Der Weltpriester Eduard und der Ordenspriester Fridolin befinden sich beide im zweiten Jahre ihrer Seelsorgstätigkeit, Fridolin als Hilfspriester an einer dem Stifte inkorporierten Pfarre. Anlässlich einer Zusammenkunft sagt Eduard zu Fridolin: „Auch du mußt die Triennialprüfung mitmachen, can. 130, § 1 schreibt dies deutlich vor: *Expleto studiorum curriculo sacerdotes omnes, etsi beneficium paroeciale aut canonicale consecuti . . . examen singulis annis saltem per integrum triennium . . . subeant*. Alle Priester sind verpflichtet. Du bist Priester; Ergo!“ — Fridolin bestreitet diese Verpflichtung und beruft sich hiebei auf can. 590, welcher für Regularpriester besondere Vorschriften gibt: *Religiosi sacerdotes, . . . quotannis saltem per quinquennium . . . examinentur*. Die Regularpriester sind ohnedies über Veranlassung ihrer Vorgesetzten durch fünf Jahre einer Prüfung zu unterziehen, also sind sie zur Teilnahme an der vom Bischof angeordneten Triennialprüfung nicht verpflichtet. — Wer hat recht?

Eduard hat die rein mechanische Gesetzesauslegung für sich. Er kann sich vielleicht auch auf can. 126 desselben Abschnittes berufen, wo eine Einschränkung auf die Weltpriester ausdrücklich verfügt wird, was in can. 130 nicht geschieht. Nichtsdestoweniger ist Tribolin recht zu geben. Schon der Zusatz *etsi beneficium consecuti* weist auf Weltpriester hin; ebenso § 2 desselben Kanons, der besagt, daß bei Verleihung von Benefizien auf das Ergebnis der Triennialprüfungen Rücksicht zu nehmen sei. Im can. 131, § 3, welcher die in der Seelsorge befindlichen Regularpriester und unter Umständen auch die bloß mit Weichtjurisdiktion ausgestatteten Ordenspriester zur Teilnahme an den Pastorkonferenzen verpflichtet, findet dies der Kodex notwendig, ausdrücklich hervorzuheben. Immerhin kann man sagen, daß can. 130 eine genauere Stilisierung verträge und daß passend auf den für die Ordenspriester geltenden can. 590 daselbst verwiesen würde. Aber in dem Plus, das can. 590 für Ordenspriester vorschreibt, ist gewiß das Minus des can. 130 enthalten und eine doppelte Prüfung nicht anzunehmen.

Diese Ausführungen werden auch unterstützt durch eine positive Entscheidung der Auslegekommission vom 14. Juli 1922 (Acta Ap. Sedis XIV, 526). Darnach sind die Regularseelsorger, welche ihre Prüfung nach can. 590 abgelegt haben, nicht verpflichtet, sich an der bischöflichen Triennialprüfung zu beteiligen. Aber auch im Falle, daß die klösterlichen Vorgesetzten die Prüfung nicht abhalten lassen, kann der Bischof die Regularseelsorger zur Triennialprüfung nicht verhalten, sondern lediglich die Religiosenkongregation benachrichtigen.

Graz.

Prof. Dr J. Haring.

***IV. (Kommunionempfang an den Altarstufen.)** Es wurde die Frage vorgelegt, ob bestimmte Vorschriften darüber bestehen, wer auf der obersten, bezw. untersten Altarstufe die heilige Kommunion empfangen dürfe. Schreiber dieses sah selber einmal irgendwo, wo ein alter, recht sonderlicher Pfarrer war, den Brauch, daß die Leute alle außen am Speisgitter waren, indes drinnen im Presbyterium auf einer Art Chorstuhl die dicke Wirtschafterin saß. Die kam dann beim Kommunion-austeilen zum Altar hergewackelt, bestieg umständlich die Stufen und empfing auf der obersten die heilige Kommunion. Alle andern, auch ich, damals Meriker, durften ins Allerheiligste nicht hinein, wenn ich mich so ausdrücken darf.

Um nun zu unserer Frage zu kommen, so werden wir zu unterscheiden haben. Es gibt ja, zumal auf dem Lande, oft Kirchlein, die haben gar nicht einmal ein Speisgitter. Anderswo fand sich der Brauch, daß man das Gitter für gewöhnlich wegstellte (es steht dann an der Seitenwand herum) und nur für gewisse Gelegenheiten wird es aufgestellt. Hier ist es selbstverständlich erlaubt, weil eben gar nicht gut anders möglich, daß die Gläubigen, alle, ohne Unterschied, die heilige Kommunion an den Altarstufen und wohl am praktischsten auf der obersten empfangen. Anders ist es in Kirchen, die ein regelrechtes Pres-

byterium haben, also einen Altarraum, der gegen das Kirchenschiff durch das Gitter abgeschlossen ist. Hier treten die so und so oft erneuten Bestimmungen in Kraft, die klar und eindeutig allen und jeden, die nicht Kleriker, also wenigstens tonsuriert sind, oder Ordensmänner (wo man wohl auch die Laienandidaten hinzurechnen darf) das Betreten und den Aufenthalt im Presbyterium verbieten. Der Index der Dekretensammlung der Ritenkongregation führt eine so große Zahl derartiger Entscheidungen auf, daß man sie hier nicht gut alle anführen kann. Es möge dieser Hinweis genügen. Damit ist auch schon entschieden, daß die Laien auch zum Kommunionempfang nicht an die Altarstufen hereingelassen werden sollen. Ist ja auch bestimmt worden, daß z. B. im Falle der Aussetzung des Allerheiligsten die ständigen Anbeter, die von Laien, besonders religiösen Vereinen, gestellt werden, nicht ins Presbyterium hinein dürfen; für sie soll am Gitter außerhalb ein Platz gerichtet werden! Nur ein Fall ist zulässig: nämlich der Messministrant, der Laie ist, sogar wenn er nicht im Messstalar ist, also auch wenn er im reinen Laiengewand dient, darf auf der Altarstufe die heilige Kommunion empfangen.

Ein Brauch, wie der eingangs geschilderte, richtet sich von selbst. Wo also ein regelrechtes Speisgitter besteht, ist der Kommunionempfang für Laien auch nur dort zulässig, außer für die Messministranten. Wo aber keines besteht, wird man die Leute ruhig an den Altar kommen lassen.

Gurt.

P. Josef Löw C. Ss. R.

***V. (Birett für Knabenseminaristen?)** Obwohl das Birett in der Liturgie für gewisse Berrichtungen vorgeschrieben ist, ist es doch nicht unter die streng sakrale liturgische Gewandung zu zählen. In manchen Orden (Jesuiten, Redemptoristen) ist es teilweise auch häusliche Kopfbedeckung. So wird es z. B. bei den Redemptoristen dem Klerikernovizen überreicht, wenn er durch die Ablegung der Gelübde sein Noviziat beschließt. So ähnlich wie der Talar das klerikale Kleid auch außer der Liturgie ist oder sein sollte, so ist das Birett Kopfbedeckung der Kleriker. In den romanischen Gegenden besteht nun vielfach der Brauch, schon die Knabenseminaristen mit der klerikalen Tracht auszustatten. So in Italien meistens, so in Spanien, so in Lateinisch-Amerika. Es wurde gefragt, ob für diese Knabenseminaristen auch das Birett zulässig sei. So viel oder so wenig wie überhaupt der Talar! In diesen Ländern geben vielfach auch die Orden ihren kleinen Studentlein schon den Habit. Das sind Sachen des Gewohnheitsrechtes. Man führt befürwortend vor allem erziehlische Gründe an. Die Gewöhnung ans geistliche Kleid, damit eine stete Mahnung zu klerikalem Leben u. s. w. Man führt dagegen vor allem an eine leicht erklärliche Herabsetzung der Hochschätzung der Leute vor dem geistlichen Kleid überhaupt, wenn man die geistlichen „Buben“ eben knabenhaft sich benehmen und herumtreiben sieht. Es zwingt einen zum Lächeln, wenn man z. B. in Neapel die kleinen, oft kaum zehn- und elfjährigen Buben in südlicher Lebhaftigkeit auf der

Straße einherstolzieren sieht, im langen Talar, mit roten Knöpfen, Schnallenschuhen, violetten Biretten, wie kleine Monsignori!

Wenn diese Knabenseminaristen bei kirchlichen Anlässen in solchem geistlichen Kleide, natürlich auch mit Birett, erscheinen, wird schließlich niemand etwas einzuwenden haben. Für den Gebrauch außer dem Gottesdienst werden auch fernerhin die Meinungen geteilt sein. Man wird sich an den Landesbrauch halten müssen. Allgemein verbindliche Vorschriften darüber bestehen nicht.

Gurl.

P. Josef Löw C. Ss. R.

***VI. (Kommuniontuch oder -teller?)** Es fand irgendwo ein geistlicher Herr den Brauch, daß beim Kommunionempfang, obwohl eine Kommunionbank mit Tuch vorhanden war, ein Tellerchen (Tasse) herumgereicht wurde, das sich die Leute unterhalten (oder das der Ministrant unterhält). Er fragt, ob dieser Brauch in Ordnung sei, und wie es mit dem Purifizieren zu halten sei.

Diese Zeitschrift berichtet im Jahre 1909, S. 909, daß dieser Brauch ganz allgemein sei auf den Philippinen und in Hongkong. Man kann hinzufügen, daß auch in Italien dieser Brauch fast allgemein ist. Auch anderwärts findet man ihn vereinzelt. An Stelle des Tellers oder der Tasse (nach Art einer Patene oder einer Lavabotasse) findet man auch oft, sogar in unseren Gegenden, den Brauch, eine Palla, auch ein zusammengefaltetes Korporale, unterzuhalten oder unterhalten zu lassen.

Dieser Brauch gründet sich auf die Erfahrung, daß es bei Benützung des üblichen Kommuniontuches nicht möglich ist, etwa herabfallende Partikelchen wieder aufzufinden und vor dem zu Boden fallen zu bewahren. Es wird ja dann das Speistuch einfach über die Kommunionbank hinübergeworfen und so müssen notwendigerweise alle etwa vorhandenen Micae auf den Erdboden fallen. Anders, wenn nun noch ein eigenes Tellerchen, eine Palla, ein gefaltetes Korporale untergehalten wird. Es ist ganz gleich, ob der Messdiener mitgeht und dies tut oder, wie man es auch sehen kann, ob die Gläubigen selber das Weiterreichen besorgen, wobei am Ende der einen Seite der Priester Tasse oder Palla mitnimmt zur anderen Seite. Ist das Kommunionanteilen vorbei, so wird Tasse oder Palla zum Altare gebracht und wie eine Patene purifiziert. Die Palla klopft man am besten über dem Ciborium leicht ab, wobei die Partikelchen allesamt vor jedem Hinabfallen bewahrt bleiben. Es ist also diese Art eigentlich noch würdiger, da so auf die leicht abspalternden Partikelchen mehr Rücksicht genommen wird als beim Verwenden des Kommuniontuches allein. — Bestimmte Vorschriften über den einen oder den anderen Brauch gibt es nicht. Das sind gleichfalls wie so manches in der Liturgie örtliche Gewohnheitsachen. (Vgl. Th.-pr. Qu.-Schr. 1924, S. 321 f.)

Gurl.

P. Josef Löw C. Ss. R.

***VII. (Die Stellung des Suspendierten.)** Der Redaktion wurde die Frage vorgelegt, in welcher Rechtsstellung ein von seinem kirch-

lichen Obern suspendierter Mexiker nach kanonischem Rechte sich befinden.¹⁾

Bei Beantwortung dieser Frage muß zunächst hervorgehoben werden, daß die Suspension verschiedene Grade umfassen kann (vgl. can. 2279, § 2). Unter Suspension im allgemeinen versteht man die Entziehung des Rechtes zur Ausübung aller mit dem Amte, der Weihe oder dem Benefizium verbundenen Rechte. Durch die *suspensio a beneficio* wird zwar das Benefizium nicht entzogen, wohl aber das Recht auf die Früchte desselben. Das Wohnungsrecht im Benefizialgebäude wird dem Benefiziaten ausdrücklich gewahrt (can. 2280, § 1).

Verhängt werden kann die Suspension als Zensur auf Grund eines gerichtlichen Verfahrens nach vorausgehenden Mahnungen (Canon 2233, 2242, § 2), oder außergerichtlich, wenn das Delikt sicher vorliegt, in Form eines Befehles, der schriftlich oder vor zwei Zeugen und regelmäßig unter Angabe der Gründe ergeht (can. 1933, § 4, 2225). Gegen die richterlich verhängte Zensur gibt es eine Berufung an die nächst höhere Instanz; gegen die außergerichtlich auf Grund eines Befehles verhängte Zensur einen Rekurs an die zuständige römische Kongregation, regelmäßig Konzilskongregation (can. 1601). Jedoch haben Appellation und Rekurs keine aufschiebende Wirkung, d. h. der Zensurierte muß bis zur Entscheidung sich fügen.

Voraussetzung für die Zensurverhängung ist nicht bloß ein schweres äußeres Delikt, sondern auch ein fortgesetzter verbrecherischer Wille (*contumacia*). Die Zensur wird zur Beugung des verbrecherischen Willens verhängt. Fällt diese *contumacia* hinweg, so hat die Zensur ihre Pflicht erfüllt und ist aufzuheben. Jedoch entscheidet der Vorgesetzte, welcher die Zensur verhängt hat, über den Wegfall der *contumacia* (can. 2242). Im Widerstreit der Meinungen käme nur ein Rekurs des Zensurierten an die Konzilskongregation in Betracht (can. 1601). Hierbei wird zu beachten sein, ob nach Behebung der Zensur nicht Irregularitäten, besonders Infamie (can. 984, n. 5, 987, n. 7) die Wiederverwendung hindern.

Eine Suspension kann aber auch als vindikativstrafe verhängt werden. Vindikativstrafen sind solche, welche in erster Linie eine Sühne des geschehenen Unrechtes bezwecken. Sie sind also auch möglich, wenn die Besserung schon eingetreten ist (can. 2286). Derart kann vom kirchlichen Vorgesetzten eine dauernde, zeitliche oder von seinem Ermessen abhängige Suspension verhängt werden (can. 2298, n. 2). Die äußere Form ist wieder ein richterliches Urteil oder Befehl. Die Rechtsmittel sind dieselben wie bei der Zensurenverhängung; nur hat Appellation, bezw. Rekurs regelmäßig aufschiebende Wirkung (can. 2287).

Eine vorläufige Amtssuspension, die nicht den Charakter einer Strafe, sondern nur einer Vorsichtsmaßregel hat, kann verhängt werden, wenn eine Strafflage gegen einen Mexiker erhoben worden ist, bezw. die

¹⁾ Wir sehen also von der *ipso jure* eintretenden Suspension ab.

Begehung eines Delictes wahrscheinlich ist. Die Verfügung erfolgt ad scandalum evitandum (can. 2222, § 2).

Wie gestaltet sich die vermögensrechtliche Lage des Suspendierten? Eine Suspension von der Weihe- oder Jurisdiktionsgewalt beläßt überhaupt den Bezug etwaiger Benefizialfrüchte. Erfolgt auch eine *Suspensio a beneficio*, so wird auch das Bezugsrecht auf die Früchte des Benefiziums genommen, nicht aber das Recht auf andere Bezüge, wie Chordistributionen, Stolare, staatliche Kongruaergänzungen. Schwieriger ist die Lage des nichtbepfründeten suspendierten Klerikers. Zwar verliert er durch die Suspension an sich nicht seine Stellung; doch wenn die Suspension länger andauert, wird es doch zur Amts-enthebung kommen. Dem Unglücklichen bleibt dann nur sein Ordinationstitel, dessen Geltendmachung seine Sache ist. Verlust des Ordinationstitels tritt erst bei Deposition oder Degradation ein (can. 2303 f.). Doch wird dem wahrhaft bedürftigen deponierten Kleriker, nicht aber dem degradierten, eine Liebesgabe in Aussicht gestellt (can. 2303, § 2). Aber auch wenn es nicht zum Verlust des Ordinationstitels kommt, zeigt sich oft die Unzulänglichkeit desselben. Die staatlichen Tischtitel erweisen sich meist als zu gering. Zudem wird derselbe, so in Oesterreich, nur zugesichert für den Fall, daß der Priester ohne sein Verschulden dienst-unfähig geworden ist. Ist nicht eine Pensionierung möglich, so wird nur unter gewissen Voraussetzungen eine Alimentation gewährt.

Graz.

Prof. Dr. J. Haring.

VIII. (Die passive Eheassistentz.) Bei Mischehen spielte einst die passive Eheassistentz eine Rolle. Leisteten die Brautleute die bei Dispensation von der gemischten Religion geforderten Brautelen nicht, so konnten sie eine nach katholischem Kirchenrechte gültige Ehe erreichen, indem sie ohne Aufforderung vor ihrem zuständigen Pfarrer und zwei Zeugen die Ehe erklärten. Dies war um so leichter möglich, als nach dem Dekrete Tametsi ein positives Mitwirken des Pfarrers nicht notwendig war. Die Leistung dieser passiven Assistentz war ausdrücklich vom Apostolischen Stuhle gestattet worden in der Kölner Kirchenprovinz, in Bayern, Ungarn und in den einst zum Deutschen Bund gehörigen österreichischen Bistümern (Vinneborn, J., Grundriß des Ehegesetzes, 1922, 341 f.). Das Dekret *Ne temere* III, § 3 verlangt von den Trauungsfunktionären ein positives Mitwirken: *requirant excipiantque contrahentium consensum*. Die Cong. Conc. 27. Juli 1900 ad III (Hilling, Die Reformen Pius' X., I, 180) erklärte, daß dies auch für Mischehen gelte. Auf eine weitere Anfrage erklärte das S. Officium 21. Juni 1912 (Acta Ap. S. IV, 443 f.), daß in jenen Gegenden, aber auch nur in diesen, die Pfarrer Mischehen, bei welchen die kirchlichen Garantien nicht geleistet wurden, rein passiv assistieren dürften. Ergänzend fügte eine Entscheidung vom 2. August 1916 (Acta Ap. S. VIII, 316) hinzu, daß nur die Zugeständnisse in Betracht kämen, die vor Erlass des Dekretes *Ne temere* gemacht worden sind. Der Kodex übernahm in can. 1095, § 1, n. 3 den Text des Dekretes *Ne temere*: *requirant excipiantque contra-*

hentium consensum. Da nach can. 4 Indulte, welche physischen oder juristischen Personen erteilt und nicht widerrufen worden sind, weiterbestehen und nach can. 6, n. 2 Kanones, welche das alte Recht enthalten, nach Maßgabe früherer Erklärungen ausgelegt werden können, so lag es nahe, den Fortbestand der passiven Assistenz für bestimmte Gegenden zu lehren. Da wurde von Prag aus eine Anfrage an das S. Officium gestellt. Die Antwort vom 26. November 1919 (Archiv f. kath. Kirchenrecht 100, 1920, 28) lautete: consensum requirendum ad normam canonum 1102 et 1095. Contrariae S. Sedis praescriptiones atque contraria indulta per ipsum Codicem j. c. abrogata sunt. Von da schwinden die Verteidiger der weiteren Zulässigkeit der passiven Eheassistenz. Die Aufhebung derselben lehren u. a. direkt Vinneborn, Grundriß d. E. R. 1922, 342; Eichmann E., Kirchenrecht², 377.

Hierbei fällt besonders der Zusatz: indulta abrogata sunt ins Gewicht; denn beim Mangel desselben könnte man behaupten, die Antwort habe nur das allgemeine Recht im Auge. Andererseits ist es auffallend, daß diese Entscheidung niemals im kirchlichen Amtsblatt Acta Apostolicae Sedis veröffentlicht worden ist. Neuestens beginnen nun einige Autoren für den Weiterbestand der passiven Eheassistenz eine Lanze einzulegen. So Nikolaus Farrugia, De matrimonio, Taurini-Romae 1924, 397; Sägmüller, Lehrbuch⁴, 121 (letzterer wenigstens scheinbar).

In origineller Weise sucht Rado Rugej, Professor an der juristischen Fakultät in Laibach, die Frage unter Berufung auf Wernz-Vidal, V, S. 659 ff. zu lösen (Posebni odtisek a Zbornika znanstvenih razprav. V.): Nicht aufgehoben sei die Instruktion des Kardinals Lambruschini, welche für gewisse Gegenden die passive Assistenz gestattet. Wohl aber seien aufgehoben die Dispensationen des Heiligen Offiziums vom 21. Mai 1912 und 2. August 1916, wonach von dem requirere consensum dispensiert wurde. Die „passive“ Assistenz würde also darin bestehen, daß der Pfarrer außerhalb der Kirche ohne kirchlichen Ritus den Konsens veranlaßt und entgegennimmt. Die passive Assistenz würde in eine aktive außerhalb der Kirche und unter Ausschluß kirchlicher Zeremonien umgewandelt. Wenn man rein äußerlich den Wortlaut des Heiligen Offiziums vom 26. November 1919 betrachtet, so kann man diese Erklärung nicht als absolut unmöglich hinstellen. Ob sie aber der Auffassung des Heiligen Stuhles entspricht? Hier könnte nur eine authentische Erklärung, die gewiß auf Ansuchen des interessierten hochwürdigsten Episkopates erfolgen würde, Klarheit schaffen,

Graz.

Prof. Dr. J. Haring.

IX. (Stadttrat gegen Krankenhausseelsorge.) Der folgende Fall kann Klarheit in ähnlicher Lage schaffen. — In Selb (Bahn Hof—Eger) hatte auf Betreiben der freien Gewerkschaften der Stadttrat beschlossen: „Sofern im Krankenhaus Geistliche angestellt sind, wird die Stelle hiemit aufgehoben. Jrgend welche religiöse Beeinflussungen haben im städtischen Krankenhaus unter allen Umständen zu unterbleiben. Auf

Wunsch der Patienten nach einem Geistlichen soll dem entsprochen werden."

Der protestantische Geistliche beschwert sich über den Beschluß. Der Stadtrat antwortet, daß der Versuch der Geistlichen, die Patienten, die anderer Weltanschauung seien, religiös zu beeinflussen, eine Belästigung sei. Das Verbot verstoße nicht gegen die Reichsverfassung noch den Landesvertrag mit der evangelischen Kirche.

Der Verwaltungsgerichtshof hob aber das Verbot auf und erklärte: „Der Stadtrat hat wohl darüber zu wachen, daß Kranke nicht zur Teilnahme an religiösen Veranstaltungen gegen ihren Willen gezwungen werden. Daraus kann er sich aber nicht die Befugnis ableiten, Geistliche der anerkannten Religionen, die sich in den verfassungsmäßigen Grenzen halten, in der Ausübung ihrer seelsorglichen Rechte und Pflichten zu hindern. Zu diesen Pflichten gehört die religiöse Beeinflussung der Kirchenmitglieder. Sie ist erlaubte Religionsausübung und kann keiner Religionsgemeinschaft untersagt werden, wenn sie dabei nicht gegen das Gesetz verstößt. Der Stadtrat hat nur zu prüfen, ob nach Anzahl der Kranken und ihrer Religion ein Bedürfnis dafür besteht, daß eine Religionsgemeinschaft zur Vornahme religiöser Handlungen zugelassen wird. Wenn ja, so ist es seine Sache, Besuchszeiten, Ankündigungen von Gottesdienst mit dem betreffenden Geistlichen zu regeln und hiebei etwaigen Zwang zur Teilnahme der Kranken zu verhindern. Alle sonstigen Erwägungen haben auszuschneiden."

Wichtig ist die folgende Erklärung allgemeiner Art:

„Das Bedürfnis nach Gottesdienst und Seelsorge ist nicht nur dann vorhanden, wenn von einem Krankenhausinsassen das Verlangen nach geistlicher Hilfe ausgesprochen wird. Es besteht auch dann, wenn es vom Kranken nur gefühlt wird. Es ist christlicher Brauch, daß der Seelsorger einer Gemeinde sich nicht nur der Glieder annimmt, die seine Hilfe ausdrücklich verlangen, sondern sich um alle Gemeindemitglieder bemüht, die seiner Hilfe bedürfen. Die Insassen des Krankenhauses dürfen daher mit Recht seelsorgliche Hilfe und religiöse Erbauung im Krankenhaus auch dann erwarten, wenn sie nicht ausdrücklich das Verlangen darnach stellen."

Aus diesem Bescheid des Verwaltungsgerichtshofes mußte der Stadtrat den richtigen Begriff der Religions- und Gewissensfreiheit ableiten, der ihm bis dahin zu mangeln schien.

St. Augustin b. Siegburg (Rhld.). August Jos. Arand S. V. D.

X. (Das Kloster für entlassene Sträflinge.) Es braucht nicht erst gegründet werden, es ist schon da. Caritas nunquam excidit, sie versagt nie und nirgends.

Alle Jahre öffnen sich die Tore der Gefängnisse und Zuchthäuser, um jenen die Rückkehr in die Gesellschaft zu gestatten, die mit Schande gezeichnet sind. Diese Mädchen und Frauen sind durch ihre Strafe zur Pflicht und Ordnung zurückgebracht. Ein Seelsorger sagte: „Ich habe unter meinen Sträflingen Heilige."

Für gebesserte Sträflinge sorgten bisher die Frauen vom Guten Hirten, wenn sie um ihre Fürsorge angegangen wurden. Die Mädchen konnten aber keine eigentlichen Ordensschwestern werden, sondern blieben als Büsserinnen oder „Magdalenenschwestern“ im Kloster. Nun hatte in Frankreich, dem klassischen Lande frommer Stiftungen, bereits vor 50 Jahren der heiligmäßige Lateste O. P. die „Genossenschaft von Bethanien“ gegründet, worin die Unschuld und Buße vereinigt dasselbe Ziel erstreben, Heiligung durch die drei Gelübde. Die treue Martha und die sündige, aber reuige Magdalena wohnen im selben Hause, tragen dasselbe Kleid, haben dieselben Regeln.

Das erste Kloster dieser Art für Deutschland ist an der holländischen Grenze errichtet. P. Willigis O. P. brachte es zustande. Die Schwestern leben als eigentliche Dominikanerinnen nach der Regel der großen Ordensfamilie der Predigerbrüder. Neben dem Hauptzweck: Erhebung der Büssenden, hat die bischöflich gutgeheißene Genossenschaft als zweite Aufgabe die Werke der christlichen Fürsorge und sittlichen Besserung Gefährdeter in ihre Satzungen aufgenommen.

Für Anmeldungen oder Anfragen ist die Anschrift: Mutter Priorin des Klosters Bethanien, Post Kaldenkirchen, Rheinland.

St. Augustin b. Siegburg (Rhld.).

A. J. Arand S. V. D.

XI. (Der schönste Tag = Weißer Sonntag?) In einem kurzen Artikel dieser Zeitschrift 1926, Heft 3 (S. 613 bis 614), wird mit viel Temperament, fast mit einer gewissen Animosität die beliebte Bezeichnung des Tages der ersten heiligen Kommunion als „schönster Tag des Lebens“ angegriffen. Sie wird glattweg eine Unwahrheit genannt, ein „Schlager“, mit dem endlich einmal aufgeräumt werden müsse.

Dies scheint nun doch entschieden zu stark. Man braucht auf obige Bezeichnung nicht gerade zu schwören; man mag sie sogar in Zweifel ziehen: aber eine Benennung, die so viel Anklang gefunden und sich so eingebürgert hat, so schroff ablehnen und ihr jede Existenzberechtigung absprechen, geht doch sicherlich zu weit. Deshalb möge es mir gestattet sein, die Gründe, die für jenen traditionellen Ausdruck sprechen, mehr hervorzuführen und in besseres Licht zu setzen.

Ich will nun selbstverständlich keineswegs behaupten — wem würde so etwas einfallen? —, daß tatsächlich für jedes Erstkommunionkind dieser Tag der schönste seines Lebens ist, zumal heutzutage, wo die Vorbedingungen für eine dem Kindesalter entsprechende volle Erfassung dieses Tages für die meisten so ungünstig liegen. Aber das ist dann nicht die Schuld dieses Tages, sondern allein die Schuld der mangelhaft vorbereiteten Kindesseele.

Nein, was ich allein behaupten will und was man auch bisher allein behauptet hat, nicht als feststehende Lehrmeinung, sondern nur als gut begründete Ansicht, ist dies: Unter normalen Umständen, d. h. bei einer guten entfernten und näheren Vorbereitung des Kindes und einer guten Leitung desselben seitens seiner berufenen Führer am Kommuniontage selbst, ist dieser Tag der ersten heiligen Kommunion seiner

Natur nach, d. h. von einzelnen Ausnahmefällen abgesehen, der schönste Tag des Lebens; er könnte und sollte es sein für alle und ist es in der That für viele.

I. Ich könnte nun zunächst anführen, daß es schon für den Unbetheiligten, den Zuschauer kaum eine Szene geben dürfte, wo sich ihm die Schönheit einer anderen Welt so überwältigend aufdrängt, wie bei einer Erstkommunionfeier. Der Anblick dieser Kinder, die in festlichem Kleide, aber schöner im Gewande der Unschuld feierlich langsam dem Altar zuschreiten, um da zum ersten Male demütig und doch kindlich vertrauend ihren Gott in ihr Herz aufzunehmen; oder die nach dem Empfang der heiligen Hostie eingezogen und mit verklärten Zügen sich an ihren Platz zurückbegeben; oder nach der Feier der Anblick eines solchen Kommunionkinde, das noch ganz geheiligt ist durch die Gottesnähe und dem nicht nur Heilandsfriede und Heilandsfreude, sondern gewissermaßen der Heiland selbst aus dem reinen Auge leuchtet: Dieser Anblick, sage ich, hat etwas ungemein Rührendes, ja Bezauberndes an sich, und jeder sagt sich: O, wie schön! Es mag da wohl feierlichere Szenen geben, wo mehr Prunk entfaltet und mehr Bewunderung geweckt wird, wie z. B. eine Primiz; aber ein entzückenderes, lieblicheres Bild als ein Kind zum ersten Male innig vereint mit seinem Gott, das, glaube ich, gibt es nicht. Es vereinigt sich eben hier harmonisch das Schönste, was der Himmel bietet: Gott in einer unendlich rührenden Herablassung, mit dem Schönsten, was die Erde aufweist: nämlich Kindlichkeit und Unschuld und Hingabe. Diese äußere Schönheit aber kann nur der Abglanz dessen sein, was sich in der Seele des Kindes selbst abspielt. Nicht nur für den Zuschauer ist es der schönste Tag, sondern dem Kinde selbst kann ich sagen: Kind, freue dich! Dies ist dein schönster Tag.

II. a) Es ist zunächst sein schönster Tag, weil es sein größter Tag ist; ein Tag, mit dem an Größe kein anderer in Wettbewerb treten kann; ein Tag, an dem es das denkbar höchste Geschenk empfängt. Ein solcher Tag ist aber naturgemäß der schönste. Was es an diesem Tage empfängt, ist Gott; was es an anderen Tagen, auch den größten, empfängt, ist immer nur etwas Geschaffenes oder, wenn Gott, dann doch Gott nicht in dieser Weise. Wohl werden für das Kind noch viele andere Tage derselben Art kommen; aber es würde nicht Mensch sein, wenn nicht gerade der erste Tag einer solchen unsaßbaren Gunst einen ganz besonderen Eindruck bei ihm hervorrufen würde; und wo finden die übrigen Kommunionstage eine solche Vorbereitung, die doch auch zur Wirkung des Tages beiträgt; und zudem enthält der erste Tag alle folgenden wie im Reime; denn mit diesem ersten Male gibt sich Gott für immer. Also ist dieser erste Tag, der übrigens von einigem äußeren Gepränge umgeben sein soll und umgeben ist, welches günstig auf das Herz der Kinder einwirkt und der geistlichen Freude nicht hinderlich zu sein braucht, naturgemäß der größte und mithin der schönste Tag.

b) Dazu kommt aber ein Zweites. Bei der heiligen Kommunion kommt Gott nicht irgendwie in die Seele, sondern es kommt Jesus,

als Gott und Mensch, und zwar in erster Linie als Mensch, und dies, so viel von ihm abhängt, in der zärtlichsten persönlichen Mitteilung an die Seele, als Seelenfreund, ja als sponsus animae. So möchte er sich gern jeder Seele schenken, und zwar, wenn sie und soweit sie auf seine Absichten eingeht, schon gleich bei der ersten Zusammenkunft. Wird er da nicht alles aufbieten, um der Seele, soweit sie vorbereitet ist, an diesem ersten Tage seine Schätze zu zeigen und sie durch seine Tröstungen an sich zu ziehen? Wird er, der göttliche Kinderfreund, bei diesem seinem ersten Besuche nicht gerade dem Kinde seine Geschenke mitbringen, dem Kinde, das ja noch so wenig an feste Speise gewöhnt ist, sondern gar sehr der Süßigkeiten bedarf? Wird er da wohl kargen, auch mit seiner Freude, wenn er sieht, daß das Kind sich redlich bemüht hat, ihm einen angenehmen Empfang zu bereiten? Ich glaube nicht. Gewiß bindet er sich in seinen Tröstungen an keine Zeit; aber so ganz ohne Wahl handelt er nicht, und da ist, wie wir sehen, der Tag der ersten heiligen Kommunion wie kein anderer der angewiesene Tag.

c) Nehmen wir dazu noch das Herz des Kindes. Wie ist dieses Herz, wenn Elternhaus und Schule und Seelsorger da zusammengewirkt haben, gut vorbereitet, trotz aller Kindesfehler, die selbst in den letzten Augenblicken noch vorkommen können! Wenn das Kind auch vielleicht nicht mehr ganz unschuldig ist, eine relativ große Unschuld bringen doch auch heute noch viele Kinder mit; und welche Mühe hat sich so ein Kind nicht oft gegeben, um für seinen hohen Gast und lieben Freund ein reines Herz zu schaffen! Und dann welche Hingabe nach dem Empfang! Das Kindesherz sieht keine Schwierigkeiten, ist zudem von Natur aus edelmütig und großmütig und schenkt sich darum ganz und ohne Vorbehalt. Wie muß da der Heiland bei seinem ersten Besuche ein solches Herz an sich ziehen! Und welches schöne Zwiegespräch dann zwischen diesen beiden Freunden, nicht bloß in den ersten Augenblicken nach dem Empfang, sondern auch noch in den Nachmittags-, ja selbst Abendstunden, wenn dafür gesorgt wird, wie es vielfach geschieht, daß auch da das Kind wieder zum Heiland in die Kirche geführt wird oder, was noch weit besser ist, wenn es aus eigenem Antrieb ihn daselbst wieder aufsucht, um ihm Gesellschaft zu leisten!

Diese drei Momente vereint: Gott, Jesus als Freund, das Kind, geben dem Tag der ersten heiligen Kommunion eine Weihe und damit eine Schönheit, die kein anderer Tag aufweisen kann. Man wird mir vielleicht einwenden: eine erste heilige Kommunion wie die oben geschilderte sei ein Ideal und keine Wirklichkeit. Ein Ideal? Mag sein; aber auch das Ideal kann mehr oder weniger Wirklichkeit werden. Und daß dies bei manchem Kommunionkinde zutrifft, will ich gerne glauben.

III. Doch sehen wir ferner einmal zu, welche anderen Tage, nach Ansicht des eingangs erwähnten Verfassers, mit dem Tage der ersten heiligen Kommunion in ernstem Wettbewerb treten könnten oder ihn gar an Schönheit überbieten. Es werden erwähnt: der Tag der Priesterweihe, der ersten heiligen Messe, der Tag einer echt christlichen Hochzeit

nach reiner Brautzeit, der Tag der Aufnahme in den Orden, der Tag der ewigen Gelübde, der Tag einer gründlichen Befehrung, guter Exerzitien, der Tag eines guten Todes und endlich der ewige Tag im Himmel: „Dort erst ist der schönste Tag erreicht.“

Gehen wir diese Tage etwas näher durch, ohne uns des Raumes wegen bei den einzelnen zu lange aufzuhalten.

1. Wie mir scheint, könnten der Tag der Priesterweihe und der ersten heiligen Messe, die ich, um die Schwierigkeit noch zu verstärken, und weil sie innig verbunden sind, als einen Tag betrachten will, wie auch der Tag der Aufnahme in den Orden oder der Tag der ewigen Gelübde wohl am ersten in Betracht kommen; denn die bringen gewiß hohe Güter.

Aber wer sieht zunächst nicht, daß diese Tage für die Allgemeinheit ganz ausscheiden, da auf hundert Erstkommunikanten oft nicht ein einziges Kind, sei es zum Priestertum, sei es zum Ordensstand gelangt? Und selbst diese Güter, so hoch und schön sie sein mögen, sind doch immer nur geschaffene Güter und stehen hinter dem Schöpfer weit zurück. Auch sind es nicht lauter Geschenke, die nur Schönheit und Freude enthalten, sondern sie enthalten, wie dies bei den Gelübden der Fall ist, große Verpflichtungen, oder, wie das Priestertum, eine heilige Furcht einflößende hohe Würde, ähnlich wie es im Evangelium vom Heiland heißt: „Die Scharen aber fürchteten sich und priesen Gott, der den Menschen eine solche Gewalt verliehen hatte.“ Damit ist aber der Begriff einer lieblichen, entzückenden Schönheit, wie wir ihn mit dem Tage der ersten heiligen Kommunion verbinden, schon hinfällig. Zudem ist es wahrscheinlich, daß Gott seinem Auserwählten, den er zu einem dieser beiden hohen Güter und zu seiner größeren Vertraulichkeit berufen hat, auch schon bei dessen erster heiliger Kommunion größere Gnaden verleiht und ihm diesen Tag besonders schön gestaltet — dessen Mitwirkung natürlich immer vorausgesetzt —; denn er wird für ihn nicht erst später ein Auserwählter, sondern er ist es schon jetzt. — Alles dies aber sind Gründe, welche dem Erstkommuniontag vor den erwähnten Tagen den Ehrenplatz sichern.

2. Wer nicht zum Priestertum gelangt oder nicht in den Orden eintritt, wird meist in den Ehestand treten. Und da soll „der Tag einer echt christlichen Hochzeit nach reiner Brautzeit“ mit dem Erstkommuniontag „in ernstem Wettbewerb treten können“.

Nun, ein solcher Hochzeitstag hoch in Ehren; wie aber dieser Tag einer rein natürlichen, ja zum Teil sinnlichen, wenn auch erlaubt sinnlichen, und zudem durch das Sakrament der Ehe verklärten Freude mit der übernatürlichen Schönheit und Freude des Erstkommuniontages, wo Christus sich der Seele als sponsus animae anbietet, auf eine Stufe gestellt werden kann, will mir nicht recht in den Sinn.

3. Bleiben nun von den genannten Tagen noch übrig: „der Tag einer gründlichen Befehrung und der Tag guter Exerzitien“. Zunächst ist das meist nicht ein Tag, sondern verschiedene Tage. Was ihnen aber

durchaus den Charakter eigentlicher Schönheit nimmt, das ist der Ernst der Reue, der bei ihnen den Grundton abgibt oder sie jedenfalls wesentlich begleitet. So können sie zwar sehr heilsame Tage sein, aber schöne Tage, bezaubernde Tage, oder gar schönste Tage im eigentlichen Sinne sind es nicht. — Und dann der Sterbetag? Wer wird diesen Tag im Ernst den Menschen als schönsten Tag des Lebens bezeichnen wollen? Gewiß schließt er in sich die Hoffnung auf die Nähe des Endzieles. Aber bei wie vielen ist diese Hoffnung so lebendig, daß sie ein wirkliches Glück ausmacht? Und nimm dazu den elenden leiblichen Zustand des Sterbenden, der ihm oft nicht erlaubt einen richtigen Gedanken zu fassen; die Furcht vor dem Tode bei allen; die Furcht vor dem Gerichte, auch oft bei den Besten; dazu das Fegfeuer, das noch immer, vielleicht für lange, die Seele von dem Himmel trennt: ich glaube, man wird diesen Tag nicht gut als den „schönsten“ des Lebens bezeichnen können, auch „wenn der Mensch nicht, wie Napoleon, abwärts gesunken ist“. — Daß aber „im Himmel selbst erst der schönste Tag erreicht ist“, geben wir alle gerne zu; doch gehört dieser Tag nicht mehr zu diesem Leben und ist auch nicht ein Tag.

So wären wir denn am Ende mit unserer Untersuchung; sie hat sich wider Erwarten etwas lang ausgesponnen. Aber, ich glaube, das Ziel ist erreicht, nämlich: es ist zur Genüge dargetan, daß dieser Ausdruck „schönster Tag des Lebens“ vom Tage der ersten heiligen Kommunion mit voller Berechtigung gebraucht werden kann. Damit ist nun keineswegs gesagt — wie der Verfasser allerdings anzunehmen scheint —, daß das Kind nun an diesem Tage auch den Höhepunkt in seinem übernatürlichen Streben erlangt haben müsse und daß, wenn dieser Tag der schönste sei, es dann nur noch abwärts gehen könne. Nein, gewiß nicht; schönster Tag und an innerem Werte vollkommenster Tag sind zwei ganz verschiedene Sachen, wie jeder sieht. Gewiß soll das Kind auch von diesem Tage an, und von da an erst recht, innerlich wachsen, wachsen besonders durch jede erneute heilige Kommunion, das ganze Leben hindurch, bis es den ihm zugewiesenen Höhepunkt, den vollen Tag erreicht hat. „Justorum semita quasi lux splendens; procedit et crescit usque ad perfectam diem“ (Prov. 4, 18). Das Licht des Gerechten wächst bis zum vollen Tag, aber nicht bis zum schönsten Tag, es sei denn der „Tag“ der Ewigkeit.

Nachen.

P. Aug. Neu S. J.

XII. (Ein Jubiläum im Verlag Josef Köfel und Friedrich Pustet N.-G., München.) Als im 18. Jahrhundert der Buchbinder Anton Pustet sich in Hals bei Passau niederließ, hätte niemand vermuten können, daß einmal aus so kleinen Anfängen die weltberühmte Firma Pustet hervorstübe. Leicht war der Weg nicht. Am 31. März 1821 erhielt Friedrich, Anton Pustets Sohn, vom König die endgültige Bestätigung seiner Buchhandlung. Durch Errichtung einer eigenen Druckerei gab er dann seinem Geschäft eine wichtige Erweiterung. Seine ganze Spannkraft richtete er auf die Entwicklung des Buchhandels und des

Buchverlages. Im Jahre 1826 verließ er jedoch Passau, um sich nach Regensburg zu begeben. Hier legte er den Grund zu dem Regensburger Haus, das demnach heute auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblicken kann.

Das Verlagsgeschäft nahm rasch einen ungeahnten Aufschwung. Vor allem war der Uebergang von theologisch-katechetischer Literatur zur liturgischen von einschneidender Bedeutung. Hierdurch erlangte die Firma ihren Weltruf.

Mit immer neuem Bemühen und neuem Erfolge führte Friedrich Pustet sein Werk weiter. Sein Sohn Friedrich (II.) setzte es in würdiger Weise fort. Im Jahre 1858 wurde er durch Papst Pius IX. zum Typographus Apostolicus ernannt. Eine weitere Errungenschaft für die Firma bedeutet das für 30 Jahre geltende Privileg für den Druck von Choralbüchern. Ueberdies erhielt der Chef den Titel eines Typographus Sacrorum Rituum Congregationis. Auf allen Ausstellungen — Paris, Rom, Wien, München, Chicago u. s. w. — wurden der Firma Preise zuteil.

Blieb auch die Liturgie der hauptsächlichste Literaturzweig des Pustetschen Verlages, so pflegte er doch auch die übrigen Gebiete der Theologie: Ästhetik, Hagiographie, Moral- und Pastoraltheologie, Katechetik, Dogmatik, Homiletik, biblische Wissenschaft und Kirchengeschichte. Ebenso nahm er pädagogische und volksbildende Schriften auf, wie auch gute Belletristik. So bilden z. B. die bunten, beliebten Hauschachbücher einen wertvollen Beitrag zur gesunden Volksliteratur. Eine erfreuliche Tat war die 1874 erfolgte Gründung des „Deutschen Hauschach“, der später mit der Zeitschrift „Sonntag ist's“ vereinigt wurde und unter der Leitung von Dr. A. Heilmann einen schönen Aufstieg nahm. Ein ebenso begrüßenswertes Unternehmen bedeutete die Herausgabe des „Regensburger Marienkalender“.

Unter Friedrich (III.) Pustet wurde der Verlag immer weiter ausgebaut. Im Jahre 1920 vollzog er die Fusion mit dem Verlag Josef Kösel, Kempten.

Es ist interessant, in diesem Zusammenhang auf den 333 Jahre zurückliegenden Ursprung des Hauses Kösel hinzuweisen. Es führt auf die fürstbischöfliche Druckerei vom Jahre 1593 zurück, die durch ihre liturgischen Drucke sich gleichfalls Ruhm erwarb. Durch Säkularisierung gingen Verlag und Druckerei im Jahre 1805 an den staatlich bestellten Geschäftsführer Josef Kösel über. 1838 übernahm die Familie Huber die Firma. Zu ihren ersten glanzvollen Taten gehört die Herausgabe der „Bibliothek der Kirchenväter“. Weltruhm erlangte sie durch die Schriften des naturheilkundigen Pfarrers Aneipp. Im Jahre 1908 wurde die von Karl Muth gegründete Zeitschrift „Hochland“ übernommen, die eine neue Periode im geistigen Leben des katholischen Deutschlands bedeutet. Dieser verlegerischen Tat schlossen sich weitere hervorragende Unternehmungen an. Es sei nur auf die wichtigsten hingewiesen: die Sammlung Kösel — Philosophische Handbibliothek — Münchener Studien zur historischen Theologie — Religionspädagogische Zeitfragen. Auch das

belletristische Gebiet wurde auf hohem künstlerischen Niveau gehalten durch Namen wie Enrica von Handel-Mazzetti, Peter Dörfler, Franz Herwig, Leo Weismantel, Juliana von Stockhausen, Ilse von Stach, Ludwig Mathar, Hans Roselieb u. a. "

Durch die Anfang 1925 erfolgte Zentralisierung in München erfuhr der Verlag eine noch größere Vereinheitlichung. Die bewährten Uebersetzungen und Ziele wurden gewahrt, aber zugleich den Ansprüchen der Gegenwart in großzügiger Weise Rechnung getragen. So ist seit dem Zusammenschluß die „Philosophische Handbibliothek“ auf zehn Bände angewachsen. Von der Sammlung Kösel liegen bereits 104 Bände vor. Die belletristische Literatur wurde um wertvolle Neuerscheinungen bereichert. Eine glückliche Hand bewies der Verlag auch bei der Wahl fremdländischer Werke in deutscher Uebersetzung. Die Hauschabzbücherei, ebenso wie die jüngere Sammlung „Das Tor“ sind wesentlich vermehrt worden. Auch der Jugend sucht man vom Guten das Beste zu widmen.

Die Lehrmittelabteilung des Verlages hat eine Reihe hervorragender pädagogischer Werke veröffentlicht. Insbesondere bringt sie Bücher für den katholischen Religionsunterricht, wie die Schulbibel von Dr Buchberger und den deutschen Einheitskatechismus.

Zum Schluß sei noch auf die Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum des Verlages Friedrich Pustet, Regensburg, „Liturgische Drucke und Liturgische Drucker“ von Dr Hans Bohatta hingewiesen. Sie gibt neben einer biographischen Würdigung des Verlages eine interessante Darstellung von der Entwicklung der liturgischen Buchdruckerkunst und zeichnet sich durch vornehme Ausstattung, sorgfältigen Druck mit schönen Initialen und durch eine Fülle hervorragender Bildtafeln aus. Gleichzeitig hat der Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet, München, einen Jubiläums-Almanach herausgegeben, der neben einem historischen Ueberblick von Prof. Dr Ph. Funk Gedrucktes und Ungedrucktes aus der literarischen Produktion des Verlages bringt.

XIII. (Bitte an die Leser.) Die Leser der Quartalschrift werden gebeten, Kreuzreliquien (des In- und Auslandes), die ihnen bekannt, nach Größe, Form (ob ein- oder zweiarbig) und Fassung dem Gefertigten namhaft zu machen.

Heiligentrenz im Wienerwald.

P. Tezelin Halusa.

XIV. (Das katholische Kinderheim in Garsten bei Steyr), Oberösterreich, wo der katholische Glaube der Jugend durch Sozialdemokraten, Freidenker, Kinderfreunde und Kommunisten äußerst gefährdet ist, wurde am 17. Jänner 1926 durch Seine Erzellenz den österreichischen Bundeskanzler Prälat Dr Ignaz Seipel eingeweiht und eröffnet. Es ist mit einem Kostenaufwande von 120.000 S erbaut. Es enthält einen Kindergarten für 100 Kleinkinder im Alter von drei bis sechs Jahren, einen Schülerhort (Knabenhort und Mädchenhort) für 150 schulpflichtige Kinder, eine Nähsschule für schulentwachsene Mädchen, eine Suppenanstalt für arme Kinder und eine Mutterberatungsstelle. — Bei der drückenden Schuldenlast von 57.432 Schillingen und

einer derzeitigen jährlichen Zinsenlast von 6000 Schillingen werden milde Gaben höflichst und eindringlichst erbeten an das katholische Pfarramt in Garsten bei Steyr, Oberösterreich (Austria).

Erlässe des Apostolischen Stuhles.

Zusammengestellt von Dr W. Grosam, Professor der Pastoraltheologie in Linz.

(Messefeier in Aufbahrungsräumen.) Spanische Bischöfe haben der Sakramentenkongregation die Frage vorgelegt, ob der Ordinarius kraft des can. 822, § 4 ohne spezielles päpstliches Indult gestatten könne, daß in einem Trauerhause, wo ein Verstorbener aufgebahrt ist, eine oder mehrere heilige Messen im Aufbahrungsraume, praesente cadavere, gefeiert werden, wenn die Angehörigen darum bitten. Die S. C. de Sacramentis beschäftigte sich in zwei Sitzungen, am 18. Dezember 1925 und nochmals am 30. April 1926, mit dieser Frage. Dieselbe wurde anders formuliert und endlich entschieden wie folgt:

1. Kraft des can. 822, § 1 kann der Ordinarius die Zelebration der heiligen Messe in Trauergemächern, wo ein Verstorbener aufgebahrt liegt, nicht gestatten, wofern nicht ein außergewöhnlicher Fall und zugleich ein gerechter und vernünftiger Grund gegeben ist; und auch da nur, wenn die Aufbahrung in entsprechend würdiger Weise geschieht und im betreffenden Raume nichts vorkommt, was mit der Heiligkeit des Messopfers unvereinbarlich ist.

2. Dieser „außergewöhnliche Fall“ und zugleich der „gerechte und vernünftige Grund“ ist gegeben beim Hinscheiden eines Residenzbischofs oder Ordinarius loci: einer Person aus der fürstlichen Familie; oder sonst einer Persönlichkeit, die ausgezeichnet ist durch Verdienste und Wohltaten gegen die Kirche oder den Staat, oder durch sehr freigebige reiche Wohltaten für Arme und Notleidende; oder die schon ein bezügliches päpstliches Indult erlangt hat; immer vorausgesetzt, daß die Requien nach Vorschrift in der Kirche gehalten werden.

Dann kann der Ordinarius gestatten, daß im Bahrgemache die eine oder andere heilige Messe gelesen werde, aber nicht mehr als drei. Das (weitergehende) Indult der Ritenkongregation vom 29. April 1894 (Deer. auth. n. 3822) ist aufgehoben, entgegenstehende Verfügungen, welcher Art immer, kommen nicht in Betracht, nach ausdrücklicher Rücksprache mit dem Heiligen Vater, der die Entscheidung in der Audienz am 3. Mai 1926 bestätigte.

Dem Dekrete ist in den A. A. S. ein Auszug aus den Gutachten der Konsultoren beigegeben. Diese Ausführungen sind für die Auslegung des can. 822, § 4 sehr interessant und in den Anträgen viel rigoröser, als die endgültige Entscheidung der Sakramentenkongregation. Selbstverständlich stellen diese gutachtlichen Äußerungen der Konsultoren trotz ihrer Veröffentlichung in A. A. S. keine autoritative Stellungnahme des

Heiligen Stuhles oder der Sakramentenkongregation dar. Die Konsultorenanträge sind vielmehr nur teilweise und mit wesentlichen Milderungen durchgedrungen. Die endgültige Entscheidung der S. C. hält sich streng auf dem Boden des can. 822, § 1, wonach der Ordinarius die Feier der heiligen Messe außerhalb der Kirche oder des Oratoriums allerdings im einzelnen Falle gestatten kann, aber nur, wenn dieser Fall mit seinen Umständen ein „außergewöhnlicher“ ist und zudem „gerechte und vernünftige Gründe“ dafür sprechen. Es muß nicht eine „moralische Notwendigkeit“ sein, wie das Votum der Konsultoren wollte. Oder liegt etwa eine „moralische Notwendigkeit“ vor, daß im Aufbahrungsraume der in Punkt 2 der Entscheidung ausdrücklich bezeichneten Verstorbenen zelebriert werde? Aber dem Bestreben, die heiligen Kult-handlungen immer häufiger und schließlich regelmäßig von der geweihten Kultstätte in profane und private Räume hinauszutragen, wie es in den Haustaufen, Haustrauungen, Messen in Privathäusern u. s. w. versucht wird, dieser „Laisierung der heiligen Zeremonien“ steht die oberste kirchliche Stelle ablehnend gegenüber. (A. A. S. XVIII, 388 ss.)

(Authentische Auslegungen zum Cod. jur. can.) Unter dem 25. Juli 1926 veröffentlichte die päpstliche Kommission zur Auslegung des neuen kirchlichen Gesetzbuches fünf Antworten auf vorliegende Zweifel. Die Entscheidungen besagen:

Zu can. 419, § 1: Zu der hier vorgesehenen Stellvertretung im Chordienst im Einzelfalle bedarf es keiner Erlaubnis oder Genehmigung, weder des Heiligen Stuhles, noch des Ordinarius, noch des Kapitels.

Zu can. 505: Der Wechsel der Oberen im Sinne dieses Kanons ist auch verpflichtend für die ordensähnlichen Genossenschaften, von denen die Kanones 673 bis 681 handeln, und für solche Häuser dieser Genossenschaften, die nicht der Genossenschaft gehören, sondern Auswärtigen, und in denen nur etliche Sodalen Dienste leisten, z. B. Seminarien, Schulen, Krankenhäuser.

Zu can. 1406, § 1, n. 9: Zur Ablegung des Glaubensbekenntnisses sind auch die Oberen in ordensähnlichen Genossenschaften von Mönchen ohne Gelübde, von denen die Kanones 673 bis 681 handeln, verpflichtet.

Zu can. 1425, § 2: In Pfarren, die pleno jure einem Ordenshause inkorporiert sind, steht dem Ortsordinarius, unbeschadet der in den Kanones 630, § 4 und 1550 normierten Befugnis der Ordensoberen, das Recht zu, Rechenschaftslegung über die Verwaltung der an der Pfarrei bestehenden Stiftungen und Legate im Sinne der Kanones 631, § 3; 535, § 3, n. 2; 533, § 1, nn. 3, 4 zu verlangen.

Zu can. 2334, n. 2: Die hier ausgesprochene Exkommunikation latae sententiae tritt nur dann ein, wenn der Meßkurs an die laicale Gewalt tatsächlich zur Behinderung der kirchlichen Jurisdiktionsausübung geführt hat; doch kann schon der Versuch dieses Delictes nach can. 2235 mit Strafen ferendae sententiae geahndet werden.

(A. A. S. XVIII, 393 s.)

(Ueber die Pflege der Katechetik in den Seminarien.) Ein längeres Schreiben des Präfekten der S. C. de Seminariis et de Studiorum Universitatibus vom 8. September 1926 legt den Bischöfen die Pflege der Katechetik in den Priesterseminarien dringend ans Herz. Der Vorschrift des can. 1365, § 3 entsprechend, sollen die Lehrer der Pastoralwissenschaft in den Seminarien verhalten werden, den Mönchen in theoretischen

Vorlesungen und praktischen Übungen eine gründliche Einführung in die katechetische Methode zu bieten. „Cum rudium praesertim et imperitorum institutio de rebus altissimis, sermone ad eorum captum accomodato, res sit perdifficilis aequae ac pernecessaria, ideo ad tantum opus diuturna ac prorsus diligens adhibenda est praeparatio.“ In den deutschen und österreichischen Seminarien ist es vielfach schon seit Jahren zur Errichtung eigener Lehrstühle für die Katechetik gekommen und umfaßt der theoretisch-praktische Unterricht in der Katechetik zwei oder mehr Semester. Das entspricht also auch den Intentionen des Heiligen Stuhles.

(A. A. S. XVIII, 453 ss.)

(Uebertritt einer Klosterfrau in ein anderes Kloster ihres Ordens.)

In Frankreich und Belgien sind die Nonnenklöster, welche nach den Konstitutionen feierliche Gelübde haben sollten, durch Sonderverfügungen des Apostolischen Stuhles aber nur einfache Profess ablegen, in dem seit mehr als einem Jahrhundert bestehenden Abhängigkeitsverhältnisse von den Bischöfen belassen worden (Dekret der Religiosenkongregation vom 13. Mai 1919; A. A. S. XI, 240, vgl. diese Zeitschrift 1919, S. 479). Auf Anfragen erklärte jedoch die S. C. de Religiosis am 26. Juni 1926: Wenn eine solche Klosterfrau mit einfacher Profess von ihrem Kloster in ein anderes desselben Ordens übertreten will, genügt nicht die Zustimmung des Ordinarius oder der Ordinarien dieser Klöster, sondern muß gemäß can. 632 die Erlaubnis des Apostolischen Stuhles erwirkt werden; und zwar auch für nur zeitweiligen Uebertritt, wenn eine solche Klosterfrau in dem neuen Kloster, in dem sie Aufenthalt nehmen will, die Rechte und Befugnisse einer Professschwester genießen will. Der Papst hat die Entscheidung am 9. November 1926 bestätigt.

(A. A. S. XVIII, 490 s.)

Bewilligungen und Entscheidungen in Sachen der Ablässe.

Mitgeteilt von Pet. Al. Steinen S. J., Aachen, Rurbrunnenstraße 42.

1. Vergünstigungen während des Jubiläums zu Ehren des heiligen Franziskus (vom 2. August 1926 bis zum 4. Oktober 1927). Für alle Kirchen und öffentlichen Kapellen des 1., 2. und 3. religiösen Ordens der gesamten Franziskanischen Ordensfamilie, sowie auch für alle Heiligtümer, in denen der 3. weltliche Orden errichtet ist, gelten während dieses Jubiläums folgende Vergünstigungen:

I. Am 4. eines jeden Monates darf eine feierliche Messe des heiligen Franziskus von Assisi als Motivmesse pro re gravi gelesen werden. Dabei sind die Rubriken, die für die feierliche Motivmesse pro re gravi vorgeschrieben sind, zu beobachten.

II. Wird in diesen Kirchen u. s. w. ein Triduum oder eine andere, ähnliche Feier zu Ehren des Heiligen abgehalten, dann darf in den oben

erwähnten Kirchen und öffentlichen Kapellen jeder Priester die Festmesse des Heiligen als Votivmesse *tamquam pro re gravi* lesen.

III. Während dieser Triduen u. s. w. sind in diesen Heiligtümern alle Altäre privilegiert.

IV. Zur Zeit der Triduen u. s. w. kann der Ordinarius loci selbst oder durch einen Delegierten allen anwesenden Gläubigen den päpstlichen Segen mit vollkommenem Ablasse spenden. Bedingungen zu dessen Gewinnung sind: Beichte, Kommunion, Gebet nach der Meinung des Heiligen Vaters und Empfang des Segens.

V. Alle Priester, die solchen Heiligtümern zugeschrieben sind, haben folgende Vollmachten während ebender selben Tage:

a) Durch ein einfaches Kreuzzeichen können sie Rosenkränze, Kreuze, Kreuzifixe, kleine metallene Statuen und Medaillen segnen und diesen die päpstlichen Ablässe verleihen (außerhalb Roms).

b) Diese Segnung dürfen die genannten Priester nur privatim ausüben. Halten sie dagegen während des Adventes, der Fastenzeit, geistlicher Übungen und heiliger Missionen Predigten, dann dürfen sie diese Segnungen auch öffentlich vornehmen.

c) Die Brigitten- und Kreuzherrenablässe können sie mit einem Kreuzzeichen Rosenkränzen mitteilen, die Kreuzherrenablässe jedoch nur den eigentlichen Rosenkränzen (*Acta FF. M. 1926, p. 189 sq.*).

2. Gebet zu Unserer Lieben Frau vom Troste. O Maria, unbefleckt Empfangene, liebe Mutter und Trösterin, voll des innigsten Vertrauens nehme ich meine Zuflucht zu deinem liebevollsten Herzen. Du sollst der teuerste Gegenstand meiner Liebe und Verehrung sein. Zu dir, der Auspenderin der himmlischen Gnadenschätze, werde ich jederzeit meine Zuflucht nehmen, in meinem Leiden, um den Herzensfrieden zu erlangen, in meinen Zweifeln, um das Licht zu erhalten, in meinen Gefahren, um geschützt zu werden, in meinen Nöten, um deiner Hilfe teilhaftig zu werden.

Sei meine Zuflucht, meine Stärke, mein Trost, o Maria, du Trösterin. In der Stunde meines Todes nimm, wenn ich darum bitten darf, auf die letzten Seufzer meines Herzens, erlange mir eine Stelle an himmlischem Orte, wo alle Herzen vereint auf ewig preisen das anbetungswürdige Herz Jesu zugleich mit deinem liebevollen Herzen, o Maria, die du seine Mutter bist.

Trösterin der Betrübten, bitte für uns, die wir unsere Zuflucht zu dir nehmen.

300 Tage, jedesmal. Vollkommener Ablass jeden Monat einmal, wenn man das Gebet einen Monat lang jeden Tag verrichtet hat, unter den bekannten Bedingungen (Venedikt XV., 15. Jänner 1921).

3. Gebet des kleinen Kreuzfahrers zum heiligen Herzen Jesu. (Nach der heiligen Kommunion.) O Jesu, der du während deines sterblichen Lebens die Kinder so sehr geliebt hast, und sie im Paradiese den Engeln und Heiligen zugesellest, ich nehme mir vor, gut, gehorsam, demütig und rein zu sein, um deinem Herzen Freude zu machen als

wahrer Kreuzfahrer des Gebetes und des heiligen Altarsakramentes.

In dieser Meinung opfere ich dir jeden Morgen den ganzen Tag auf, und empfangе häufig die heilige Kommunion. Zu diesem Zwecke weihe ich mich jetzt ganz und für immer deinem heiligsten Herzen, und von ihm ersehe ich große und viele Gnaden.

Segne meine Seele und bewahre sie vor der Sünde und den Gelegenheiten zu dieselben. Segne meine Familie und heilige unsere Freuden und Leiden. Segne alle Kinder Italiens sowie auch alle Kinder der ganzen Welt und gib, daß sie nach deinem Beispiele zunehmen wie an Alter so an Tugend und Gnade. Segne unser teures Vaterland, wende ab die Strafen, die die Sünden seiner Völker herabziehen, erneuere in ihm das Reich deiner Liebe. Segne die Kirche, deinen Stellvertreter auf Erden, deine Priester, die katholischen Schulen, die christlichen Familien und alle, die die Verehrung deines heiligsten Herzens verbreiten.

O Maria, Mutter Jesu, sei auch meine Mutter; o heiliger Josef, dem das göttliche Kind anvertraut war, nimm mich unter deinen Schutz; mein heiliger Schutzengel, wache über alle meine Schritte und behüte mich in jeder Gefahr. Amen.

1 Jahr, allen, jedesmal. Vollkommener Ablass einmal im Monat, wenn man einmal in der Woche die heilige Kommunion empfangen und das Gebet verrichtet hat (26. April 1921, S. A. Poenit.).

Bericht über die Erfolge der kath. Missionen.

Von Peter Ritligko, Professor in Ried (D.-De.)

Missionsberichte.

1. Asien.

Vorderasien. Die katholische Mission Kleinasien ist wieder um eine wichtige Station ärmer geworden. Es handelt sich um die Station Konia (das alte Jeonium), die bis in die letzte Zeit eine gewisse Freiheit genossen hat. Vor kurzem fand nun die Stadtverwaltung plötzlich, daß die das Kloster umgebende Mauer baufällig und eine Gefahr für die Passanten sei. Ohne die Rückkehr des gerade abwesenden Missionärs abzuwarten oder das andere Missionspersonal zu verständigen, ließ die Stadtbehörde die Mauer abtragen und das Material wegschaffen. Der Missionär beschwerte sich nach seiner Rückkehr beim Gouverneur, und dieser trug der Stadtverwaltung auf, die Mauer wieder herzustellen. Die Stadtverwaltung kümmerte sich um den Auftrag nicht im mindesten und auch der Gouverneur fand keinen Anlaß mehr, die Durchführung seines Befehles zu urgieren.

Neuesten Meldungen zufolge ist der Assumptionistenpriester Anton Herbie, der seit 24 Jahren in Konia tätig war, bei der Rückkehr von seinem Urlaub in Frankreich von den türkischen Behörden nicht mehr auf seinen Posten zugelassen worden, ein Beweis, daß es sich um eine vereinbarte Vernichtung der Station handelt. Auch die Schwestern müssen ihr Haus räumen. Als Grund wird angegeben, daß die Eigentumsurkunde auf den Namen eines Ehrens Geha laute, der das Land verlassen hat.

(„Miss. d. Augustiner“ 1926, 298.)

In der anatolischen Kapuzinerprovinz halten zwei Patres treue Wacht bei den 140 Katholiken von Trapezunt. Den vier christlichen Bekenntnissen ist in Trapezunt eine einzige Kirche geblieben.

Einer der Patres machte vor kurzem einen Seelsorgsausflug in das einst von einer blühenden Christengemeinde bewohnte Erzerum. Er fand nur sieben katholische Ausländer. Die Stadt ist eine Hochburg fanatischen Mohammedanismus geworden. Die christlichen Friedhöfe hat man in Gemüsegärten verwandelt und die Grabsteine dienen heute als Straßenbelag. In der einstmaligen Kapuzinerkirche befindet sich eine Druckerei.

(„Kath. Miss.“ 1926, 279 nach „Il Massaja“ 1926, 136.)

Vorderindien. In Befolgung der päpstlichen Weisungen gehen alle Orden daran, einheimische Mitarbeiter heranzubilden. Ueber diese Bestrebungen der letzten Monate liegen folgende Meldungen vor:

Die Unbeschuhten Karmeliten von Quilon haben ein Noviziat für einheimischen Ordensnachwuchs eröffnet.

Die Kapuziner der nordindischen Missionen beabsichtigen auf Monte Mariano in Mangalore ein Noviziat für einheimische Ordenskandidaten zu gründen.

Die amerikanischen Jesuiten von Patna planen die Stiftung einer Genossenschaft von einheimischen Schwestern, für die schon 15 Jungfrauen gemeldet sind, und die Gründung einer höheren Schule für Jnder, mit der sich dann die schon bestehende Apostolische Schule verschmelzen soll. Weiter ist die Gründung eines indischen Benediktinerklosters geplant; ein amerikanischer Abt hat sich bereit erklärt, das Werk in die Wege zu leiten. Fünf Jnder sind in das Noviziat der Gesellschaft Jesu eingetreten.

Erzbischof Aelen von Madras gedenkt für sein Erzbistum ein eigenes einheimisches Priesterseminar zu errichten.

Auch zwei neue Zeitschriften wurden im letzten Jahre gegründet. Die eine ist ein Zweiwochenblatt mit dem Namen „The Voice“ („Die Stimme“) und erscheint in Karachi (Bombay), die andere ist eine Monatschrift in der Telugu-Sprache „Veluthuru“ = „Das Licht“, und wird von P. Mario Moduelli aus dem Mailänder Seminar in Hyderabad redigiert.

(„Kath. Miss.“ 1926, 280.)

Philippinen. Amerikanische Jesuiten haben die Missionierung eines Teiles der Insel Mindanao übernommen. Ihr Gebiet liegt südlich vom Arbeitsfelde ihrer spanischen Mitbrüder und nördlich von jenem der holländischen Missionäre vom heiligen Herzen. Der Missionsstab beträgt derzeit 12 Mitglieder.

(„Kath. Miss.“ 1926, 349.)

China. Nach der von der Postverwaltung vorgenommenen Volkszählung beläuft sich die Gesamtbevölkerung Chinas auf 436,095.000 Seelen. Peking hat 4, Schanghai $5\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner. Diese Ziffern machen es begreiflich, warum man überall die Entwicklung dieses Riesenreiches mit Spannung verfolgt und warum auch die oberste kirchliche Behörde der katholischen Mission Chinas eine besondere Sorgfalt entgegenbringt, wie es in den letzten Monaten durch das Rundschreiben Pius' XI. an die Missionsvorstände Chinas und durch die Ernennung einheimischer Bischöfe geschehen ist. Mögen die Bemühungen des Heiligen Vaters nicht zu spät kommen.

Nach Zeitungsmeldungen nimmt die fremdenfeindliche Stimmung immer mehr zu, und es ist kaum zu erwarten, daß sie vor den Missionären Halt machen wird. Leider verwirren die Schlagworte „Jung-Chinas“ auch die Geister mancher Katholiken, namentlich unter der Jugend. Das offene Schreiben des Apostolischen Delegaten an die katholische Jugend vom 19. Juli 1925 ist namentlich gegen diese Erscheinung gerichtet.

Der Ausbau der katholischen Mission schreitet trotz der vielen Hemmnisse rüstig voran. Für vier der sechs geweihten einheimischen Bischöfe wurden neue Apostolische Vikariate geschaffen, und zwar: für den Franziskaner Ludwig Tschen das Vikariat Fenhong, das aus dem Vikariate Taiyuanfu (Nord-Schanfi) ausgeschieden werden soll, für den Jesuiten Simon Tsun

das Vikariat Haiman (abgetrennt von Nanting), für den Lazaristen Josef Hau das Vikariat Taichow (abgetrennt von Niangho) und für den Welt-priester Philipp Tschao das Vikariat Suenluafu (errichtet am 7. Mai). Die Sprengel des Franziskaners Odorich Tschang — Puttschi in Südost-Supe — und des Lazaristen Melchior Souen-Lihjien — bleiben vorläufig Apostolische Präfecturen trotz des bischöflichen Charakters der Inhaber.

Den bayrischen Franziskanern, die bisher mit italienischen Mitbrüdern in der Mission von Nord-Schansi zusammen arbeiteten, ist von der Propaganda der Bezirk Tschao-Tschao dieses Vikariates als selbständige Präfectur übertragen worden. („Antoniusbote“ 1926, 286.)

Die Missionäre vom heiligsten Herzen Jesu (Hiltrup, Liefering bei Salzburg) übernehmen als Ersatz für das verlorene Vikariat der Marshall-inseln ein neues Arbeitsfeld in der Provinz Kweitschou. Die Patres Josef Winkelmann, Moïs Baumeister und Georg Zehetbauer sind ausersesehen, die Mission zu eröffnen. („Lieb-Frauen-Monatshefte“ 1926, 263.)

Vier Missionäre der Schweizer Missionsgesellschaft von Bethlehem befinden sich bereits in der ihnen zugewiesenen großen Provinz Solung-fiang in der Nordmandschurei an der Arbeit: zwei in Tsitsikar, der Hauptstadt, und zwei in Tschangheitun, einer bedeutenden Christengemeinde in der Unterpräfectur Tschao-tong-hian.

Amerikanische Ordensfrauen vom heiligsten Herzen übernehmen die bisher von den Helferinnen der Armen Seelen geleitete europäische Schule in Schanghai.

Die Universität der Benediktiner in Peking ist am 1. Oktober 1925 feierlich eröffnet worden. Mit der Universität ist ein Verlag zur Verbreitung katholischer wissenschaftlicher Werke in chinesischer Sprache verbunden.

(„Kath. Miss.“ 1926, 316 f.)

Japan. Die 1922 errichtete Stehler Präfectur Nagoya, die bisher vom Apostolischen Präfecten von Niigata administriert wurde, erhielt vor kurzem einen eigenen Präfecten in der Person des bisherigen Apostolischen Präfecten von Niigata, Msgr. Rainers. Die Leitung von Niigata wurde dem bisherigen Provikar Anton Cesta übertragen.

(„Stehler M. B.“ 1926/7, 12.)

Aus Tokio ergeht an alle Katholiken ein ernster Bitttruf zur Rettung der einzigen katholischen Universität in Japan. Die über ausdrücklichen Wunsch Papst Pius' X. im Jahre 1908 von deutschen Jesuiten gegründete Hochschule war von Anfang an finanziell schwach fundiert. Der Krieg und das Erdbeben vom Jahre 1923 zehrten die Geldmittel fast gänzlich auf. Da kam ein Erlaß des Kultusministeriums, nach dem Privatuniversitäten nur dann das Recht haben, akademische Grade zu erteilen, wenn sie 300.000 Dollar in der Staatskasse erlegen. Der Erlaß bereitete anfangs sämtlichen Privathochschulen große Schwierigkeiten, doch die buddhistischen und protestantischen Universitäten, 17 an der Zahl, brachten nach und nach die geforderte Summe auf und erhielten darauf ihre alten Rechte wieder zurück, während die Jesuitenuniversität, die sonst bei den Japanern in hohem Ansehen ist, bis zum heutigen Tage nicht in der Lage war, das Geld aufzubringen. Die Folge davon ist, daß sich die Studenten allmählich anderen Hochschulen zuwenden, an denen sie die notwendigen akademischen Grade erlangen können. Gelingt es der katholischen Universität nicht, binnen kurzem den vorgeschriebenen Beitrag aufzubringen, ist das ganze Unternehmen lahmgelegt und die katholische Sache erleidet einen Schaden, der vielleicht überhaupt nicht mehr gutgemacht werden kann. Der Heilige Vater hat den Leiter der Universität ermutigt, einen Bitttruf an die Katholiken der ganzen Welt zu erlassen und hat dem General der Gesellschaft Jesu gegenüber die Rettung der Universität als „Ehrensache der Katholiken“ erklärt. Möge die Rettungsaktion überall, namentlich in akademischen Kreisen, werktätige Beachtung und Förderung finden!

(„Kath. Miss.“ 1926, 341.)

2. Afrika.

Mehrere unserer großen Missionsgesellschaften pflegen seit einer Reihe von Jahren genaue Berichte über ihre Missionsarbeit zu veröffentlichen. Diese Zusammenstellungen ermöglichen es dem Einzelnen, und namentlich Missionszirkeln, tiefer einzudringen in die geleistete und noch zu leistende Arbeit, in das Verhältnis des Missionspersonales zu den Katholiken und zu den Heiden, in die Beteiligung der einheimischen Kräfte u. s. w., um sich so ein richtiges Urteil zu bilden über die Aussichten der katholischen Mission in den einzelnen Gebieten. In anregender Wechselrede kann auch erörtert werden, warum geht es hier so langsam, warum hier so günstig, welche besonderen Schwierigkeiten stellen sich da entgegen u. s. w. Mit der Missionskenntnis steigt dann das Missionsinteresse — und mit der Zeit kommt dann bei manchem auch die Missionsbegeisterung.

Aus der neuesten Zeit seien da folgende Zusammenstellungen angeführt:

Stand der Missionen der Väter vom Heil. Geiste. 1924—1925.

Sprengel	Katho- liken	Anders- gläubige	Mohamd. oder Heiden	Väter vom Hl. Geiste		Welt- priester		Ordensf.		Katecheten		Lehrer	
				Pr.	Br.	eur.	einh.	m.	w.	m.	w.	m.	w.
1. Ost- und Südafrika.													
Sanfibar	12.672	6.560	974.000	20	10	—	—	—	33	123	5	132	23
Kilimandscharo	12.267	6.120	480.000	19	7	—	—	—	14	210	5	190	5
Bagamajo	24.104	5.000	420.000	23	8	—	—	—	3	389	—	389	3
Katanga (Kongostaat)	6.331	800	200.000	12	—	3	—	—	14	186	8	105	5
Kroonstad	1.284	212.000	170.000	4	10	1	—	—	20	4	—	3	2
Diego-Suarez (Madagastar)	20.424	13.500	200.000	14	1	—	—	4	27	146	4	10	—
Majunga (Madagastar)	15.292	10.000	320.000	15	2	—	—	2	12	140	47	8	9
Reunion	163.250	12	10.000	11	—	30	7	17	194	—	—	—	—
Mauritius	132.000	150.000	100.000	23	—	22	—	—	291	—	—	—	—
2. Westafrika.													
Kunene	15.500	2.000	80.000	15 ¹⁾	20 ¹⁾	1	—	—	5	42	9	15	—
Kubango	95.621	60.000	2.000.000	24	16	—	—	2	5	470	21	10	2
Bunda	40.000	3.000	2.150.000	8	5	—	—	—	4	55	12	13	4
Port. Kongo	11.170	500	28.000	7	11	—	—	2	9	75	—	24	2
Ubangi-Schari	3.142	—	600.000	11	5	—	—	—	—	38	—	7	—
Brazzaville	17.744	7.000	424.000	19	9	—	—	1	12	220	4	20	—
Loango	10.800	2.000	380.000	12	5	—	—	6	3	125	—	73	—
Gabun	18.660	6.000	275.000	25	16	—	—	6	33	152	8	38	18
Kamerun	96.925	100.000	900.000	19	7	—	—	—	10	1416	—	—	—
Süd-Nigeria	47.515	156.000	8.000.000	21	3	7	—	—	4	1530	7	1536	7
Sierra-Leone	8.000	20.000	1.500.000	19	2	—	—	—	15	53	7	18	23
Franz. Guinea	6.927	600	2.000.000	23	— ¹⁾	—	—	7	9	81	4	18	7
Senegambien	22.300	5.000	900.000	28 ¹⁾	7 ¹⁾	—	—	—	48	97	—	—	—
1) Echo aus den Missionen der Väter vom Hl. Geiste. 1926, 241.													

¹⁾ Echo aus den Missionen der Väter vom Heil. Geiste. 1926, 241.

Stand der Missionen der Weißen Väter 1924—1925.

Sprengel	Katholiken		Andersgläubige	Mohamd. oder Heiden	Europ.		Einheimische			Schulen	Schüler	Schülerinnen
	getaufte	Katech.			Pr.	Schw.	Pr.	Schw.	Kat.			
Uganda	212.868	45.509	182.000	1.000.000	102	42	24	150	1529	1032	17.118	11.486
Ryanza	27.827	11.308	3.000	900.000	45	27	11	81	320	424	6.108	2.747
Albertsee	10.908	13.442	1.600	450.000	20	—	—	—	153	115	2.341	587
Oberlongo	28.369	8.867	250	800.000	56	28	3	150	332	145	16.474	11.807
Ruanda	29.097	10.058	1.500	2.500.000	43	24	6	12	304	253	9.829	7.339
Urundi	20.379	26.112	?	3.000.000	25	13	—	70	200	244	12.271	7.466
Tanzania	27.447	6.719	?	280.000	39	17	2	8	307	304	8.600	7.599
Tabora	7.795	6.780	2.000	765.000	28	11	—	—	163	181	2.723	629
(Unjamembe)												
Ryassa	15.505	8.196	45.000	900.000	31	12	—	—	263	490	7.330	6.130
Bangweolo	37.356	24.918	20.000	450.000	35	10	—	—	328	464	4.317	2.880
Uagadugu	4.339	4.238	?	4.700.000	29	15	—	—	57	7	193	311
Damato	2.611	480	384.000	2.002.500	30	12	—	—	29	7	142	41
Nord-Afrika	1.122	156	?	400.000	85	106	—	—	16	23	1.077	525

1) Nach Arens Handbuch der kath. Missionen, S. 260, ergänzt. Afrika-Bote 1926, S. 167.

Entwicklung des Vikariates Dar-es-Salam, Schweizer Kapuziner.

	1923:	1924:	1925:
Katholiken	3.202	5.725	10.500
Katechumenen	3	895	3.200
Schulen	83	123	180
Schüler	1.396	4.683	4.800
Schülerinnen	658	843	860
Taufen Erwachsener	182	724	622
Kommunionen	22.880	57.740	104.430

(„Die Schweizer Kapuziner in Afrika“, S. 22.)

Ostafrika. Durch die Seligsprechung des am 28. August des Jahres 1855 verstorbenen Märtyrers Ghebra Michael aus Abessinien hat Pius XI. neuerdings einen Beweis seiner väterlichen Fürsorge für die getrennten Kirchen des Morgenlandes gegeben. Möchten sie doch bald alle zurückkehren zu ihrem wahren Hirten!

Die katholische Mission Abessinien's bekommt nun auch ein Seminar. Es wird in dem bisherigen Waisenhaus zu Dobba untergebracht werden; das Waisenhaus wurde bereits von Dobba nach Ischiro verlegt.

(„Claver-Korresp.“, November.)

Die nördlichen Missionsgebiete Ostafrikas haben einen harten Kampf zu führen einerseits gegen den unaufhörlich vordringenden Islam, andererseits gegen die in großer Zahl zurückkehrenden deutsch-protestantischen Prediger, denen die Schweden, Engländer u. s. w. bereitwillig ihre früheren Posten überlassen, während sie selber neue Niederlassungen gründen.

Den neuesten Nachrichten zufolge ist nun auch in Ostafrika die Abgrenzung der Arbeitszonen der einzelnen Bekenntnisse aufgehoben worden. Von nun an ist kein Hindernis, daß sich andersgläubige Missionäre in Gebieten niederlassen, wo bereits Niederlassungen eines anderen Bekenntnisses bestehen. Bis jetzt wurden solche Gründungen durch die Regierung nicht gestattet. Möchten doch die katholischen Missionen rechtzeitig das nötige Personal und das nötige Geld aufbringen! Der Stand der einzelnen Sprengel ist aus den obigen Tabellen zu ersehen.

Im Norden von Mozambique, wo vor dem Kriege polnische Jesuiten und deutsche Missionäre des Göttlichen Wortes wirkten, haben spanische Priester der Gesellschaft Mariens (von Montfort) von Shire aus, wo die Gesellschaft schon seit 1901 arbeitet, zwei Stationen errichtet; 5 Priester, 14 einheimische Lehrer und 16 Hilfslehrer besorgen 14 Schulen.

Südafrika. Aus Natal wird gemeldet, daß dort am 15. August v. J. die drei ersten eingeborenen Mädchen des Vikariates das Ordenskleid der Dominikanerinnen erhalten haben. Die Einkleidung fand in Gegenwart einer großen Volksmenge statt.

Der Jahresbericht des von Oblaten des heiligen Franz von Sales geleiteten Vikariates Dranjesfluß weist erfreuliche Zahlen auf. Auf eine Gesamtbevölkerung von 35.800 kommen 7500 Katholiken und auf diese im Laufe des Jahres 85.000 heilige Kommunionen, 215 Tausen und 250 Firmungen. Eine neue Mission konnte in Van Rhynsdorp gegründet werden und, wenn sie auch noch des Notwendigen ermangelt, so sind doch die hundertfünfzig Christen ungemein dankbar, jetzt einen Priester in ihrer Mitte zu haben. In Keimoes freuen sie sich der kürzlich von der Sodalität erhaltenen Glocke, deren Weihe der Bischof im September vornahm, wo auch 60 Christen gefirmt wurden. Onseepkans baut gegenwärtig an seiner neuen Kirche. Nababeep scheint wieder aufzuleben, seit die Kupferminengesellschaft wieder ernstlich die Arbeit aufgenommen hat. So können die Arbeiter wenigstens für die nächsten zwei Jahre mit einem gewissen Wohlstand rechnen. In Port Nolloth hat man einige Diamanten im Ufersand gefunden. Wenn sich hier ein wirkliches Lager dieser Steine befindet, dann wird diese Station noch gute Tage sehen. In Majesfloof wurde in diesem Jahre ein Noviziat für eingeborene Schwestern eröffnet.

Der neue Apostolische Vikar von Windhuk, Msgr. Josef Gotthardt, hat bei seiner Audienz im Vatikan den Heiligen Vater um Übernahme der Patenstelle für das anzuschaffende Dampfboot „Pius“ gebeten. Der Heilige Vater überwies dem Bittsteller zu diesem Zwecke einen Betrag von 25.000 Lire und ermächtigte ihn, allen Missionsfreunden, namentlich seinen Landsleuten, den deutschen Katholiken, die „ein so großes Herz für die Missionen haben“, zu sagen, daß es der Wunsch des Papstes sei, nicht allein zu bleiben mit seiner Spende, daß er auch nicht den Ehrgeiz hat, am meisten gegeben zu haben.

(„Monatsblatt. d. O. M. I.“ 195, 360.)

Westafrika. Das Vikariat Kamerun nimmt seit einigen Jahren eine so günstige Entwicklung, daß sowohl die deutschen Pallottiner, die Gründer des Vikariates, als auch die französischen Väter vom Heiligen Geist, die gegenwärtigen Verwalter des Gebietes, auf ihr Werk stolz sein können. Als die Pallottiner das Land verlassen mußten, wies das Vikariat 16 Stationen mit 28.179 Getauften und vielen Tausenden von Katechumenen auf. Infolge Abtrennung des englischen Teiles, dem sechs Stationen zufielen, und infolge Auswanderung betrug die Zahl der Getauften zur Zeit der Übernahme durch die Väter vom Heiligen Geist ungefähr 27.000. Obgleich die Zahl der Missionäre während der provisorischen Verwaltung 1916 bis 1923 durchschnittlich nur 12 bis 14 Patres betrug, stieg die Zahl der Befehrungen von Jahr zu Jahr. Mit der Vermehrung des Missionspersonales nach der definitiven Übernahme des Vikariates (1923) setzte dann jene Christentumsfreundliche Bewegung ein, die heute Kamerun zum „Uganda“ des Westens macht. Während Arens für das Jahr 1923 68.690 Getaufte (neben 61.471 Katechumenen) verzeichnet, spricht der Bericht von 1924/5 schon von 95.621 und die letzten Meldungen sogar von 105.000 Getauften. Die 24 Priester, zehn Brüder, 16 Schwestern und ungefähr 1400 Katechisten — die Pallottiner hatten 34 Priester, 36 Brüder, 31 Schwestern und 223 Katechisten — reichen bei weitem nicht hin, um die gegenwärtige günstige Strömung ganz und

voll auszunützen. Eine Vermehrung des Missionspersonales ist unbedingt notwendig. („Echo aus d. M. d. Väter v. Hl. Geist“ 1926, 297 ff., 320 ff.)

Die soeben erwähnte christentumsfreundliche Bewegung greift nun auch bereits auf die Goldküste über, wie aus einem Schreiben des Apostolischen Vikars an die St.-Petrus-Claver-Sodalität zu ersehen ist. Es heißt in dem Schreiben unter anderem:

„Auf der ganzen Linie hat das Christentum Wurzel gefaßt; selbst in früher unzugänglichen Gebieten erschließen sich die Herzen dem Einfluß der Gnade. Interessant ist in dieser Hinsicht die Schilderung des Besuches in Oda, einer Stadt mit 7000 Einwohnern. Sie lautet: Der König dieses Gebietes ist ein fürchterlicher Mensch, der Hunderte von Morden auf dem Gewissen hat und dessen Thron auf Menschen Schädeln ruht. Niemals hat er in seiner Stadt eine Missionsniederlassung dulden wollen. P. Baumann, der um die Erlaubnis zur Gründung einer solchen nachsuchte, hat er mit drohender Gebärde die Türe gewiesen. Auch der in diesem kleinen Königreich wohnende Vertreter der englischen Regierung hat neulich dem Vater eingestanden, daß er und die andern Weißen, die wegen des Eisenbahnbaues in dieser Gegend wohnten, keineswegs ihres Lebens sicher seien. 'Ein Zeichen dieses Schreckensherrschers, und wir werden alle vergiftet', sagt er. Nun wohl. Trotz des Verbotes des Allgewaltigen hat einer unserer jungen Christen, der an der Regierungsschule als Lehrer angestellt ist, eine Anzahl Katechumenen um sich versammelt, ein kleines Grundstück gekauft und eine kleine Kapelle errichtet. — Wie groß war mein Erstaunen, als ich bei meiner Ankunft in Oda hörte, der König in eigener Person wolle mich begrüßen und in meiner Begleitung die kleine Kirche besuchen. Unter Vorantritt der königlichen Trommelschläger durchschritten wir die ganze Stadt. — Groß war das Staunen der Bevölkerung bei diesem Anblick und unser Gefolge wurde immer größer. In der kleinen Kapelle benützte ich die Gelegenheit, dem gesürchteten Oberhaupt nahe zu kommen und erbat für die Katholiken seiner Stadt volle Freiheit zur Ausübung ihrer heiligen Religion. Er sagte dieselbe zu und wir schieden als gute Freunde. P. Baumann, der mich begleitete, konnte aus dem Staunen nicht herauskommen bei der Erinnerung an die Behandlung, die ihm zwei Jahre früher zuteil geworden war.“

(„Claver-Korresp.“, Salzburg 1926, September.)

Der Apostolische Vikar von Senegambien, Msgr. Le Hunsec, wurde an Stelle des zurückgetretenen Msgr. Le Roy zum Generaloberen der Genossenschaft der Väter vom Heiligen Geist gewählt. Der Neugewählte ist 48 Jahre alt und war seit 1920 Apostolischer Vikar von Senegambien.

(„Echo d. M. v. Hl. Geist“ 1926, 271.)

Innertafrika. Bischof Van Ronsle, Apostolischer Vikar von Leopoldville, hat sein Amt niedergelegt. Zum Nachfolger wurde Msgr. Natalius de Eleene aus der Gesellschaft von Scheutveld ernannt.

Das Apostolische Vikariat Neu-Antwerpen wird künftig Belgisch-Kongo heißen.

Zum Apostolischen Präfekten der vor kurzem errichteten Präfektur Bondo (Belgisch-Kongo) wurde der regulierte Kreuzher P. Johann Matthias Konings ernannt.

(„Echo aus Afrika“ 1926, 166.)

3. Amerika,

Nordamerika. Aus Chesterfield berichtet Msgr. Turquetil, daß es auf der ganzen Linie vorwärts gehe. Die dortige Katholikengemeinde hat ein kleines Missionskirchlein bekommen, der Apostolische Präfekt ein eigenes Zimmer, das erste seit seiner 26jährigen Missionstätigkeit, die Stadt eine Poststelle und eine Radiostation. Letztere ist ein Geschenk guter Freunde aus Amerika an P. Turquetil anlässlich seiner Ernennung zum Apostolischen Präfekten. Sie steht aber auch den Eskimos zur Verfügung, die dadurch die

Möglichkeit haben, auf eine Entfernung von 4000 Kilometer Vorträge u. s. w. zu hören.

Auch die Befehrungsarbeit geht voran. Der katholische Glaubensbote ist im Lande geachtet und geehrt, ja man verlangt geradezu nach ihm. Die Hilfsmittel der Mission sind leider recht gering. Die Missionäre sind nicht einmal in der Lage, sich für den Winter die nötigen Hunde und für den Sommer ein Boot und einen Reisewagen anzuschaffen. Sollte sich da niemand finden, der den Missionären diese Sorge abnimmt?

Die Rettung der Habseligkeiten Msgr. Turquetils beim Untergang des „Bahestimo“ ist dadurch möglich geworden, daß der Dampfer „Nastopie“ auf den ersten Hilferuf herbeieilte und die Schiffbrüchigen samt den wertvolleren Sachen der Reisenden aufnahm.

(„Monatsbl. d. O. M. I.“ 1926, 364 ff.)

Der Eintritt mehrerer amerikanischer Genossenschaften in die Missionen Vorderindiens und Chinas wurde bereits erwähnt.

Mittelamerika. In Panama wurde das Apostolische Vikariat Darien gegründet und der spanischen Genossenschaft der Söhne vom Herzen Mariä übertragen. Im Vikariate leben noch Tausende wilder Indianer.

(„Kath. Miss.“ 1926, 343.)

Südamerika. Anlässlich des 700jährigen Ordensjubiläums hat auch Bischof Amandus Bahlmann von Santarem — gleich anderen Franziskanerbischöfen — einen Bericht über die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der Franziskanermissionen in Brasilien veröffentlicht. Bischof Bahlmann weist seit 1901 in Brasilien und kann mit Recht als der Wiedererwecker der zwei brasilianischen Franziskanerprovinzen bezeichnet werden. Heute zählt die südliche Provinz von Rio de Janeiro wieder 26 Klöster mit beinahe 400 Mitgliedern, und die nördliche 17 Klöster mit 200 Mitgliedern; zu letzterer gehört auch die ausgedehnte Prälatur Santarem, in der die öfter erwähnte Mission unter den Munduruku-Indianern am Gururu — P. Plazibus Tölte, der Obere dieser wichtigen Station, weist gegenwärtig in Deutschland — liegt. Die Kirche Brasiliens verdankt den Franziskanern unendlich viel.

In Nordbrasilien arbeiten seit 1911 Franziskaner-Missionschwestern von „Mariahilf“, deren Noviziat für deutsche Kandidatinnen sich in Gaißau in Vorarlberg, nahe der Schweizer Grenze, befindet.

(„Antoniusbote“ 1926, 272, 292 ff.)

4. Australien und Ozeanien.

Aus dem bisher ganz unfruchtbaren Nordwesten Australiens liegen zwei Meldungen vor, die besagen, daß die Schwarzen von Drysdale-Fluß (Benediktinermision, Filiale von Neu-Noria) „ihre Wildheit abgelegt haben und sich mehr und mehr der Mission anschließen“, und daß die Bischöfe Australiens den Pallottinern von Beagle-Bay eine jährliche Beisteuer zum Unterhalt der in ihrer Reservation lebenden Schwarzen zugesagt haben.

P. Püsten, der im vorigen Jahre nach Beagle-Bay abgereist ist, hat in Lombadina sechs Erwachsene, die Erstlinge seiner Tätigkeit, getauft.

(„Stern der Heiden“ 1926, 363 ff.)

Aus dem Vikariate Rabaul (Neu-Pommern) wird geschrieben, daß über Moanus, die größte Insel der Admiralitätsgruppe, „eine Gnadenwelle gehe, die förmlich zur Taufe drängt“.

(„Lieb-Frauen-Monatshefte“ 1926, 301.)

5. Europa.

Frankreich. Das Institut Catholique zu Paris soll im Herbst seinen ersten Lehrstuhl für Missionswissenschaft erhalten. Als Professor ist Georges Gohau in Aussicht genommen.

Holland. Am 15. August 1926 wurde zu Maastricht der erste javanische Priester Franz Xaver Satiman geweiht. Der Neugeweihte ist 1891 auf der Insel Java geboren und gehört seit 1915 der Gesellschaft Jesu an.

Belgien. Generalsekretär Dr Louis-Nachen würdigt im Septemberhefte der „K. M.“ die Verdienste der Katholiken Belgiens um die Missions-sache. Aus der längeren Abhandlung sei nur erwähnt, daß die 18 Missionen des Kongogebietes im Jahre 1924 442.427 Gefangene und 235.832 Katechumenen zählten. Das europäische Missionspersonal bestand 1925 aus 730 Priestern und Brüdern, sowie 243 Schwestern, wovon drei Viertel Belgier sind und ein Viertel Niederländer. Auch das heimatische Missionswesen steht auf vorbildlicher Höhe.

Deutschland. Die Missionstagungen nehmen einen solchen Umfang an, daß die Missionszeitschriften darüber nur mehr in sehr gedrängter Weise berichten können. Die Berichterstatter finden überall eine aufmerksame und dankbare Zuhörerschaft.

Ungarn. In Budapest fand die Gründung eines missionsärztlichen Institutes nach dem Muster desjenigen von Würzburg statt.

Oesterreich. Die Seligsprechung des zu Damaskus ermordeten Franziskaners Engelbert Kolland wurde in seiner Heimat und in anderen Orten Tirols feierlich begangen.

In der Universität in Salzburg wurde ein Lehrstuhl für Missionswissenschaft errichtet. Als Professor wurde Dr P. Ohm O. S. B. aus Sankt Ottilien in Bayern berufen.

Sammelstelle. Bisher ausgewiesen: 788.92 S. Neu eingelaufen: Vom Berichtstatter 10 S für die Universität in Tokio.

Gesamtsumme der bisherigen Spenden: 798.92 S. — Deo gratias! In Anbetracht der großen Notlage vieler Missionen bitten dringend um weitere gütige Spenden der Berichtstatter und die Schriftleitung.

Kirchliche Zeitläufe.

Von Dr Josef Massarette.

1. Die Beatifizierten von 1926. — 2. Zum Franziskus-Jubiläum. — 3. Neuorientierung des Missionswesens. Sechs chinesische Bischöfe. — 4. Um die Römische Frage.

1. Die Beatifizierten von 1926. Erstmals ist am 31. Oktober 1926 das Fest Jesu Christi des Königs in der ganzen katholischen Kirche gefeiert worden. Papst Pius XI. hat durch seine Enzyklika „Quas primas“ die erhabene Lösung ausgegeben und für das neue Fest den letzten Sonntag vor Allerheiligen bestimmt, nahe dem Schluß des Kirchenjahres, das mit seinen drei Festkreisen den Triumphzug Christi, des Königs der Glorie, versinnbildet. Der Gedanke, daß Jesus der König im Privat- und Familienleben, in den sozialen und kulturellen Verhältnissen ist und alles seinem Reiche sich angliedern muß, ist tiefbegründet in der Hl. Schrift. Wie im Alten Bunde das Volk Israel den Messias als König erwartet, so ist das Königtum Jesu auch die vorherrschende Idee des Neuen Testaments. Allem Anschein nach wird das Fest viel Verständnis finden. An gediegenen Aufsätzen, dies zu erleichtern, hat es in Zeitschriften und Zeitungen gewiß nicht gefehlt. Hier sei auf die

sehr beachtenswerte kurze, aber inhaltsschwere Schrift des Breslauer Universitätsprofessors Dr Kurt Biesché, „Das Königtum Christi in Europa“, hingewiesen, eine originelle Arbeit, geeignet zu wecken, den Blick für die Wirklichkeit zu schärfen und als Führer zu dienen.

Doppelt angebracht waren neue Seligsprechungen i. J. 1926, wo das Fest Christi, des Königs aller Heiligen, eingeführt wurde und die Zentenarfeier des armen Heiligen von Assisi begann, der als erster stigmatisiert, die Wundmale des Gekreuzigten getragen. Das katholische Weltzentrum war wiederum Schauplatz einer Reihe jener Jubelfeste, deren Ewigkeitshauch stets die treukatholischen Teilnehmer ergreift. Es wurden feierlich seliggesprochen: am 16. Mai André-Hubert Journet, am 23. Jeanne-Antide Thouret, am 30. Bartolomea Capitano, am 6. Juni Jacques Salès und Guillaume Saullemouche, am 13. Lucia Filippini, am 3. Oktober Ghebre Michael, am 10. elf Blutzengen aus der Christenverfolgung von Damaskus (1860), am 17. Okt. 191 Opfer der Pariser Septembermorde und am 31. Noel Pinot. — Hier sei kurz der neuen Seligen gedacht, zuerst der Märtyrer, dann der Be-
kenner.

Als „Märtyrer der heiligen Eucharistie“ bezeichnen die kirchlichen Akten zwei i. J. 1593 von den Hugenotten in Südfrankreich getötete Jesuiten, denen am 6. Juni die Ehren der Seligen feierlich zuteil wurden; es sind der Priester Jacques Salès und der Laienbruder Guillaume Saullemouche. Ersterer, geb. 1556 zu Lezoux in der Auvergne, lehrte seit 1590 Theologie an der Hochschule von Tournon im heutigen Departement Ardèche. Gleich dem schlichten Ordensgenossen, mit dem er des Martirtodes gewürdigt wurde, zeichnete Salès sich durch innige Andacht zum heiligen Altarsakramente aus, auch hatte er ein Buch über dieses Geheimnis geschrieben. 1592 ging er, begleitet von Saullemouche, zur Aushilfe für die Adventspredigten nach dem ziemlich nahen Städtchen Aubenas, in welchem der Einfluß des Calvinismus noch stark war, wenn auch die Katholiken es einige Jahre zuvor den Calvinern entrissen hatten. Auf Wunsch des Gouverneurs blieb Salès noch für die folgende Fastenzeit. Da brach der Hugenottenführer Graf Chabaud den beschworenen Waffenstillstand und überfiel am 6. Februar mit starker Mannschaft das ahnungslose Aubenas. Drei kalvinistische Prediger, die sich ihm angeschlossen, verlangten den Tod der beiden Jesuiten, welche sofort festgenommen wurden. Der Prediger Labat erging sich in Schmähungen gegen die katholische Lehre vom Altarsakrament und fing eine Disputation mit dem gefesselten P. Salès an, der ihn glänzend widerlegte. Darüber erboft, drängte der Fanatiker ungestüm auf Beseitigung seines Gegners. Da aber die Soldaten sich dagegen sträubten, wurden ein adeliger Offizier mit seinen Knechten und Labat zu Henkern. Salès und Saullemouche wurden am 7. Febr. 1593 hingschlachtet, nachdem sie bis zum letzten Augenblick furchtlos ihren Glauben an die wirkliche Gegenwart Christi in der Eucharistie bekannt. Noch in der Schändung ihrer Leichen suchte der niedrigste Religionshaß Befriedigung.

191 Opfer der Pariser Septembermorde 1792, von denen durch eingehende, sich auf jeden einzelnen erstreckende Untersuchung feststeht, daß sie getölet wurden, weil sie Gott und der Kirche nicht untren werden wollten, sind am 17. Oktober feierlich beatifiziert worden. Als „purpurrote Menge“ hat Pius XI. jene für ihren katholischen Glauben gefallenen Bekenner gefeiert. Vertreter fast aller Grade der kirchlichen Hierarchie figurieren in der glorreichen Liste. Drei Bischöfe, nämlich Jean-Marie du Lau, Erzbischof von Arles, François-Joseph de La Rochefoucauld, Bischof von Beauvais und dessen Bruder Pierre-Louis, Bischof von Saintes, Generalvikare, Pfarrer, Kapläne, Professoren, einige Diakone, ein einfacher Kleriker; sie gehörten mehr als 70 französischen Diözesen an. Daneben Angehörige einer Reihe religiöser Orden, Benediktiner mit dem berühmten Chevreu, Generalabt der Kongregation von Saint-Maur, Viktorianer, Genovesaner, Picpusväter, Franziskaner-Konventualen, Kapuziner, auch ein Schweizer Kapuziner, Apollinaris Morell, geb. 1739 zu Bosat unweit Freiburg, der im eigenen Vaterlande Unbill und Schmähung mit heroischem Starkmut ertragen, dann einige Zeit in der Pariser Pfarrei Saint-Sulpice 5000 Gläubige deutscher Zunge betreut hatte. Ferner Miniminen, Jesuiten, Lazaristen, Sulpizianer, Eudisten, Doktrinarien, ein Priester des Pariser Missionsseminars, ein Schulbruder sowie mehrere Laien. Die betr. Geistlichen hatten den Eid auf die von Pius VI. verworfene Zivilkonstitution des Klerus verweigert. Die meisten waren eingekerkert im Karmeliterkloster, andere in der Abtei Saint-Germain-des-Prés, im Gefängnis La Force, im Seminar Saint-Nirmin, bis am 2. Sept. 1792 etwa 150 gedungene Mörder auf die Gefängnisse, in denen auch viele Royalisten aus dem Laienstande ihres Schicksals harrten, losgelassen wurden, um sie zu „säubern“. Im Karmeliterkloster und in der Abtei inszenierte man die Komödie eines von Maillard präsidirten Tribunals, wobei jeder einzelne Priester gefragt wurde, ob er geschworen habe. Unter den von entmenschten Bestien hingeschlachteten 1500 Personen mögen sich an 225 Geistliche befunden haben. Es gab auch unbekannt gebliebene Opfer aus dem Klerus; ihre Zahl kennt Gott allein. — Unverändert ist im einstigen Karmeliterkloster der Rue de Vaugirard, das heute das Institut catholique beherbergt, die Stätte der entsetzlichen Mezelei geblieben. Noch sieht man dort Blutflecken der Märtyrer. 1867 ließ der Erzbischof Msgr. Darbois ihre Ueberreste aus dem Klostergarten in die Krypta der Kirche übertragen. Eine Inschrift besagt, daß die Bekenner gemordet wurden, weil sie den Tod der Verletzung von Gottes Gesetz vorgezogen. — Im Seligsprechungsprozeß waren 213 vorgeschlagen worden; davon wurden einstweilen 22 ausgeschieden, bis zuverlässige Belege beigebracht wären.

Die Septembermorde waren der Auftakt zu einer erbarmungslosen Verfolgung, die dem auf Ausrottung des Christentums hinielenden Vorgehen eines Nero, Diokletian und Julian nicht nachsteht. Mit ausgesuchter Grausamkeit wüteten die revolutionären Gewaltmenschen besonders in den Landschaften, wo, wie in der Vendee, die am Glauben

der Väter hängende Bevölkerung entschlossen war, sich nicht alles gefallen zu lassen. Scharen von Priestern und Ordensfrauen endeten auf dem Schafott. Am 21. Febr. 1794 wurde zu Angers der Pfarrer Noel Pinot (geb. 1747), der wegen seiner grenzenlosen Nächstenliebe von Tausenden hochgeschätzt war, zum Tode geführt. Als Pfarrer von Louroux-Béconnais hatte er auf der Kanzel mit einer herrlichen Erklärung den Eid auf die Zivilkonstitution verweigert und übte dann, Tag und Nacht von Dorf zu Dorf gehehrt, sein Priesteramt aus, bis er den Schergen in die Hände fiel. Zum Tode verurteilt, vernahm er, daß man ihm freistellte, in Albe und Meßgewand zum Schafott zu schreiten. Er war damit gerne einverstanden, da er auch äußerlich bekunden wollte, daß er bis zum letzten Augenblick das Glück empfand, Priester Christi zu sein. Auf dem weiten Weg zur Hinrichtung schien er versunken in Gedanken der Ewigkeit. Die Heiterkeit der Auserwählten strahlte auf seinem Antlitz. Die Guillotine stand genau an der Stelle des Hauptaltares der auf Jakobinerbefehl niedergerissenen Kirche Saint-Pierre. Das Meßgewand wurde ihm, weil hinderlich, abgenommen, aber mit der Albe angetan bestieg er mit gebundenen Händen das Gerüst, indem er, gleichsam um seine letzte Messe zu beginnen, ausrief: „Introibo ad altare Dei!“ Wenige Augenblicke danach war sein Opfer vollendet. Noel Pinot, der nach dem Worte Pins' XI. als „Märtyrer einer besonderen Hingebung an die heilige apostolische Kirche und den Papst“ sein Leben hingegeben, wurde am 31. Oktober in die Liste der Seligen eingetragen.

Im Jahre 1841 bewunderte ein etwa 50-jähriger abessinischer Priester in Rom die gewaltige vatikanische Basilika. Als Monophysit stand er außerhalb der katholischen Kirche, suchte aber seit Jahren aufrichtig die Wahrheit. Wer hätte ahnen können, daß der schlichte braune Fremdling, namens Ghebre Michael, dereinst in demselben Petersdom die Ehre der Altäre erhalten würde? — Er hatte sich sittlich ganz rein bewahrt, als er mit 25 Jahren in seinem Vaterlande Mönch wurde. Bald erlangte er den Ruf ungewöhnlicher Gelehrsamkeit, so daß viele Schüler sich um ihn scharten. Allmählich wurde ihm klar, daß, wenn die abessinische Kirche die monophysitische Lehre vertrat, wonach die menschliche Natur Christi in der göttlichen aufgegangen sei, sie den alten Glauben bezüglich des Zentraldogmas des Christentums aufgegeben hatte. Nachdem er 1844 feierlich in die katholische Kirche aufgenommen worden, war er zunächst eifrig tätig im Interesse der Ausbildung eines einheimischen Klerus. 1851 empfing er selbst die heilige Priesterweihe. Um dieselbe Zeit gelang es dem Ras (Statthalter) Rasä, die Provinzen Amhara, Tigre und Schoa unter seine Macht zu bringen, 1854 machte er sich zum Alleinherrscher. Der Tyrann, der sich am 12. Febr. 1855 als Kaiser (Negus Negesti) Theodor II. krönen ließ und von allen Abessiniern unter Androhung der Todesstrafe das monophysitische Glaubensbekenntnis forderte, wollte um jeden Preis seinen berühmten Landsmann Ghebre Michael zum Abfall zwingen. Derselbe hatte bereits früher in dunklem Kerker für seinen katholischen Sinn gebüßt. Nunmehr bekam er grausame Tortur

zu leiden. Tagelang mußte er bewegungslos aushalten, die Beine in ein Marterholz eingeklemmt. Wiederholt wurde er so unmenschlich gepeinigt, daß Fleischstücken in die Blutlache fielen. Mitten in den Qualen rief er: „Ich glaube alles, was die römisch-katholische Kirche zu glauben vorstellt. Mein Gott, stärke mich und nimm mich auf ins Paradies!“ Im Mai 1855 verurteilte der Wälderich sein unschuldiges Opfer zum Tode durch Erschießen. Wurde auch infolge einflußreicher Fürsprache das Urteil nicht vollstreckt, so kam doch neue Reinigung über Ghebre Michael, bis er am 28. August mit 64 Jahren vor Entkräftung tot niedersank. Am 3. Okt. 1926 ist er selig gesprochen worden, ein Blutzeuge für die volle Wahrheit der Menschwerdung des Sohnes Gottes.

Am 10. Oktober fand die feierliche Beatifikation von elf Märtyrern statt, die in der Nacht zum 10. Juli 1860 zu Damaskus in der großen Christenverfolgung um des Glaubens willen von Mohammedanern getötet wurden, nämlich acht Franziskaner und drei maronitische Laien, die Brüder Massabti. Von den Franziskanern sind sieben Spanier, einer ist Oesterreicher, P. Engelbert Kolland aus Ramsau im Zillertal (Tirol), geb. am 21. Sept. 1827; er war zuletzt Kaplan der arabischen Katholiken in Damaskus.

Der am 16. Mai seliggesprochene französische Pfarrer André Hubert Fournet (1752 bis 1834) gehörte einer begüterten Familie der Diözese Poitiers an. Seine treffliche Mutter gab ihm eine tiefreligiöse Erziehung, verhehlte auch dem heranwachsenden Sohne ihren Herzenswunsch nicht, ihn dereinst als Priester zu sehen. Der Knabe fühlte aber keine solche Neigung; freimütig schrieb er in ein Buch: „Dieses Wort gehört dem A. F. Fournet, einem guten Jungen, der jedoch nicht Mönch oder Weltpriester werden will.“ Einige Zeit lockte ihn die militärische Laufbahn, dann studierte er Jurisprudenz, entschloß sich schließlich aber für den geistlichen Beruf. 1776 geweiht, wurde er 1781 Pfarrer in Maillé als Nachfolger seines Oheims. Eines Tages erwartete Fournet in seinem Speisezimmer Gäste, als ein Bettler eintrat. Der Hausherr reichte ihm ein Stück Brot. Da jedoch der Arme stehen blieb, wohl in der Hoffnung auf klingende Münze, sagte Fournet, er habe in diesem Augenblick kein Geld. „Wie!“ rief der andere ungläubig aus, „Sie hätten kein Geld, wo doch auf Ihrem Tisch Silbergeschirr glänzt!“ Diese dreiste Aeußerung machte einen tiefen Eindruck auf den jungen Pfarrer. Er zog sich auf zehn Tage in die Einsamkeit zurück und erkannte nun die Wahrheit des Wortes, daß im Reiche Gottes „alle Herrlichkeit von innen“ ist. Wie umgewandelt kehrte er in seine Pfarrei zurück, beherrscht von dem Gedanken an den unvergänglichen Wert der übernatürlichen Güter. Seinem priesterlichen Wirken, getragen von Gebetsgeist und Bußstrenge, wurden denn auch außerordentliche Erfolge zuteil. 1791 verweigerte Fournet den Eid auf die Zivilkonstitution des Klerus und wanderte auf den Rat seines Bischofs nach dem spanischen Grenzgebiet aus, nachdem über die eidweigernden Geistlichen die Verbannung verhängt worden war. Im Sommer 1797 kehrte er in die Heimat zurück, wo noch während

zwei Jahren die Verfolgung nichtkonstitutioneller Priester fortbauerte. Unbekümmert um die ständige Gefahr, übte er im geheimen eine eifrige Seelsorge aus. Erst nach Abschluß des Konkordats konnte Fournet sich wieder in Maillé niederlassen. Er nahm sich auch der Nachbarpfarrei Bêthines an und ließ dort durch ein vornehmes frommes Fräulein, Elisabeth Vichier des Ages, eine Mädchenschule gründen. Diese opferfreudige Dame widmete sich ebenfalls der Krankenpflege. Um sie scharten sich bald einige gleichgesinnte Jungfrauen. Aus dieser von Fournet geleiteten Vereinigung zur Betreuung der Kranken und zum Unterricht der Kinder entstand, als 1807 der Bischof von Poitiers die Ablegung der Gelübde gestattete, die Kongregation der Filles de la Croix. 1820 resignierte Fournet als Pfarrer, um der vielversprechenden Genossenschaft seine letzten Kräfte widmen zu können. Er starb am 13. Mai 1834 mit 82 Jahren. Als 1838 die Schwester Elisabeth Vichier, die erste Generaloberin, aus dieser Zeitlichkeit abberufen wurde, zählte die Kongregation der „Kreuzschwestern vom hl. Andreas“ bereits 100 Niederlassungen. Um 1880 waren 2700 Schwestern in 400 Hospitälern, Waisenhäusern, Kindergärten und Elementarschulen tätig. Es ist zu erwarten, daß bald auch der ehrwürdigen Dienerin Gottes Elisabeth Vichier die Ehre der Äläre zuerkannt werden wird.

Der Name der am 13. Juni seliggesprochenen Lucia Filippini bleibt verbunden mit einer Genossenschaft von Schulschwestern, die heute in Rom außer dem Mutterhause eine Reihe von Niederlassungen und auch solche in anderen Provinzen Italiens sowie in Amerika hat. 1672 in Corneto Tarquinia (Prov. Rom) geboren, wurde Lucia im zartesten Kindesalter Doppelwaise. Oheime nahmen sich ihrer an. Es war ein Gnadenkind, dessen Auservählung nicht unbekannt bleiben konnte. Kaum zehnjährig, begann sie im Auftrag des Pfarrers andere Kinder in den Grundwahrheiten der Religion zu unterrichten. Das tat sie, reichsten Segen stiftend, jahrelang, denn sie verstand es, mit Herz und Sinn über die heiligen Dinge zu reden und an die Unterweisung eine eindringliche Nuzanwendung zu knüpfen. Lucia zählte 16 Jahre, als Marcantonio Barbarigo, der 1640 in Venedig einem der angesehensten Geschlechter entsprossene Bischof von Montefiascone, auf seiner ersten Visitationäreise in Corneto die Geschicklichkeit der jungen Katechetin bewundern konnte. Da ihm sofort klar war, daß hier ein hoher Beruf vorlag, bot er dem Mädchen die Möglichkeit weiterer Ausbildung im Klarissenkloster zu Montefiascone. Lucias Streben nach Vollkommenheit wurde für die Schwestern geradezu vorbildlich. Barbarigo, eine Zierde des Kardinalkollegiums, ein Oberhirt von unbegrenztem Seeleneifer, unglaublicher Bußstrenge und nimmermüdem Wohltätigkeitsinn, beschloß, für seine Diözese eine Genossenschaft von Schulschwestern ins Leben zu rufen, deren erstes Mitglied Lucia Filippini sein sollte. Der Bischof selbst bestimmte die Ordenstracht und entwarf die Regel. Lucia stellte ihre ganze erstaunliche Energie in den Dienst der edlen Sache. An sie als Oberin schlossen sich zahlreiche ideal veranlagte und gebildete Jung-

frauen an, bereit, dem Unterricht der Kleinen ihre Kräfte zu widmen. Als Barbarigo 1706 im Rufe der Heiligkeit starb, hatte er die Genehmigung, daß in einer Reihe von Städten gutbesuchte Schulen seiner Stiftung blühten. In Rom gründete Lucia 1707 auf Wunsch des Papstes Clemens XI. im Rione Monti eine Schule, deren Mustergültigkeit bald allgemein gepriesen wurde. Dort erhielt 70 Jahre später die mystisch hochbegnadete sel. Anna Maria Taigi (1769 bis 1837) den Primärunterricht. Mit der Leitung der jungen Genossenschaft erschöpfte sich die Tätigkeit der Filippini nicht. Zur selben Zeit, da der hl. Leonhard von Porto Maurizio durch seine erschütternden Bußpredigten ungezählte Sünder bekehrte, wirkte Lucia vielerorts durch hinreißende Ermahnungen auf die Frauenwelt höchst segensreich ein. Schwere Anfeindungen und harte Heimsuchungen blieben ihr nicht erspart. Während ihrer letzten Jahre quälte sie der Brustkrebs schrecklich, ohne daß man je ein Wort der Mitleid aus ihrem Munde hörte. Sie starb am 25. März 1732 um die Mittagsstunde, wie sie am 19. vorhergesagt hatte. Die Genossenschaft der „Maestre Pie Filippini“ macht dem Geiste ihrer ersten Oberin alle Ehre.

Jeanne Antide Thouret, Stifterin der Barmherzigen Schwestern von Besançon, die heute in 997 Häusern und Anstalten, verteilt auf 582 Diözesen, tätig sind, ward 1765 in Sancey (Franche-Comté) geboren als Tochter einer einfachen, achtbaren Familie. Mit 22 Jahren um Aufnahme bei den Vincentinerinnen in Langres bittend, erklärte die Jungfrau: „Ich möchte Ordensschwester werden, nicht um Ungemach und Trübsal zu entgehen, sondern damit ich lerne, wie man in verdienstlicher Weise leidet, und damit ich mich heilige.“ Ihrer Devise „Gott die Ehre, mir die Mühseligkeit“ blieb sie in verschiedenen Klöstern und Krankenhäusern unter höchst schwierigen Verhältnissen treu. Die Aufhebung ihrer Kongregation während der Revolution nötigte sie zur Heimkehr. Nachdem sie einige Zeit in der Schweiz ihren Opfersinn betätigt, eröffnete sie 1799 in Besançon eine Schule für dürstige Mädchen, sowie ein kleines Krankenhaus, da einige gleichgesinnte Jungfrauen sich ihr beigesellt hatten. Aus dieser karitativen Vereinigung ging bald eine Kongregation hervor, die rasch aufblühte. 1810 reiste J. A. Thouret mit acht Schwestern nach Neapel zur Gründung einer Niederlassung. Dort starb 1826 die Generaloberin, deren Leben manche wunderbaren Vorgänge aufweist. Am hohen Pfingstfest 1926 fand die feierliche Beatifikation der Gottesbraut statt, deren Nächstenliebe Pius XI. 1922 als riesenhaft gepriesen hat.

Die im 27. Lebensjahre aus dieser Zeitlichkeit abberufene „Lilie von Loreto“, Bartolomea Capitanio (1807 bis 1833), entstammte einer einfachen Kaufmannsfamilie am Iseo-See (Oberitalien). Das begabte liebreizende Kind fand seine Freude darin, Kameradinnen in den religiösen Wahrheiten zu unterrichten. So widmete sich Bartolomea, die eine besonders innige Andacht zum hl. Alysius hegte, mit Zustimmung ihrer geistlichen Oberen allmählich einem Apostolat der Jugend.

Die edelsinnige Caterina Gerosa stellte ihr Wohnräume zur Verfügung, in welchen die Selige eine Kongregation von „Schwestern der Liebe“ gründete, bestimmt, vor allem sich der Kinder des Volkes anzunehmen. Bald hatte sie, die erste Oberin, 300 Mädchen unter ihrer Obhut. Jung sterbend hinterließ sie eine reiche Liebesfaat, die prächtig aufging. Die Kongregation, deren zweite Oberin C. Gerosa war, zählt heute in Italien viele Tausende von Schwestern und Schülern, hat auch bereits tüchtige Kräfte für die Mission geliefert. Am 30. Mai wurden der Stifterin im Petersdom die Ehren der Seligen zuteil.

2. Zum Franziskus-Jubiläum. Gemäß Verfügung des Hl. Vaters begann am 1. August offiziell die 7. Zentenarfeier des großen Volksheiligen von Assisi, der am 4. Okt. 1226 heimgegangen. Bereits im März hatte Pius XI. in einem Schreiben an Luigi Colombo, Präsident des Zentralausschusses der „Katholischen Aktion“ in Italien, gemahnt, den Festveranstaltungen „jenen Charakter der Frömmigkeit und Religiosität zu geben, der zur Gesinnung der Buße und der Verzeihung, der Heiligung und des Friedens ruft, aus welcher der franziskanische Geist hervorgegangen ist“. Allenthalben wurde und wird Franz hoch gefeiert. Genießt er doch, wie kaum ein zweiter Heiliger, allgemeine Verehrung und übt immer noch eine Anziehungskraft aus, mit der kein anderer sich zu messen vermag. Er, der Heros der Gottes- und Nächstenliebe, die den wesentlichen Inhalt der Vollkommenheit ausmacht, liebte nicht nur die Menschen, sondern jegliche Creatur als Geschöpf Gottes, als Wegweiser zu Gott.

In seiner herrlichen Enzyklika „Rite expiatis“ vom 30. April wies Pius XI. die katholische Welt auf Franziskus hin: „Nicht nur zum Besten seiner stürmischen Zeitepoche, sondern zur Erneuerung der christlichen Gesellschaft aller Zeiten schenkte uns die göttliche Vorsehung diesen Mann.“ Höchster Lobpreis wird ihm da gespendet mit den Worten: „Mein Heiliger scheint das Abbild Christi unseres Herrn und das Vorbild evangelischen Lebenswandels reiner und ausgeprägter widerzuspiegeln als Franziskus. Deshalb ist er, der sich, ‚Herald des großen Königs‘ zu nennen pflegte, mit Recht ‚zweiter Christus‘ genannt worden, weil seine Zeitgenossen und alle darnach kommenden Geschlechter ihn gleichsam als neu erschienenen Christus betrachteten. Deshalb haben wir ihn auch heute noch lebendig vor Augen und er wird für alle Zukunft weiterleben.“ Als Mann der Tat aus Gott und für Gott ließ Franz in seiner Person das Evangelium in Erscheinung treten. Nach dem Beispiel des Heilandes sich opfern in Armut und Demut ist Inhalt und Form seines Lebens, das, vom katholischen Kirchenglauben durchtränkt, nur vom wirklichen Katholiken voll und richtig verstanden wird.

Der vom Armen von Assisi ausgegangenen Bewegung scheint das Jubiläum neuen Aufschwung und frische Kraft zur Welterneuerung zu bringen. Träger seiner fruchtbaren Gedanken, die während der Jahrhunderte unsagbar viel Gutes hervorbrachten, ist zunächst der erste Orden mit den drei Zweigen der Franziskaner, Kapuziner und Konventualen,

immer noch der stärkste Missionsorden, wie ja auch Weltseelsorge das Ideal des Stifters war. Wunderbar rein hat der Geist des seraphischen Heiligen sich erhalten im zweiten Orden der in strengster Armut täglich ihr Lebensopfer erneuernden Klarissen. Zeitgemäß ist vor allem auch der dritte Orden für jene, die außerhalb von Klostermauern das demütige, liebeerfüllte Heilandsleben nachahmen möchten. Leo XIII. hat wiederholt betont: „Die Wiedergeburt und das Gedeihen der sozialen Ordnung erwarte ich nur von der Tätigkeit des dritten Ordens.“ Mehr als je hat er heute ein Apostolat auszuüben. Wird auch nicht von seinen Mitgliedern Besitzlosigkeit gefordert, so müssen sie doch bestrebt sein, nach dem Geiste evangelischer Armut im Gebrauch aller zeitlichen Güter maßzuhalten und über alle Bildungs- und Kastenschränken hinweg den Menschen ihr Bestes zu geben, die Liebe.

Auch Nichtkatholiken und Ungläubige preisen nicht selten den heiligen Franz. Doch nicht als treuen Sohn der Kirche, der die verwahrloste Welt für das Ewige gewinnen wollte, lassen sie ihn gelten; ihnen ist er vornehmlich Naturschwärmer, Philanthrop und Poet. Daß er irdisches Gut verachtete, darin vermögen sie höchstens einen „genialen Irrtum“ zu erblicken. Und doch ist dies das Grundlegende im Leben und Wirken des hl. Franz, wie Heinrich Federer in seiner kleinen Schrift „Der heilige Habenichts“ immer wieder betont. „Durch nichts hat Franz von Assisi seine Zeitgenossen so gewaltig ergriffen und aufgerüttelt wie durch seine ungekünstelte Liebe zur Armut.“ Darin liegt die Erklärung seines heilenden, hebenden, heiligenden Einflusses auf die Menschheit. Wie sieht es heute in der Welt aus? Es ist, um mit Federer zu reden, „dem Widersacher, der nachts durch die Menschenfelder geht, mit Hilfe unserer Faulheit und Feilheit gelungen, eine Weltatmosphäre zu schaffen, noch viel gieriger und metallfräßiger als Anno 1200. Und darum haben wir den hl. Franz so hochnötig wie damals, den Liebhaber und Liebsinger und Praktiker der Armut, den Rufer nach Einfachheit und Einfalt“. Soll die franziskanische Jubiläumsfeier welt- und lebenserneuernd wirken, so muß dabei die Armutspredigt des Poverello laut ertönen und verstanden werden, damit wenigstens die übertriebene Sucht nach Gewinn und Genuß eingedämmt werde. Möge die Erinnerung an ihn, der selber voll Herzensfrieden Frieden verkündete und bewirkte, durch Befriedung der Herzen die Völkerbefriedung nachhaltig fördern!

3. Neuorientierung des Missionswesens. Sechs chinesische Bischöfe. In eindrucksvollen Bildern und Statistiken zeigte die vaticanische Missionsausstellung des hl. Jahres, welch gewaltige Arbeit unter den mehr als 1000 Millionen Heiden noch zu tun bleibt. Auf diese Tatsache hat Pius XI. in seiner offiziellen Ansprache anlässlich der Schließung der Ausstellung und besonders in der hochwichtigen Missionsencyklika „Rerum Ecclesiae gestarum“ vom 28. Februar 1926 hingewiesen. Wie der Statthalter Christi betont, läßt ihm der Gedanke, daß noch eine Milliarde Menschen dem Heidentum angehört, keine Ruhe. Kein Katholik darf sich der Pflicht, am Weltapostolat teilzunehmen,

entziehen; ein jeder möge nach Kräften mitwirken, daß jene, die noch in der Finsternis des Aberglaubens leben, im wahren Christenglauben unterrichtet werden. Der Papst gibt kraft seiner obersten Hirten Gewalt eine Reihe bedeutsamer Anweisungen zur Entfaltung und teilweisen Neuorientierung des Missionswesens. Vornehmlich ist für die Heranbildung eines tüchtigen eingeborenen Klerus zu sorgen und wird die Schaffung einer einheimischen Hierarchie ins Auge gefaßt. Nach der Ueberzeugung des Hl. Vaters sind die Missionen, als solche gekennzeichnet durch das Vorherrschen fremder Elemente, nicht bestimmt, immer Mission zu bleiben, wie das Kind nicht immer Kind bleibt. Es ist daher sehr erwünscht, daß geeignete Oberhirten und Geistliche in genügender Zahl aus der einheimischen Bevölkerung hervorgehen. Der Papst wendet sich in seinem Rundschreiben gegen die Meinung, solche Priester seien ausschließlich dafür da, den europäischen Missionären untergeordnete Dienste zu leisten und deren Tätigkeit einigermaßen zu ergänzen. Auf die Frage, was denn das Ziel der Missionsarbeit sei, antwortet er: „Doch nur die Kirche Christi an zahllosen Orten zu gründen und zu erhalten. Und aus was für Bausteinen wird heutzutage die Kirche im Heidenlande aufgeführt? Doch aus all jenen, aus denen sie einstmals bei uns erstand, nämlich aus Volk und Klerus des betr. Landes, aus bodenständigen Ordensmännern und Klosterfrauen. Warum denn sollte man es dem einheimischen Klerus verwehren, seine eigene Heimatscholle zu bebauen, d. h. seine Landsleute zu betreuen?“

In bezug auf die Kultur ihrer Bevölkerung und die Entwicklung ihres nationalen Klerus zeichnen die Missionsländer des fernen Ostens sich aus und scheinen daher berufen, die ersten auf diesem Wege zu sein. Indien erhielt 1923 erstmalig einen eingeborenen Kirchenfürsten in der Person des Jesuiten Msgr. Roche, Bischof von Tuticorin. 1926 kam die Neuorientierung dem Reiche der Mitte zugute, wo bei einer katholischen Bevölkerung von rund 2.200.000 Seelen 1070 chinesische Priester und 1481 fremde Missionäre wirkten, aber noch kein Chinese zur Bischofswürde erhoben war. An die dort tätigen Apostolischen Vikare und Präfekten richtete der Papst im Frühjahr ein durch praktische Ratschläge ausgezeichnetes Schreiben über Chinas Missionierung. Auch wollte er persönlich sechs bewährte chinesische Geistliche, wovon fünf Ordensleute, zu Nachfolgern der Apostel weihen und ihrer Ob Sorge ausgedehnte, zum Teil neugebildete Sprengel anvertrauen. Vom Apostolischen Delegaten in China, Msgr. Costantini, nach Rom geleitet, empfingen sie dort aus der Hand des Hl. Vaters in St. Peter die Fülle des Priestertums am 28. Oktober, dem Tage, wo 1919 Msgr. Ratti, der glorreich regierende Papst, zum Bischof geweiht worden. Es sind Philipp Tschao, Titularbischof von Baga, Apost. Vikar von Suanhwafu; der Franziskaner Ddorch Tcheng, Titularbischof von Cotenna, Apost. Präfekt von Buchi; der Lazarist Melchior Suen, Titularbischof von Esbon, Apost. Präfekt von Lihien; der Franziskaner Ludwig Tschan, Titularbischof von Attuda, Apost. Vikar von Tsenyang; der Lazarist Josef Hu, Titularbischof von

Theodosiopolis, Apost. Vikar von Taichow und der Jesuit Simon Tsu, Titularbischof von Cesvi, Apost. Vikar von Haimen; die drei letztgenannten Vikariate sind im Mai und Juli neu geschaffen worden.

Nach dem Weiheakt beglückte der Papst die neuen Bischöfe mit einer lateinischen Ansprache, worin es u. a. heißt: „Wir können nicht die innere Freude zurückhalten, von der Wir ganz durchdrungen sind, da Wir zum erstenmal hier in Rom beim römischen Papste Bischöfe des einheimischen Klerus Chinas sehen, bestellt, Apostolische Vikariate zu leiten und bestimmt, unter ihre Landsleute den katholischen Glauben zu tragen und unter ihnen das Reich Jesu Christi auszubreiten. Es ist dies ein wahrhaft heilsamer Entschluß, den Wir heute verwirklichen können, von dem Wir wünschen und zuversichtlich hoffen, daß Wir ihn mit Gottes Hilfe nach und nach auch in anderen Gebieten durchführen können. Wir riefen euch in der Tat nach dieser Stadt, Mittelpunkt der katholischen Religion, um in der erhabenen Majestät dieses dem hl. Petrus geweihten Tempels euch zu konsekrieren, die ihr die Erstlinge seid, die ersten Sprossen des chinesischen Episkopates, ausgestattet mit der bischöflichen Würde und geschmückt mit der hl. Inful . . . Petrus hat euch mit seiner ganzen Liebe aufgenommen, die ihr keine geringe Hoffnung für die Ausbreitung des katholischen Glaubens unter euren Mitbürgern gewähret. Und diese Mitbürger, die mit euch das Vaterland gemeinsam haben und jene unermesslichen Länder bewohnen — wo seit dem fernsten Altertum Wissenschaften und Künste blühten —, haben einmütig die Absicht des hl. Stuhles belobt . . . In dieser feierlichen Stunde kann mit gutem Recht das Christustwort auf euch Anwendung finden, die ihr nun Stellvertreter Christi seid: ‚Erhebet euer Angesicht und betrachtet das Land — euer ungeheures Land —, das schon reif ist zur Ernte!‘ Und jenes andere Wort: ‚Gehet auch ihr in meinen Weinberg!‘ Und endlich: ‚Gehet, prediget, unterrichtet, segnet, denn ich habe euch auserwählt, damit ihr hingehet und Früchte traget und eure Frucht sei von Dauer. So geschehe es.“

Der 28. Oktober 1926 bezeichnet den Beginn einer neuen religiösen Ära für das Riesenreich und überhaupt einen Wendepunkt in der Missionsgeschichte. Abgesehen von einem zu erhoffenden Aufblühen des Katholizismus in China ist zu erwarten, daß die Aufnahme chinesischer Priester in den Episkopat die offizielle Anerkennung der katholischen Hierarchie durch die chinesischen Behörden erleichtern wird.

4. Um die Römische Frage. In dem bedeutsamen Schreiben Pius' XI. an den Kardinalstaatssekretär Gasparri vom 18. Febr. 1926 heißt es, daß „kein gesetzmäßiges Abkommen (zwischen dem hl. Stuhl und der italienischen Regierung) erfolgt ist noch erfolgen kann oder erfolgen wird, solange die dem hl. Stuhle bereitete ungerechte Lage andauert“. Bald nachher begannen in Italien der Kirche fernstehende Blätter und Kreise sich mit dem Wesen und den Lösungsmöglichkeiten der Römischen Frage eifrig zu beschäftigen, wobei vielfach außeracht gelassen wurde, daß es sich nicht um eine bloße inneritalienische An-

gelegenheit handelt, wohl aber das schwierige Problem internationalen Charakter hat. Auch ein Teil der katholischen Presse glaubte an die Wahrscheinlichkeit eines bevorstehenden Konkordats, obwohl der eben zitierte, mittelbar an die italienischen Machthaber gerichtete Satz eine solche Abmachung vor einer wirklichen Lösung der immer noch brennenden Frage ausschließt. Die Berechtigung der im Sommer verbreiteten englischen und amerikanischen Pressemeldungen über die konkrete Absicht der Mussolinischen Regierung, zu einer Lösung zu gelangen, war nicht erkennbar.

Daß sich immerhin manches geändert hat, bewies die letzte Feier des 20. September. Während früher, als noch die Freimaurerei vielfach den Ton angab, der Jahrestag der Einnahme Roms geräuschvoll unter rohen Schmähungen gegen den Vatikan begangen wurde, verzichtete man diesmal auf Festzug und Reden. Was blieb, genügte freilich, die Erinnerung an die ungelöste Frage wachzuhalten. — Ein Leitartikel des „Osservatore Romano“ vom 20./21. Sept., betitelt „Die Unabhängigkeit des Papstes im Mémorial de Ste-Hélène“ kommentiert eine beachtenswerte Äußerung des entthronten, verbannten Kaisers Napoleon vom 17. April 1816 und bemerkt zum Schluß: „Im gewaltigsten Geist, im klaren Blick des größten Staatsmannes der Neuzeit bedeutet der Raub der weltlichen Herrschaft des Hl. Stuhles Unterwerfung der religiösen Gewalt unter die Zivilgewalt, Herabwürdigung der Kirche zum Schemel der Hegemonie einer irdischen Macht, so daß die Religion, weit entfernt, dadurch ‚gereinigt‘ zu werden, zur Sklavin der Politik gemacht wird. Menschlich gesprochen wäre das — wenn’s eben möglich wäre — der Niedergang, das Ende der Größe des Katholizismus in der Welt.“

Daß der Konflikt eines einzelnen Staates, Italiens, mit einem universalen Prinzip göttlichen Ursprungs, welches die ganze Welt anerkannt hat, dem Prinzip der Unabhängigkeit der katholischen Kirche und ihres Oberhauptes, im Laufe der Jahre nicht erloschen ist, hat dasselbe päpstliche Organ am 26. Sept. mit folgenden Worten wieder einmal festgestellt: „Wiederaufleben der Diskussionen über die Römische Frage. — Die Studien und Erörterungen über die sogenannte Römische Frage erfuhren in letzter Zeit eine bemerkenswerte Neuaufmachung. Allenfalls bekunden sie ein stärkeres Bewußtsein der Wirklichkeit und Bedeutung eines Problems, das der Liberalismus noch vor wenigen Jahren als endgültig gelöst ansah. Es braucht hier nicht näher eingegangen zu werden auf die in Zeitungsartikeln, Zeitschriften und Broschüren geäußerten mancherlei Meinungen, verschiedenartigen Vorschläge und Gesichtspunkte. Hier werden wir uns mit der Bemerkung begnügen, daß die seit 56 Jahren dem Hl. Stuhl geschaffene Lage leider noch immer wesentlich unverändert ist. Ohne hier die fundamentalen Prinzipien und Rechtsgründe zu wiederholen, die immer gegen das Garantiegesetz geltend gemacht wurden, bleibt z. B. die Tatsache bestehen, daß der Papst nur den Nießbrauch der apostolischen Paläste hat, belastet mit deren Bewachung, d. h. mit der Verantwortung für die

darin aufbewahrten Kunst- und wissenschaftlichen Schätze. Demgemäß hat der Stellvertreter Jesu Christi, das erhabene Oberhaupt einer göttlichen, vollkommenen und daher souveränen Gesellschaft, die seit zwanzig Jahrhunderten Millionen geistiger Untertanen in der ganzen Welt zählt, nicht einmal seine Wohnung als Eigentum, wo er doch Vertreter aller Staaten, Pilger aller Völker empfängt und bewirtet, in deren Augen er juridisch nur als ein „Geduldeter“ im Rom des hl. Petrus erscheint. Es genüge zu erinnern, daß die Privilegien und Immunitäten, die ihm zugestanden sind, unter jenen stehen, deren sich die Mitglieder des bei ihm akkreditierten diplomatischen Korps erfreuen; ein jedes genießt den Schutz des internationalen Rechtes, ist Herr im eigenen Hause oder kann es sein. Es ist dies eine unleugbare Tatsache, die, wenn sie auch nur eine Einzelheit in dem ganzen Komplex der unerträglichen Lage bildet, dennoch mit charakteristischer Eindringlichkeit dem gesunden moralischen und politischen Sinn eines jeden richtigen Gewissens die nicht allein rechtliche, sondern auch praktische Unerträglichkeit der Lage verständlich macht. Wir beschränken uns zu verlangen, daß man objektiv und ehrlich nachdenke über diese Erwägungen. Denn das sind wir gewiß, der zwingende Schluß wird sein, daß der gegenwärtige Stand der Frage nicht dem Recht und der Würde einer wirklichen und offensichtlichen Unabhängigkeit entspricht, wie sie mit der universellen geistigen Mission innig verbunden ist.“

Auf diese offiziöse Note erwiderte Arnaldo Mussolini, Bruder des Diktators, im „Popolo d' Italia“, das Recht auf Eigentum am vatikanischen Palast sei nur eine Detailfrage, der italienische Staat nehme niemandem, was ihm gehöre. — Bis jetzt hat aber der Staat das Geraubte behalten und das Garantiegesetz in Kraft gelassen, das Werk von Gewaltthabern, die, nachdem sie den hl. Vater beraubt, sich in eigener Sache zu Richtern aufwarfen, selbstherrlich dem Papst als einem depossedierten Herrscher seine Stellung auf annektiertem Boden zuwiesen und umgrenzten, eigenmächtig durch ein einseitiges, nationales Gesetz ihm, einer internationalen, übernationalen Macht, als Gnadengeschenk, als Almosen die Möglichkeit zur Betätigung des obersten Lehr- und Hirtenamtes gewähren wollten. Nichts Positives, keine einzige Garantie bietet das Garantiegesetz dem Papst. Das perfide Gebilde ist voll absichtlicher Widersprüche und Zweideutigkeiten. Es ließ das Oberhaupt der Weltkirche nur im Genuß einiger Paläste, so daß ein italienischer Ministerpräsident, Marchese di Rudini, in öffentlicher Kammer Sitzung ausrufen konnte: „Der Papst ist in unserem Hause zu Gast.“ So hat das Garantiegesetz den hl. Stuhl zum Inbegriff des italienischen Staates gemacht. Der Papst ist moralisch ein Gefangener der Revolution, deren Uebermacht am 20. Sept. 1870 die Ewige Stadt bezwang.

Erfreulicherweise sind beide Lager einander näher gekommen, das geht aus zahlreichen durch die Presse bekannt gewordenen Vorkommnissen hervor. Bezeichnend ist z. B. die Tatsache, daß Viktor Emanuel III., König von Italien, nach Assisi fuhr, in Santa Maria degli Angeli dem

hl. Meßopfer bewohnte, dann zur Grabkirche des hl. Franziskus hinaufstieg, wo er vom Alerus mit königlichen Ehren empfangen wurde. Bedeutender noch ist der Besuch des Kardinals Merry del Val in Assisi durch bemerkenswerte Umstände. Am 4. Okt., wo zum 700. Male sich die Stunde jährte, da der seraphische Heilige in die ewige Glorie einging, erschien der frühere Staatssekretär Pius' X. als päpstlicher Legat mit glänzendem Gefolge, worunter zahlreiche, von ihm selbst eingeladene Pressevertreter, an der Grabstätte des Poverello. Die Regierung hatte in Rom einen Sonderzug mit Salonwagen bereitgestellt und dem Kardinallegaten einen hohen Beamten des Ministeriums des Innern attachiert, sowie militärische Ehren erweisen lassen. Auf allen Stationen der Durchfahrt standen ebenfalls bewaffnete Abteilungen zur Ehrung bereit und allenthalben brachte eine zahlreiche Volksmenge, die historische Bedeutung des Tages instinktiv fühlend, dem Purpurträger eine begeisterte Huldigung dar. In Assisi machte der Unterrichtsminister Fedele namens der Regierung dem die Person des Papstes vertretenden Kardinal seine Aufwartung mit einem Besuch von 20 Minuten und beteiligte sich an der glänzenden, eindrucksvollen Feier. Indem die Regierung durch ihn an der festlichen Veranstaltung teilnahm, wurden zum erstenmal seit 1870 die zwischen dem hl. Stuhl und den italienischen Machthabern bestehenden Schranken überschritten. Viele erblickten darin einen wirklichen Schritt zur Aussöhnung, zumal Kardinal Merry del Val in öffentlicher Rede des Werkes Mussolinis mit folgenden Worten gedachte: „Meine Dankesworte wenden sich auch an den, welcher die Leitung der Regierung Italiens in der Hand hat und mit klarer Auffassung der Wirklichkeit der Dinge gewollt hat und will, daß die Religion geachtet, geehrt und ausgeübt werde. Von Gott sichtlich beschützt, hat er es weise verstanden, die Lage der Nation zu heben und ihr Ansehen in der ganzen Welt zu stärken.“ Gegen diese Bewertung erhob freilich der Vorstand der Popolari-Partei Einspruch im Vatikan.

Daß es Mussolini mit der Rückkehr zum Katholizismus ernst war, braucht nicht bezweifelt zu werden. Seine Haltung beim Gottesdienst spricht für innere Ueberzeugung. Er weiß, daß ein geordneter Staat ohne die ewigen Gesetze Gottes auf die Dauer nicht existieren kann. Wenn er bestrebt ist, den moralischen Faktor der katholischen Idee zur Festigung seines Regimes auszunützen, so liegt theoretisch darin eine gewisse Gefahr, daß die Kirche den staatlichen Interessen dienstbar gemacht werden könnte, doch schließt die altbewährte Klugheit und Tatkraft der römischen Kurie diese Möglichkeit aus.

Manche hochgestellte italienische Katholiken erhoffen von einer nahen Zukunft eine gründliche Regelung der Beziehungen zwischen Italien und dem Vatikan. Kardinal La Fontaine, Patriarch von Venedig, nahm kürzlich bei einer kirchlichen Feier in Rovigo Anlaß, um inmitten des Regional-Episkopates der Regierung einen Wink zu geben. Er drückte die Erwartung aus, daß eine baldige Lösung der Römischen Frage gefunden werde, . . . daß die Leiter von Staat und Kirche sich auf eine

praktische Formel bezüglich ihres Verhältnisses bald einigen werden. — Auf Seite der Kirche fehlt es gewiß nicht an gutem Willen. Mit Rücksicht auf das hochwichtige Ziel scheint der Hl. Stuhl verschiedentlich zu Ausschreitungen faschistischer Draufgänger gegen geistliche Personen und katholische Institute geschwiegen zu haben.

Die Frage wird erst als gelöst zu betrachten sein, wenn dem Papst eine Stellung gesichert ist, welche seine Würde und die zur Erfüllung seiner Weltmission unerlässliche offensichtliche Freiheit und Unabhängigkeit gewährleistet, also seiner geistlichen Souveränität in der Welt entspricht. Seine ureigene Sache ist es, zu bestimmen, mit welchen Garantien das Oberhaupt der Kirche sich begnügen kann, denn von seiner hohen Warte aus ist er vor allem befähigt, die für das Heil der Kirche in Betracht kommenden Bedingungen nach allen Seiten zu beurteilen. Dringend notwendig ist ihm zweifellos ein unabhängiger Territorialbesitz.

Aus dem Heiligen Lande.

Jahresrückschau 1926.

Von P. Fr. Dunkel O. M., Jerusalem.

Das Jahr 1926 war für das Heilige Land nicht weniger ein Jahr außergewöhnlicher Wallfahrten, wie das verflossene „Heilige Jahr“ 1925. Unter den Pilgern war ebenfalls wieder eine stattliche Reihe von hohen Geistlichen, Bischöfen, Erzbischöfen und Kardinälen. Den Reigen des großen Völkerpilgerns zum Grabe des Welterlösers eröffneten 400 italienische Marinejoldaten zu Weihnachten 1925. Da der lateinische Patriarch Mons. Barlassina abwesend war (er befand sich in Rom), hielt der Weihbischof von Jerusalem, Mons. G. Kean, die Weihnachtsfeier in Bethlehem.

Den Italienern folgten Pilgerzüge aus allen Weltteilen und Nationen: Franzosen, Spanier, Tschechen, Oesterreicher, Deutsche, Engländer, Amerikaner aus Nord-, Süd- und Zentralamerika. Von hohen Geistlichen und kirchlichen Würdenträgern nennen wir nur die beiden italienischen Kardinäle Alessio Ascalesi, Erzbischof von Neapel, und Kardinal Laurenti, Präsekt der Reliquien; jeder kam mit einem größeren Pilgerzuge. Die außergewöhnliche Billigkeit dieser italienischen Pilgerfahrten, die von der Regierung begünstigt werden, bringt so seit einigen Jahren häufiger italienische Pilger nach dem Heiligen Lande. Italien sucht mit allen Kräften im Heiligen Lande festen Fuß zu fassen und seinen Einfluß zu stärken. Unter den Bischöfen nennen wir die hochwürdigsten Herren Augustin Blessing, apostolischer Vikar von Limon in Costarica, Zentralamerika, ein Württemberger aus der deutschen Provinz der Lazaristen, sowie Mons. Smets, Erzbischof und apostolischer Delegat von Persien, ein Holländer und früher vor dem Kriege Priester des lateinischen Patriarchates in Jerusalem.

Aber nicht nur Pilger, auch viele Touristen und Vergnügungsreisende, besonders Amerikaner und viele Deutsche, besuchten in diesem Jahre Jerusalem. So brachte der Monat April allein gegen 8000 Reisende (Touristen, Pilger und Juden) nach Palästina. Bei dem schlechten Wetter der ersten Monate konnten die meisten von ihnen in den wenigen Tagen, die sie größtenteils frierend in geschlossenen Autos auf den schmutzigen Straßen zubrachten, natürlich wenig sehen und werden so kaum ein angenehmes Bild von Palästina mit sich genommen haben.

Dieser Andrang von Pilgern und Touristen zeigt, daß das Heilige Land nicht nur allen Katholiken lieb und teuer ist, sondern daß es auch immer mehr in den Vordergrund des Interesses der Völker tritt.

Kurz erwähnt sei noch der Besuch des Vizepräsidenten vom Deutschen Verein vom Heiligen Lande, des Fürsten Salm-Reifferscheidt, in Jerusalem, sowie der Besuch der Generaloberin der Schwestern vom heiligen Karl Borromäus. Die ehrwürdige Mutter Luitgardis von Trebnitz war herübergekommen, um die kanonische Visitation der verschiedenen Häuser ihrer Orientprovinz vorzunehmen.

Anlässlich des 700jährigen Jubiläums der Bestätigung ihrer Ordensregel feierten die Karmeliter zu Haifa und auf dem Karmel ihr Jubelfest mit großer Feier. In Abwesenheit des lateinischen Patriarchen erhöhte der Weihbischof von Jerusalem die kirchliche Feier durch ein feierliches Pontifikalamt in der Kloster- und Pfarrkirche zu Haifa. Nachmittags war große Prozession zum Berge Karmel, an der sich viel Volk beteiligte.

Eine Prozession anderer Art erlebten wir in Jerusalem, als auf Anordnung des englischen Königs die Regimentsfahne, unter der die jüdische Legion seinerzeit den Krieg in Palästina mitkämpfte, den Juden übergeben wurde. Unter dem Jubel der Zionisten und dem Aerger der Araber wurde die Fahne unter den größten Ehrenbezeugungen und dem Schutze der Regierung von den Juden in feierlichem Zuge in die Synagoge gebracht. Doch in den Freudenbecher fiel kurz darauf ein Tropfen Bitterkeit, da sich auf der Fahne ein Kreuz befindet. Das war unangenehm; aber es ist ein Königsgeschenk und kann nach solcher Feier nicht so leicht wieder aus der Synagoge entfernt werden. Man spricht davon, ihr auf dem Ölberge in der neuen jüdischen Universität später einen würdigeren Platz zu bereiten.

Da die gewaltige Masseneinwanderung der Juden im Jahre 1925 (man spricht von 35- bis 40.000) eine starke Krisis und Arbeitslosigkeit hervorgerufen, so bemühte man sich, die Einwanderung in ruhigere Bahnen zu lenken. Man wollte sich in diesem Jahre auf 20.000 beschränken. Abschließende Zahlen liegen noch nicht vor. Aber da die Arbeitslosigkeit und andere Umstände auch eine ziemlich bedeutende Rückwanderung bewirkte, dürfte diese Zahl wohl kaum überschritten worden sein. Es wäre auch ein verhängnisvoller Irrtum der Regierung und sicher kein Segen für das Land, wenn sie die utopischen Träume der Zionisten allzusehr nähren und durch Gestattung einer übermäßig starken Einwanderung der Juden nach Palästina begünstigen wollte. Im Verlauf

des Jahres taten die Zionisten alles, um der Arbeitslosigkeit zu steuern. So sandte noch im Oktober der Führer der Zionisten, Dr Weizmann, £ 40.000 nach Palästina und weitere £ 20.000 stellte er in Aussicht. Diese Summen sind allein dazu bestimmt, eine Erleichterung der Wirtschaftslage herbeizuführen.

Der neunnte Jahrestag der Balfour-Deklaration (2. November) verlief in diesem Jahre in Palästina ohne Störung. Der 11. November, der Waffenstillstandstag, und der 9. Dezember, der Tag der Besitznahme Jerusalems, scheinen sich so langsam zu Feiertagen auszubilden. Am 11. November gedachte man wieder der gefallenen Krieger; Gedächtnisgottesdienste wurden in allen Kirchen und Synagogen abgehalten und am 9. Dezember war feierlicher Dankgottesdienst. Alle Regierungsämter, Banken, Geschäftshäuser und Schulen waren geschlossen.

Das Jahr 1926 brachte Palästina und dem Ostjordanlande einen außergewöhnlichen apostolischen Visitator für die Orientalen in der Person des Franziskanerpaters Robinson. Er wird in einigen Tagen von Rom, wohin er sich zur Berichterstattung begeben hatte, zurück erwartet und soll eine neue Sendung für Palästina erhalten haben.

Die Lage der katholischen Kirche im Heiligen Lande ist eine schwierige. Von außen bereitet das Schisma und der über gewaltige Mittel und Kräfte verfügende Protestantismus der Ausbreitung des Glaubens viele Schwierigkeiten und von innen der Nationalismus und die Eifersucht. Diese beiden Grundübel unserer Zeit, die von den letzten Päpsten in verschiedenen Rundschreiben als das größte Hindernis jeder einheitlichen und gegenständlichen Missionarbeit gebrandmarkt wurden, lassen es auch im Heiligen Lande zu keiner gedeihlichen, gemeinschaftlichen, echt katholischen Wirksamkeit kommen. So lange es so weiter geht, ist wenig Hoffnung auf wesentliche Besserung vorhanden. Die Katholiken könnten in Palästina mehr wie anderswo eine nicht zu unterschätzende Macht sein, wenn sie geschlossen und unter einheitlicher Führung vorgehen würden; Kräfte und auch Mittel wären genügend vorhanden, sie werden aber zersplittert und versprengt.

Fünf Jahre sind verflossen, seitdem den Benediktinern von der Dormitio auf dem Berge Zion das lateinische Patriarchatsseminar zu Beitschala anvertraut wurde und nun beginnt es so langsam die ersten Früchte zu zeitigen. Im Verlaufe des letzten Jahres haben mehrere Theologen die niederen Weihen erhalten. Vier Seminaristen erhielten die Subdiakonatsweihe, einer wurde zum Diakon und Priester geweiht. Außerdem vollendeten noch zwei ihre theologischen Studien, konnten aber wegen ihres allzu jugendlichen Alters noch nicht die heilige Priesterweihe empfangen. Sie werden, bis sie das nötige Alter erreicht haben, den Zöglingen des kleinen Seminars Unterricht erteilen und so die Würde der Professoren erleichtern helfen.

Außer dem lateinischen Priesterseminar hat Jerusalem noch das griechische Seminar der weißen Väter zu St. Anna und das syrische Seminar der französischen Benediktiner auf dem Oelberge. Das erste

hat nahezu den Stand der Vorkriegszeit wieder erreicht und konnte in diesem Jahre einigen Seminaristen die Diakonatweihe gespendet werden. Das syrische Seminar zählt etwa 30 bis 40 Seminaristen, von denen neun in diesem Jahre die philosophischen Studien begannen. Außerdem haben die Franziskaner ein sogenanntes „seraphisches Kolleg“ zu Emmaus zur Heranbildung von Berufen. In diesem Jahre konnten sie schon zehn Novizen dem Noviziat in Bethlehem einverleiben, während die drei ersten des Vorjahres die Gelübde ablegten.

Die Erziehung und Ausbildung in all diesen Schulen und Seminarien ist gratis. Für alles andere hat der Orientale Geld und Verständnis, nur nicht für ein Priesterseminar. Er glaubt, schon übergenuß getan zu haben, wenn er einen Sohn der Kirche schenkt. Für das Studium und die Ausbildung aber auch noch etwas zu zahlen, ist ihm ganz fremd. Es fehlt eben an tieferem Glauben und Verständnis der Priesterwürde. Es müssen ja Priester sein, aber da der lateinische Priester keine Familie gründen kann, gilt ein solcher Beruf vielfach als ein Verlust, den die Familie erleidet. So sagte mir einmal einer: „Wie, Abuna, ich habe meinen Sohn verloren und du willst, ich soll auch noch dazuzahlen!“ Nicht wenig Schuld daran trägt auch die alte Methode der Mönche, den Lateinern alles gratis zu geben, die die späteren religiösen Genossenschaften von den Franziskanern übernahmen. Jetzt ist es schwer, das Volk zu anderen Anschauungen zu bringen. Dabei hat man hier noch immer als Kirchengebot „den Zehnten“ an die Kirche zu zahlen, was natürlich keiner tut.

Freilich sind solche Anschauungen nicht geeignet, die Achtung und Liebe für den Priesterberuf zu wecken und zu heben. Ueberdies liegt es auf der Hand, daß von all den kleinen Priesteramtskandidaten nur ein geringer Prozentsatz es zu Priestern bringt; die Mehrzahl hält nicht aus und besinnt sich nach einer gewissen Ausbildung auf einen anderen Beruf, gewiß nicht zum Schaden der Kirche. Aber der Leidtragende ist doch zuletzt die Kirche, wenigstens in materieller Beziehung. Daß nämlich so ein abgegangener Seminarist, der infolge seiner im Seminar genossenen Studien sich sonstwie im Leben eine gute Stellung erworben hat, auch restitutionspflichtig sein könnte, ein solcher Gedanke kommt niemanden, und sollte er hier oder da einmal flüchtig auftauchen oder angeregt werden, würde er mit Entrüstung als schwere Versuchung zurückgewiesen werden. Man kann deshalb nicht genug empfehlen oft für das Heilige Land und für die Missionen daselbst zu beten, nicht zuletzt für die Heranbildung der jungen Priester, von deren Seeleneifer einst die Zukunft der Kirche in Palästina und der Nachbarländer abhängig sein wird. „Was hindert uns denn“, sagt sehr schön P. Meschler in den Stimmen aus Maria Laach. 79. Bd., S. 17, „wenn wir beten, an das Heilige Land zu denken? Wie wehmützig muß es uns anwandeln, die Worte: ‚Geheiligt werde dein Name‘ und ‚zukomme uns dein Reich‘ für das Heilige Land einzulegen, in dem das Reich Gottes einst zu uns gekommen und jetzt auszustehen in Gefahr steht. Wie betäubend: einst war für Palästina die ganze Welt eine Mission und jetzt ist für die bekehrte Heidenwelt Palästina ein Missionsland.“

Wenden wir uns nun zu dem, was das Jahr 1926 uns Neues gebracht hat. Das Jahr 1926 brachte uns endlich den seit einem Jahr ernannten deutschen Generalkonsul Dr. Nord. Es brachte Jerusalem im Jubeljahre des hl. Franziskus eine „St. Franziskus von Assisi-Straße“. Sie führt am Kloster der Franziskaner vorbei nach Osten hin. Eine neue Wasserleitung wurde eröffnet, die das Wasser von Ain-Farah nach Jerusalem bringt, um so der Wassernot, die sich von Jahr zu Jahr immer mehr fühlbar macht, wenigstens zum Teil abzuhelpen. Auch mit der neuen Münzwährung soll es endlich ernst werden. Die Regierung begann schon einen eigenen Tresor dafür im Regierungsgebäude (dem gemieteten St. Paulus-Hospiz) auszubauen. Die Währungseinheit, die dem englischen Pfund gleich sein wird, soll „Denar“ heißen. Der zehnte Teil eines Denars wird hebräisch „Schechel“, arabisch „Mittal“ (meist mistal gesprochen) genannt werden. Dann soll es noch halbe Schechel und halbe Mittal geben, die also dem englischen Schilling gleich sind. Der tausendste Teil eines Denars wird hebräisch „Pruta“ (dem Peruta der Mischna entsprechend und im N. T. dem „minutum“, wovon zwei ein „quadrans“ bildeten. Mc. 12, 42) und arabisch Fils (meist Fils oder Fäls gesprochen) heißen. Man erwartet mehrere Millionen Papiergeld und das entsprechende Kleingeld dieser neuen Palästina-Münzen.

Da der frühere Gouverneur von Jerusalem Sir Ronald Storrs nach Cypern als Gouverneur gesandt wurde, erhielt der Süddistrikt Palästinas einen neuen Gouverneur in der Person des Major Campell, der jedoch nicht mehr in Jerusalem, sondern in Jaffa seinen Sitz hat. Die Stadt Jerusalem wurde jedoch bald dem Süddistrikt genommen und zu einem selbständigen Verwaltungsdistrikt gemacht mit einem eigenen Gouverneur, der dem Hauptsekretariat der Regierung direkt unterstellt ist. Gouverneur ist Major Keith-Roach.

Mit dem Abgang des früheren Gouverneurs Sir Ronald Storrs löste sich auch die „Pro-Jerusalem-Gesellschaft“ auf, dessen Hauptförderer und Gründer er war. Sie wurde im Jahre 1918 begründet und hatte zum Ziele den Schutz der Schönheiten und Denkmäler Jerusalems und der Nachbarschaft, die Verschönerung der Stadt, die Anlage von Parks und Plätzen in und um Jerusalem, den Schutz der Altertümer, Errichtung von Museen, Bibliotheken usw.

Von ganz besonderem Interesse für uns deutsche Katholiken ist aber die Erlangung eines besonderen Meßformulars, das dem Heiligtum „Mariä Heimgang“ auf dem Sion bewilligt wurde. Bekanntlich wurde dieses Heiligtum der Dormitio B. M. V. vom Deutschen Verein vom Heiligen Lande erbaut und den Benediktinern von Beuron anvertraut. Schon lange ging der Wunsch der Pilger, auch für dieses Heiligtum eine besondere heilige Messe zu besitzen, die auf das Geheimnis, das sich dort vollzog, Bezug nimmt. Alle anderen größeren Heiligtümer besaßen dieses Privileg, und so war es nur billig und recht, daß auch unser großes Heiligtum auf ähnliche Weise ausgezeichnet wurde. Die neue Botivmesse zu Ehren der Dormitio B. M. V. ist 1. M. mit Gloria, Credo und Praefatio

„et Te in Transitu B. M. V.“ und kann das ganze Jahr hindurch mit Ausnahme der fünf höchsten Feste an allen Altären der Sionskirche gelesen werden. Es ist dies Privileg eine Freude aller deutschen Pilger und eine geistige Hilfe auch für die Sterbenden der ganzen Welt.

Die seit vielen Jahren geplante Gründung einer Abtei in diesem Heiligtum der allerseligsten Jungfrau auf dem Sion ist ebenfalls in diesem Jahre in Erfüllung gegangen. Am 15. August erließ der Heilige Vater das Dekret, in dem das Sionskloster unter dem Titel „Dormitio B. M. V.“ oder „Mariä Heimgang“ zur Würde einer Abtei erhoben wurde. Die Ernennung des neuen Abtes nahm der hochwürdigste Abt Raphael Molitor aus St. Josef vor, der zu diesem Zweck am 27. Oktober nach Jerusalem gekommen war. Am letzten Sonntag im Oktober (am 31.), am Fest des Königtums Christi und am 28. Jahrestage der Uebergabe der Dormitio durch den deutschen Kaiser an den Deutschen Verein vom Heiligen Lande, weihte der lateinische Patriarch Msgr. Barlassina selbst den ersten Abt in der Person des hochw. P. Maurus Kaufmann, der bisher Prior der Dormitio war. Der neue Abt steht im 55. Lebensjahr. Er ist ein Westfale aus der Diözese Paderborn. 1903 trat er in Maria Laach ein und legte 1905 die Gelübde ab. Im Jahre 1921 kam er als Prior der Dormitio nach Jerusalem. Möge ihm eine lange und segensreiche Wirksamkeit im neuen Amte beschieden sein.

Der internationale archäologische Kongreß in Syrien und Palästina hielt in diesem Jahre in Jerusalem mehrere Sitzungen und besuchte sämtliche Ausgrabungsfelder im Heiligen Lande. In Rapharnaum konnten die Mitglieder des Kongresses die Wiederherstellung der N. W.-Ecke der alten Synagoge bewundern, die unter der kundigen Leitung des P. Orfali wieder aufgebaut werden sollte. Leider machte der unerwartete tragische Tod den Arbeiten des gelehrten Forschers aus dem Franziskanerorden ein rasches Ende. Auf der Fahrt nach Jerusalem erlitt P. Orfali einen Autounfall, indem sich das Auto überschlug und ihn dabei unter seinen Trümmern begrub, unter denen er nur als Leiche hervorgezogen werden konnte. Der archäologische Kongreß ehrte das Andenken des gelehrten Forschers durch folgende Inschrift, die in den Ruinen von Rapharnaum angebracht werden soll:

Piae Memoriae

R. P. Gaudentii Orfali O. F. M.

Cujus devota opera

Antiquae Synagogae lapides septemtrionales

Et quattuor Columnae

Suis restitutae sunt sedibus.

Obiit diebus ab opere suo duobus.

XII. Kal. Maias A. D. MCMXXVI.

Congressu Archeol. Internat. Plaudente

Magistratus Antiquitatibus curandis tuendis.

P.

Besonders stark wurden in diesem Jahre die Ausgrabungen an den verschiedensten Stellen des Heiligen Landes betrieben. So arbeitete Prof. Sellin weiter in Balata (bei Nablus), dem alten Sichem; das Universitätsmuseum von Philadelphia in Bisan, dem alten Scythopolis. Von gutem Erfolg begleitet waren die Ausgrabungen des amerikanischen archäologischen Institutes unter Leitung des Prof. Albright in Chirbet Bet Mirsim, wo eine große kanaanitische Siedlung mit Stadtmauer und Abzugskanälen gefunden wurden, die zu Israels Zeiten wieder besiedelt war, nach römischer Zeit aber verlassen lag. In Seilun, dem alten Silo, ließ das Nationalmuseum von Kopenhagen arbeiten. Bis jetzt scheint man keine Schicht aus der Richter- und Samuelszeit gefunden zu haben, wohl aber Spuren der älteren und mittleren palästinischen Periode. Am großzügigsten angelegt sind die Ausgrabungen der Universität von Chicago unter Leitung des Dr. Fisher in Megiddo, die von Rockefeller unterstützt werden. Diese Ausgrabungsarbeiten unterscheiden sich von den anderen besonders dadurch, daß nicht Schacht- und Suchgräben durch das Ausgrabungsgebiet gelegt werden, sondern das ganze Gebiet gleichmäßig abgetragen wird. Nach und nach wird so der große Hügel schichtweise abgetragen und etwa ein Kilometer weiter wieder aufgeschüttet. Der Vorzug vor der Methode der Probegräben liegt auf der Hand; denn nur so kann es gelingen, die Aufdeckungen wirklich schichtweise vorzunehmen und die einzelnen Perioden, soweit sie erhalten sind, wiedererstehen zu lassen. Auf diese Weise wurde die byzantinische und römische Schicht schon abgetragen. Augenblicklich ist man an der israelitischen Schicht. Sie brachte besonders Keramikfunde. Aus dieser sind drei israelitische Hausaltäre, kleine Altartempelchen, die man sich wohl als Motivgeschenke zu denken hat, gefunden. Freilich hat diese Methode auch ihren Nachteil. Das alte Megiddo wird so mit der Zeit ganz verschwinden. — Die ganze Arbeit ist auf 15 Jahre berechnet. Deshalb richtete sich Dr. Fisher auch echt amerikanisch ein. Er baute sich ein Haus mit großem Innenhof, elektrischen Anlagen, Wasserleitung u. s. w. Er hat ägyptische Töpfer mit sich, die ihm die alten Scherben zusammenleimen, eigene Photographen u. s. w.

Zum Schluß des Jahres wurde zuletzt noch durch Zufall die Fortsetzung der sogenannten „Dritten Mauer“ gefunden, von der wir schon in unserer letzten Jahresrundschau berichteten. Es scheint, daß man trotz der Gegnerschaft des nicht zu unterschätzenden französischen Gelehrten P. Vincent, der in den bisherigen Funden nur die Reste einer in aller Eile aufgebauten Verteidigungsmauer aus der Zeit des jüdischen Aufstandes unter Bar Kochba sieht, es doch wohl mit der sogenannten „Dritten Mauer“ zu tun hat, welche gemäß den Angaben des Hl. Josephus von Herodes Agrippa (37—44 n. Chr.) angelegt worden war.

P. Dr. Mader hat endlich nach einjährigem Warten die Erlaubnis erhalten, bei Ramet el Chalil, in der Nähe von Hebron, Ausgrabungen vornehmen zu dürfen. Er benutzte das schöne Wetter der letzten Wochen und begab sich sogleich an Ort und Stelle, um die Arbeit zu beginnen.

Vorläufig nimmt er Schürfungsversuche vor, um im nächsten Jahre tiefer ins einzelne gehende Ausgrabungen zu unternehmen. Zum Schluß erwähnen wir noch die Wiedereröffnung des Orientalischen Institutes der Görresgesellschaft in Jerusalem. Als erster Gelehrter kam zu einem fünfmonatlichen Studium hier selbst Prof. Dr. Rüder von Münster. In Aegypten weilt jetzt sein Nachfolger Dr. Graf, der wohl im Frühjahr nächsten Jahres zu einem kurzen Besuch nach Jerusalem herüberkommen wird. Auch Dr. Mader gehört zu dem Orientalischen Institut der Görresgesellschaft, dem der Deutsche Verein vom Heiligen Lande in seinem kleinen Neubau in der Nähe des Paulus-Hospizes gastfreundliche Aufnahme zusicherte.

Der Deutsche Verein vom Heiligen Lande fängt so langsam an, seine früheren Werke im Heiligen Lande wieder aufzunehmen und auszubauen. Von Tabgha aus, wo früher die Zentrale für fast 30 Schulen des Vereines war, hat er wieder drei Schulen eröffnet. Leider liegen die meisten der früheren Schulen jetzt auf französischem Gebiet und sind so seiner Wirksamkeit entzogen. In Jerusalem entwickelt sich die Mädchenschule des Vereines, die den Borromäerinnen anvertraut ist, immer mehr und man hofft sie mit der Zeit zu einem Lyzeum nach landesüblichem Schulplan zu gestalten.

Dr. Kopp, der als Kaplan der Borromäerinnen in Haifa einige Jahre palästinischen Studien obgelegen, wird Ende dieses Jahres das Heilige Land verlassen und sich in seine Heimatdiözese Paderborn zurückbegeben. Ganz allein unternahm er häufige Reisen im Lande von „Dan bis Bersabee“; ja selbst nach Petra und zum Sinai begab er sich ohne jede Begleitung und kehrte ohne Unfall zurück. Gewiß ein Beweis von der Sicherheit im Heiligen Lande, ganz im Gegensatz zu Syrien, wo Frankreich trotz der stärksten Maßregeln, trotz allem Militär der Unruhen nicht Herr werden kann.

Literatur.

A) Eingesandte Werke und Schriften.

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingelangten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalte solcher Schriftwerke. So weit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, wird die Redaktion nach freiem Ermessen Besprechungen einzelner Werke veranlassen. Eine Rücksendung der zur Besprechung eingesandten Werke erfolgt in keinem Falle.

Aden, Bernhard van, S. J. Leitfaden des Ordenslebens für Laienbrüder. Paderborn 1927, F. Schöningh. Geb. M. 4.20.

Adloff, Dr. Jos. Beichtvater und Seelenführer. 4. vermehrte und verbesserte Aufl. Straßburg 1926, F. X. Le Roux.

Adrian, Dr. Josef. Weisheit aus des Höchsten Mund. Religionslehrbuch für die Mittelstufe der höheren Lehranstalten. 1. Band: Lehrbuch (VIII u. 356). 2. Band: Arbeitsbuch (VI u. 132). Mergentheim, Ohlinger.

Adrian, Dr Josef. Glaubensbekenntnisse und Glaubensentscheidungen zum Gebrauch für den Arbeitsunterricht in der Religion (IV u. 59). Mergentheim, Ohlinger.

Ailinger, P. Albert, S. J. Heiraten oder — ins Kloster! (78). 4. und 5. erweiterte Aufl. (9. bis 15. Tausend). Mergentheim, A. Ohlinger. Brosch. M. —.60.

Ailinger, P. Albert, S. J. Herzensfreundschaft mit dem Heiland (63). Mergentheim, A. Ohlinger. Steif brosch. M. —.50.

Ailinger, P. Albert, S. J. Junger Freund, Hand aufs Herz! Ein offenes Wort an unsere Jünglinge (52). 3. Aufl. (9. bis 15. Tausend). Mergentheim, A. Ohlinger. M. —.50.

Algernissen, Dr Konrad. Das soziale Königtum Christi. (6. Heft der neuest. Predigten.) Paderborn 1926, Schöningh. Kart. M. 3.60.

Ars sacra. Schweizerisches Jahrbuch für christliche Kunst. 1927. Basel, Gebr. F. u. F. Heß.

Aus fernen Landen. Eine Sammlung illustrierter Erzählungen für die Jugend. Bisher 33 Bändchen. 12°. Freiburg i. Br. 1926, Herder. — XXXII. Bändchen: Otto, Josef Albert S. J., Der Fischer von Narange. Eine Erzählung aus der Zeit der ostafrikanischen Sklavenjagden. Mit 4 Bildern (VI u. 98). Geb. in Halbleinwand M. 1.70. — XXXIII. Bändchen: Kälin, Karl S. J., Der Sieger auf Futuna. Geschichtliche Erzählung aus Zentral-Ozeanien. Mit 4 Bildern (VI u. 96). Geb. in Halbleinwand M. 1.70.

Behn, Dr Siegfried. Sein und Sollen. Eine metaphysische Begründung der Ethik. Gr. 8° (328). Berlin und Bonn 1927, F. Dümmler. Kart. M. 9.75, geb. M. 11.75.

Bergmann, Wilhelm. Religion und Seelenleiden. Vorträge der II. Sondertagung des Verbandes der Vereine katholischer Akademiker in Avelaer. (Veröffentlichung des Verbandes der Vereine katholischer Akademiker zur Pflege der katholischen Weltanschauung.) Düsseldorf 1927, Ludwig Schwann. Geb. M. 7.50.

Beth, Karl. Religionspsychologie. Veröffentlichungen des Wiener Religionspsychologischen Forschungsinstitutes. Heft 1. Wien und Leipzig 1926, Wilhelm Braumüller. Brosch. M. 4.—.

Bettenburg, Clemens. Gedanken zu Predigten über das Königtum Jesu Christi. 8° (96). Hildesheim, Franz Bergmeyer. Brosch. M. 1.80.

Bichlmair, Georg, S. J. Okkultismus und Seelsorge. Innsbruck-Wien-München, „Tyrolia“. S 3.—, M. 2.—.

Bihlmeyer, Dr Karl. Kirchengeschichte auf Grund des Lehrbuches von F. A. v. Funk. 8. Aufl. 1. Teil: Das christliche Altertum. Paderborn 1926, F. Schöningh. M. 7.20.

Birnbaum, Walter. Die katholische liturgische Bewegung. Darstellung und Kritik (191). (Beitr. z. Förd. christl. Theologie XXX, 1.) Gütersloh 1926, Bertelsmann. M. 4.50.

Bobetta, Franz. Jubiläumsgabe 1926. Zehn Predigten. Graz 1926, „Styria“. S 1.40.

Bohetta, Dr Hans. Liturgische Drücke und liturgische Drucker. Regensburg, Friedr. Pustet.

Bopp, Dr Linus. Das Jugendalter und sein Sinn. Eine Jugendkunde zur Grundlegung der Jugendführung. 8° (VIII u. 340). Freiburg i. Br. 1926, Herder. Geb. in Leinwand M. 7.50.

Braun, Josef, S. J. Handlexikon der katholischen Dogmatik. Unter Mitwirkung von Professoren der Theologie am Ignatiuskolleg zu Valkenburg. 8° (X u. 356). Freiburg i. Br. 1926, Herder. M. 8.50, geb. in Leinwand M. 10.50.

Brys, Dr F. De dispensatione in jure canonico praesertim apud decretistas et decretalistas usque ad medium saeculum XIV. Series

II, tom. 14 dissertationum universitatis cathol. Lovaniensis.) Brugis (Belgii) 1925, Car. Beyaert.

Capellanus, Dr phil. Georg. Sprechen Sie Lateinisch? Moderne Konversation in lateinischer Umgangssprache. 9. Auflage. Berlin 1927, Ferd. Dümmler. Kart. M. 2.50.

Cathrein, Viktor, S. J. De bonitate et malitia actuum humanorum. Doctrina s. Thomae Aquin. (Museum Lessianum: sect. phil. n. 9.) Paris et Bruxelles 1926.

Cohausz, Otto, S. J. Seherblicke auf Patmos. Eine gemeinverständlich-praktische Erklärung der Geheimen Offenbarung des heiligen Johannes. 8° (260). M.-Glabbach 1927, Volksvereinsverlag. Ganzleinenband M. 5.—.

Cura infirmorum. Agende nebst einem Anhang von Gebeten für die Kranken. (Nach dem römischen Rituale.) 3. Aufl. (85). Aachen, Alb. Jacobi u. Cie. Geb. in Ganzleinen M. 1.40, in Ganzleder M. 2.40.

Dante. Die Göttliche Komödie. Uebersetzt von R. Zozmann. Mit Einführungen und Anmerkungen von Konstantin Sauter. 9. und 10. Aufl. Mit 1 Titelbild. 12° (VIII u. 694). Freiburg i. Br. 1926, Herder. Geb. in Leinwand M. 7.50, in Halbpergament M. 12.—.

Das Gemeindebuch der Pfarrei St. Georg (Gelsenkirchen) mit Bücherverzeichnis. Gelsenkirchen, Buchdruckerei Christian Münstermann: M. —.40.

Der betrachtete Rosenkranz von einem Benediktinerpater der ausländischen Missionen. Herausgegeben von Plazidus Vogel O. S. B., Abt von Münster-schwarzach. 8° (224). Münster-schwarzach (Post Stadt-schwarzach Ufr.) 1926, Missionsverlag und Buchhandlung. In Leinwand geb. M. 1.80.

Die Franziskaner-Missionen. 20. Jahresbericht des Franziskaner-Missionsvereines. August 1926. Franziskanerkloster Werl (Kreis Soest), Provinzial-Missionsverwaltung der Franziskaner.

Dimmler, Dr Hermann. Das Leben Jesu nach den vier Evangelien in Einzelbarstellungen übersetzt und erklärt. Die Auferweckung des Lazarus, dem Evangelisten Johannes nachzählt. 8° (98). München 1926, Verlag Dr Herm. Dimmler, München, Türkenstr. 52. M. 1.—.

Echeverria, José. Der Kampf gegen die katholische Kirche in Mexiko in den letzten 13 Jahren. (Apologetische Tagesfragen, S. 21.) 8° (117). M.-Glabbach 1926, Volksvereinsverlag. M. 1.60.

Eclogae graecolatinae. Fasc. 17: Altchristliche Literatur des Abendlandes. Ausgewählt und herausgegeben von A. Kurfess. Leipzig-Berlin 1926, B. G. Teubner. Brosch. M. —.80.

Edelmann, P. Marius, O. M. Cap. Dogmatische Jünglings-Predigten. 40 Vorträge für Studenten. Mit besonderer Rücksicht auf höhere Bildungsanstalten. Mit kirchen- und ordensbehördlicher Genehmigung. Gr. 8° (XII u. 303). Regensburg 1926, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 7.50.

Engel, Dr Joh. Von Kraft zu Kraft. Epistelpredigten für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. III. Teil: Festtage. 3. und 4. Aufl. Breslau 1926, Aderholz.

Faustmann, Karl. Christkönigsfest. Sechs Vorträge nach den Gedanken der Christkönigs-Eukyklika Pius' XI. Für das katholische Volk. Gr. 8° (IV u. 88). Regensburg 1926, vorm. G. J. Manz. In steifen Umschlag geb. und beschnitten M. 2.—.

Federer, Heinrich. Der heilige Habenichts. Zwei, drei Wörtlein. M. 8° (32). Mit 5 Bildern in Kupfertiefdruck. Originalumschlag in Pergament. München 1926, „Ars sacra“ Josef Müller. M. —.80.

Frodl, P. Dr Ferd., S. J. Das Königtum Christi. Erläuterungen aus den beiden Rundschreiben Pius XI. über das Königtum Christi und über den Frieden, mit einer Uebersetzung der beiden Rundschreiben. 8° (150).

Verlag der Typographischen Anstalt, Wien, I., Ebendorferstraße 8. Brosch. S 3.50, Halbleinen S 5.— und Zusendung.

Gaffterer, M., S. J. Praxis celebrandi functiones ordinarias sacerdotales. Regulae et Ritus. Editio altero amplificata et secundum novas rubricas emendata. M. 8° (XX u. 400). Innsbruck, Fel. Rauch. M. 5. geb. M. 6.65.

Giers, Gertrud. Chiara, die Gottesblume von St. Damian. Ein franziskanisches Festspiel in einem Vorspiel, sieben Szenen und sechs lebenden Bildern. Nachen 1926, Nachener Missionsdruckerei. Aufführungsrecht bei zwölf Exemplaren. Ein Exemplar M. 1.20.

Gogau, Georg. Friedrich Ozanam. Uebertragen und herausgegeben von Josef Selmair. 8° (175). München, Kösel-Pustet. Brosch. M. 2.—, kart. M. 2.50, Ganzleinen M. 3.50.

Gredt, Jos., O. S. B. Elementa philosophiae aristotelico-thomisticae. Vol. II: metaphysica — ethica. Ed. IV. aucta et emendata. Friburgi Brisg. MCMXXVI, Herder.

Gruber, Daniel, O. F. M. Krippe und Caritas. Verwendung und Segen der Weihnachtskrippe auf dem Gebiete der Caritas. Sechs Vorträge für die Advent- und Weihnachtszeit. 8° (40). Innsbruck, Fel. Rauch. M. —.80.

Haas, Josef. Kirchengeschichte. Entwicklungsgang und Zeitgepräge. M. 8° (136). Regensburg, vorm. G. J. Manz. In steifen Umschlag geheftet und beschnitten M. 1.80.

Hättenschwiler, Jos., S. J. Christus — König. 31 Lesungen über das Königtum Christi. 24° (144). (Sendbotenbroschüre I 25.) Innsbruck 1926, Fel. Rauch. M. 1.—, S 1.50.

Halusa, P. Tezelin, O. Cist. Das Kreuzesholz in Geschichte und Legende. Mertissen (Bayern), Martinusbuchhandlung.

Hammer Schmidt, Dr. und Rohfleisch, Prof. Deutsches Denken und Dichten seit Herder. Gr. 8° (IV u. 257). Paderborn 1927, Ferd. Schöningh. Geb. in Ganzleinen M. 6.60.

Hasentamp, Dr. Gottfried. Das Siegel. Ein Jahrbuch katholischen Lebens 1926. 8° (116). München, Kösel-Pustet. M. 4.—.

Herr, Dr. Jakob. Praktischer Kursus der Homiletik. Anleitung zur wirksamen Verwaltung des Predigtamtes zunächst für Priesterseminarien. 2. Aufl. Paderborn 1926, F. Schöningh. Brosch. M. 4.80.

Herr, Dr. Jakob. Vereinsseelsorge nebst Einführung in die Volkswirtschafts- und Gesellschaftslehre. Unter Mitarbeit verschiedener Fachmänner. Paderborn 1927, Ferd. Schöningh. Brosch. M. 5.40, geb. M. 6.90.

Herwig, Franz. Deutsche Heldenlegende. Bisher zwölf Hefte. Ver. 8°. Freiburg i. Br., Herder. — 9. Heft: Friedrich der Große (22). 1926. M. —.60. — 10. Heft: Der Heilige (20). 1926. M. —.60. — 11. Heft: Andreas Hofer (22). 1926. M. —.60. — 12. Heft: Dork von Wartenburg (20). 1926. M. —.60.

Hilling, Dr. Nikolaus. Das Cherecht des Codex Juris Canonici. Freiburg i. Br. 1927, Jos. Waibel. S 5.40.

Hoerber, Karl. Görres-Festschrift. Aufsätze und Abhandlungen zum 150. Geburtstag von Jos. Görres. Köln 1926, Bachem. Brosch. M. 2.40, geb. M. 4.—.

Hofmann, Georg, S. J. Rom und Athosklöster. (Orientalia christiana vol. VIII/1, num. 28. Octob. 1926.) Roma 1, Pontif. institutum oriental. studiorum. Piazza della Pilotta 35.

Hosp, P. Eduard, C. Ss. R. Die Heiligen im Canon Missae. Mit Abbildungen. Graz 1926, „Styria“.

Hruza, Walthar, S. J. Die Exerzitien in den Missionsländern (40. Heft 20 der „Exerzitienchriften“ für Priester und Laien.) Innsbruck 1926, Marianischer Verlag. S 1.—, M. —.60.

Jäger, Dr Eugen. Erinnerungen aus der wilhelminischen Zeit. („Politik und Kultur“, Schriftenreihe der Augsburger Postzeitung, Heft 3.) Augsburg, Literar. Institut von Haas u. Grabherr, Abteilung Buchverlag. M. 1.80.

Jahrbuch von St. Gabriel. Herausgegeben von der phil. theol. Lehranstalt St. Gabriel, Mödling bei Wien. 3. Jahrgang. St. Gabriel 1926, Missionsdruckeret. Geb. S 10.—.

Jeremias, Dr Joachim. Golgotha. (Heft 1 des „ΑΓΓΕΛΙΟΣ“, Archiv für neutestam. Zeitgeschichte und Kulturfunde“. Beihefte herausgegeben von Dr Gottfried Polster.) Leipzig 1926, Eduard Pfeiffer. Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.80.

Jerphanion, Guillaume de, S. J. Le Calice d'Antioche. Les théories du Dr Eisen et la date probable du calice (Orientalia christiana vol. VII, num. 27.) Roma. Pontif. institutum orientalium studiorum.

Jubiläums-Almanach des Verlages Jos. Kösel und Friedr. Bustet. München 1926.

Kaim, Emil. Sonntagspredigten. Dritte Reihe. (Alles wird geheiligt durch Gottes Wort. 8. Band.) 1. und 2. Aufl. (VIII u. 271). Rottenburg (Württ.) 1926, Badersche Verlagsbuchhandlung. Brosch. M. 4.50, geb. M. 5.80.

Kaim, Emil. Alles wird geheiligt durch Gottes Wort. Erster Band: Gelegenheitspredigten. 4. Aufl. 8° (VIII u. 243). Rottenburg (Württ.) 1927, Badersche Verlagsbuchhandlung. Brosch. M. 3.80, geb. M. 5.10.

Kammer, Karl. Memento. Gedächtnis der verstorbenen Priester des Bistums Trier seit dem Jahre 1853. Trier, Paulinusdruckerei. M. 2.—.

Kammer, Karl. Vorschriften und Gebete für den Kanzelgebrauch. Trier, Paulinusdruckerei. Ausgabe für das Evangelienbuch M. —.75, Ausgabe für das Manuale rituum M. —.75.

Kassiepe, P. Max, O. M. I. Homiletisches Handbuch für Missionen, Missionserneuerungen, Exerzitien, Oktaven und Triduen und für Religionsvorträge in Standesvereinen. Zwei Bände in 4., verbesserter Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh.

Kazinger, Dr Franz, S. J. Menschliches Freiheitsbewußtsein. (I. Band, 6. Heft von „Philosophie und Grenzwissenschaften“.) Innsbruck 1926, Fel. Rauch. M. 3.40.

Keppler, Dr Paul Wilhelm v. Predigt und Heilige Schrift. Vortrag für die homiletischen Kurse in Speyer und Bonn. 8° (VI u. 52). Freiburg i. Br. 1926, Herder. Kart. M. 1.—.

Keusch, Dr P. Karl, C. Ss. R. Die Aszetik des heiligen Alfons Maria von Liguori im Lichte der Lehre vom geistlichen Leben in alter und neuer Zeit. 2. und 3. Aufl. Mit einem Bilde des Heiligen. Paderborn 1926, Bonifazius-Druckerei.

Kiefl, Dr F. X. Kritische Randglossen zum Bayerischen Konfordat unter dem Gesichtspunkte der modernen Kulturideale und der Trennung von Staat und Kirche. Gr. 8° (152). Regensburg 1926, vorm. G. J. Manz. In steifen Umschlag geheftet und beschnitten M. 3.50.

Kießler, Dr Hubert, S. V. D. Geschichte und Kritik des hypothetischen Urteils seit Wolf. Mödling 1926, Verlag St. Gabriel.

Klassen, Josef. Aus dem Bergwerk Gottes. Predigten auf alle Sonntage des Kirchenjahres im Anschlusse an die Evangelien. Paderborn 1927, Schöningh. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.25.

Klug, Dr J. Die Tiefen der Seele. Moralphysiologische Studien. Gr. 8° (V u. 441). Paderborn, Schöningh. M. 6.60, geb. M. 8.—.

Kranich, P. Timotheus. Das Wort des Lebens. Predigten und Ansprachen. 8° (VIII u. 288). Rottenburg 1927, Badersche Verlagsbuchhandlung. Brosch. M. 5.80, geb. in Leinwand M. 7.50.

Aranich, P. Timotheus, O. S. B. Das Glüd. Männerkonferenzen. 4. vermehrte Aufl. Mottenburg a. N. (Württ.) 1927, Bader. Kart. M. 1.60.

Aranich, P. Timotheus, O. S. B. Ideal und Wirklichkeit in der christlichen Ehe. Frauenkonferenzen. Mottenburg a. N. 1927, Kart. M. 1.60.

Arrebs, Engelbert. Urkirche und Judentum. Zweite Schrift der „Morgen“-Reihe. Berlin 1926, Philo-Verlag. S 8.60.

Artschmer, H. St.-Edwigspredigten. 25 Predigten auf das Fest der schlesischen Landespatronin. Gr. 8° (170). Breslau 1926, Franz Goerlich. Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.50.

Aröß, Dr. Johannes. Thron und Reichszeichen des Königs Jesu Christi. Sechs Predigten über das Königtum Jesu Christi. Bolzano 1926, Buchhandlung Vogelweiber.

L'Apostolat Mystique et Social de dominicains du XIVe et du XVe siècle. Lectures pieuses et méditations liturgiques par un religieux du même ordre. Malines 1925, H. Dessain.

Bierß, Dr. med. Ababan. Vor den Toren der Ehe. Ein Buch für alle, die das Glüd der Ehe suchen. 14. Band des „Können und Wissen für jedermann“. Reddinghausen, Verlag Visarius. Geh. M. 1.75, geb. M. 2.75.

Biese, Dr. Wilhelm. Glaubensfroh. Des Glaubens Sinn und Glüd. Stille Gedanken. 2., verbesserte Aufl. 8° (300). Murnach-Billingen (Baden), Verlag der Schulbrüder. In Ganzleinen geb. M. 4.50.

Einhardt, Dr. theol. Robert. Brennender Dornbusch. Vorträge zur Lebensgestaltung im Geiste des Evangeliums. Erster Band: Weihnachts- und Osterkreis. 8° (X u. 168). Freiburg i. Br. 1926, Herder. M. 3.—, geb. in Leinwand M. 4.50.

Lippert, Peter, S. J. Der Menschensohn. Bilder aus dem Seelenleben Jesu. 232. Seelebücherei 4. Band. Regensburg, Jos. Habel. M. 2.—, geb. in Leinwand M. 3.—, Halbleder M. 4.50.

Lippert, Peter, S. J. Die Westanschauung des Katholizismus. 8° (122). Leipzig 1926, Emmanuel Reimke. Steif kart. M. 5.—, Ganzleinen M. 6.50.

Lippert, Peter, S. J. Ein Kind ist uns geboren. 8° (32). Mit 9 Bildern in Kupfertiefdruck. Umschlag in handgeschöpftem Bütten. München, Verlag „Ars sacra“ Josef Müller. M. —.80.

Lux, Josef Aug. Wanderung zu Gott. Die Geschichte einer Heimkehr. 8° (266). Paderborn 1926, F. Schöningh. M. 4.20, geb. in Ganzleinen M. 6.—.

Maiworm. Vereinigte vier Evangelien. Plan und Nachweis einer Evangelienharmonie. Götten, Verlag „Sächsisches Tageblatt“.

Mathis, P. Jos., S. J. Moysiuss-Predigten. Mit einem Geleitwort von Dr. Franz Stingeder. Linz a. D. 1926, Verlag Presseverein. S 2.—, mit Post S 2.20.

Meller, Dr. Otto. Christus — König. Vortrag, gehalten am 11. Juli 1926 anlässlich der Einweihung der Heiliggeist-Kapelle in der Diapora-gemeinde Arheilgen bei Darmstadt. M. Gladbach 1926, Volksvereinsverlag. M. —.60.

Michel, Dr. Karl. Das opus tripartitum des Humbertus de Romanis O. P. 2., umgearbeitete Aufl. Graz 1926, „Stryia“.

Mielert, M. Lebendiges Christentum im Spiegel Hollands. Murnach-Billingen 1925, Verlag der Schulbrüder.

Minichthaler, Josef. Der große Armenseelenablaß. 16° (76). Mit 7 Bildern in feinkem Kupfertiefdruck. München, Verlag „Ars sacra“ Josef Müller. M. —.40.

Minichthaler, Josef. Ritter Christi. Ein Büchlein zur Verehrung und Nachfolge des heiligen Moysiuss von Gonzaga. 16° 64'. Mit 7 Bildern

in feinstem Kupfertiefdruck. München, Verlag „Ars sacra“ Josef Müller. M. —40.

Mit Gott allein. Eines einsamen Pfarrers Gespräche mit Gott. Erster Band: Erkenntnisse. 12° (XVI u. 394). Freiburg i. Br. 1926, Herder. Geb. in Leinwand M. 5.20.

Montgelas, Pauline. Zeitenwende. Brief an einen Freund in Ostafien. Köln 1926, Bachem. Brosch. M. 3.80, geb. M. 5.—.

Nikolussi, Dr. Joh., S. S. S. Die Armen Seelen. 2. Aufl. Rottweil (Württ.) 1926. Geb. M. 4.50.

Nikolussi, Dr. Joh., S. S. S. Unsere Kirchen. — Wozu die feierliche Aussetzung? Rottweil und Buchs, Verlag des Emmanuël. Je M. —20.

Nikolussi, Dr. Joh., S. S. S. Venite, adoremus! Anbetungsstunden. 7. Bändchen. Rottweil (Württ.) und Buchs (Schweiz) 1926, Verlag des Emmanuël. Geb. M. 2.50.

Noldin, H., S. J. Summa theologiae moralis iuxta codicem juris canonici. Tom. II: De praeceptis Dei et ecclesiae. Editio XVIII, quam recognovit et emendavit A. Schmitt S. J. Oeniponte 1926. Typis et sumptibus Fel. Rauch.

Noldin, H., S. J. De sexto praecepto et de usu matrimonii. Editio XXI, quam emendavit et recognovit A. Schmitt S. J. Oeniponte 1926, Fel. Rauch.

Obendorfer, Andreas. Tabor-Stunden. Eine Sammlung von Sonntagspredigten. 2., vollständig umgearbeitete und stark vermehrte Aufl. (3. und 4. Tausend). Mit kirchlicher Druckgenehmigung. Gr. 8° (VIII u. 412). Regensburg 1926, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 7.50, in elegantem Halbleinenband M. 9.—.

Obweger, Jakob. Die erste heilige Nacht! Weihnachtsfestspiel in 4 Akten. Salzburg, Anton Pustet. Preis eines Exemplares S 1.20, M. —70. Aufführungsrecht bei Bezug von 12 Exemplaren.

Ohlmeier, P. Theophil, O. F. M. Nie und nimmer wieder Krieg! 8° (144). Hildesheim, J. Borgmeyer. Kart. M. 1.—, Ganzleinenband M. 1.50.

Ohlmeier, P. Theophil, O. F. M. So wirst du reich (165). Hildesheim, J. Borgmeyer. Kart. M. 1.20, Ganzleinen M. 1.70.

Oudenrijn, Marcus Antonius van den, O. P. De prophetiae charismate in populo israelitico libri quatuor. Romae 1926, Apud Befani. Pretium libri Dollar 6.—.

Panföeder, P. Chrysost., O. S. B. Das Opfer. 1. Bändchen der II. Gruppe (Abhandlungen über einzelne Teile der Liturgie) aus „Liturgia“ (einer Einführung in die Liturgie). Mainz 1926, Matthias Grünewald. In Leinen M. 2.50.

Pastor, Ludwig Freih. v. Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. X. Band: Geschichte der Päpste im Zeitalter der katholischen Reformation und Restauration. Sixtus V., Urban VII., Gregor XIV. und Innocenz IX. (1585 bis 1591). 1. bis 7. Aufl. Gr. 8° (XXXII u. 666). Freiburg i. Br. 1926, Herder. M. 20.—, geb. in Leinwand M. 24.—.

Paul, Gg. Kleine Chronologie des Lebens Jesu nach der Seherin Anna Katharina Emmerich. Landshut 1926. Selbstverlag: Gg. Paul, Benefiziat in Renthofen, Post Adlfosfen (Niederbayern). Postcheckkonto München 56.458. M. —50.

Pflegler, Dr. Michael. Homilien der Zeit auf alle Sonntage des Kirchenjahres. 8° (X u. 310). Freiburg i. Br. 1926, Herder. Geb. in Leinwand M. 6.—.

Pichler, Wilhelm. Entwurf eines Katechismus der katholischen Religion. II. Teil. Innsbruck-Wien-München, „Tyrolia“. Brosch. S 1.—.

Pichler, Wilhelm. Katechesen für die Unterstufe der Volksschulen. 2. Bändchen. 3. Aufl. (212) (5. bis 7. Tausend). Innsbruck-Wien-München, „Tyrolia“. Kart. S 6.50, M. 4.20.

Pius XI. Die Ansprachen an die deutschen Pilger im Jubiläumsjahre 1925. Herausgegeben von Dr. jur. et phil. Eugen Klee, Gesandtschaftsrat an der Deutschen Botschaft beim Vatikan in Rom. Mit einem Geleitwort von P. Max Rastiepe O. M. I. Gr. 8° (XII u. 134). Mit einem Bild. Freiburg i. Br. 1926, Herder. Kart. M. 4.—, geb. in Dermatoïd M. 5.—.

Pius XI. Rundschreiben unseres Heiligen Vaters Pius XI., durch göttliche Vorsehung Papst, über den heiligen Franziskus von Assisi zu seinem 700. Todestage. (30. April 1926: „Rite expiatis.“) Autorisierte Ausgabe. Lateinischer und deutscher Text. Gr. 8° (60). Freiburg i. Br. 1926, Herder. M. 1.80.

Pius XI. Rundschreiben unseres Heiligen Vaters Papst Pius XI. über den heiligen Franziskus von Assisi zu seinem 700jährigen Todestag. (Rite expiatis vom 30. April 1926.) (46.) Trier, Paulusdruckerei. M. 1.20. (Trierer Ausgaben der päpstlichen Rundschreiben Nr. 3.)

Promnitz, Else. Hedwig die Heilige, Gräfin von Andechs-Diessen, Herzogin in Schlesien und Polen. Ein Zeit- und Lebensbild im Anschluß an die Bilderlegende des Schlackenwerther Koder und nach alten und neueren Berichten dargestellt. Gr. 8° (240). Mit 43 Bildtafeln. Breslau 1926, Franz Goerlich. Brosch. M. 7.—, in Ganzleinen geb. M. 9.—, in Ganzleder geb. M. 15.—.

Promnitz, Else. Historia rhythmica sive Officium sanctae Hedwigis. Das mittelalterliche Reimoffizium der heiligen Hedwig, Herzogin in Schlesien und Polen, Gräfin von Andechs-Diessen. Aus dem Lateinischen übertragen. Gr. 8° (101). Breslau 1926, Franz Goerlich. Brosch. M. 3.50, elegant geb. M. 5.—, in Leder geb. M. 10.—.

Reinelt, Paul. Chronika, wie das liebe Jesuskind im Glaserlande geboren wurde. Erzählung. 12° (X u. 132). Freiburg i. Br. 1926, Herder. Geb. in Leinwand M. 2.60.

Reisert, Dr. Karl. Kleiner Liederschatz für die deutsche Jugend, besonders an höheren Lehranstalten. Enthaltend 160 unserer schönsten Lieder (mit Melodien). 9. und 10., umgearbeitete und erweiterte Aufl. (28. bis 32. Tausend). 12° (XII u. 166). Freiburg i. Br. 1926, Herder. Geb. in Leinwand M. 2.20.

Religiöse Quellschriften, herausgegeben von Dr. Walterscheid. Düsseldorf, L. Schwann. — Heft 19: Der Ablass. Von Dr. Engelbert Krebs. M. —.40. — Heft 20: Religion und Frömmigkeit der alttestamentlichen Propheten. Von Dr. L. Dürr. M. —.80. — Heft 21: Die Psalmen als Gebet der Kirche. Von Athan. Wintersig. M. —.60. — Heft 22: Das Pontifikat Pius' X. Von Dr. H. Reinarz. M. —.50. — Heft 23: Die heilige Elisabeth von Thüringen. Von Dr. Erna Callmann. M. —.40. — Heft 24: Der heilige Bernhard. Von Dr. Hugo Höver. M. —.80. — Heft 25: Zwei Mythen kalifornischer Indianer. Von Dr. P. W. Schmidt. M. —.50. — Heft 26: Die Regel des heiligen Augustinus. M. —.30. — Heft 27: Wegführer zu Gott. 1. Teil: Altchristliche Denker bis Augustinus. Von Dr. Jos. Holzner. M. —.40. — Heft 28: Das Erwachen der katholischen Kirche zu Anfang des 19. Jh. Von Dr. J. Pascher. M. —.60. — Heft 29: Bonifatius. Von Gust. Schnürer. M. —.40.

Rieg, Benedikt. Predigten auf die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. 1. Band: Vom ersten Adventsonntag bis zum sechsten Sonntag nach Erscheinung. 1. und 2. Aufl. Kottenburg a. N., Badersche Verlagsbuchhandlung (Wolff Bader). Brosch. M. 3.40, geb. M. 4.80.

Rösch, P. Konst., O. M. Cap. Das Neue Testament. Uebersetzt und erläutert. Kl. 8° (V u. 596). 41. bis 50. Tausend. Mit einer Kartenbeilage. Dünndruckpapier. Volksausgabe. Baderborn, Schöningh. M. 2.70, Partiepreis von 12 Exemplaren ab je M. 2.40.

Rosenzweig, Franz. Die Schrift und Luther. Berlin 1926, Lambert Schneider.

Sägmüller, Joh. B. Lehrbuch des katholischen Kirchenrechtes. 4., vollständig umgearbeitete Aufl. 1. Band. II. Teil: Die Quellen des Kirchenrechtes. Freiburg i. Br. 1926, Herder. M. 5.—.

Sauser, P. Timotheus, O. F. M. Des heiligen Franz v. Assisi Sonnengesang. In mhd. Strophen gebracht und erläutert. Mit 9 Holzschnitten geziert von Oskar Sachs. Linz a. D. 1926, Quirin Haslinger. S 2.—.

Scharlau, M. (Magda Alberti). Siegl Kämpfe einer Konvertitin. 8° (VI u. 240). Freiburg i. Br. 1926, Herder. Geb. in Leinwand M. 3.80.

Schenz, Dr Alfons. Jesus und Wir im Spiegel des Kirchenjahres. Kleine Exhorten für die Sonntage und Festtage des Herrn, welche sich leicht zu erspriesslichen Predigten, bezw. Betrachtungen erweitern lassen. Kl. 8° (136). Regensburg, vorm. G. J. Manz. In steifen Umschlag geheftet und beschnitten M. 2.40.

Schindwein, Stadtpfarrer. Tobias. (22. Heft der alttestam. Predigten.) Paderborn 1926, Schöningh. Kart. M. 1.20.

Schlund, Dr P. Erhard, O. F. M. Bescheidene Männer. Lebensbilder aus dem Weinberg des Herrn. Dem alten Archiv der bayerischen Franziskanerprovinz entnommen. München 1926, Verlag Dr Franz A. Pfeiffer. M. 2.—.

Schlund, Dr P. Erhard, O. F. M. Die seraphische Liebe. Ein Zyklus franziskanischer Exerzitien in Skizzen. München 1926, Verlag Dr Franz A. Pfeiffer. M. 1.40.

Schlund, P. Dr Erhard, O. F. M. Franziskanische Weise zu beten. Gebete großer Seelen aus dem dreifachen Orden des heiligen Franziskus. München, Verlag Dr Franz A. Pfeiffer. Ganzleinen M. 4.20, Leinen Goldschnitt M. 5.20, Leder Goldschnitt M. 7.50.

Schlund, Dr P. Erhard, O. F. M. Hilfsbuch für Exerzitien. München 1926, Verlag Dr Franz A. Pfeiffer. M. 6.—.

Schmid, P. M., S. J. Die Grignionische Andacht oder die vollkommene Gabe an Maria (64). 1. bis 10. Tausend. Freiburg (Schwz.) 1926, Kanisiuswerk. Filiale: Kanisiuswerk, Konstanz (Baden). Kart. M. —.50.

Schmitz, Dr J. Erweiterter Katholischer Katechismus für die Mittelklassen der Gymnasien und die entsprechende Stufe anderer höherer Lehranstalten. 14., dem Einheitskatechismus angepaßte Aufl. München 1926, Kösel-Pustet. M. 2.—.

Schmitz, P. Peter, S. V. D. Die Stellung der unehelichen Kinder im geltenden kanonischen Recht. Missionsbuchhandlung St. Gabriel, Post Mödling (N.-De.). S 2.—.

Schofer, Dr Josef. Mit der alten Fahne in die neue Zeit. Politische Plaudereien aus dem „Musterländle“. Mit 6 Bildern. Gr. 8° (VIII u. 156). Freiburg i. Br. 1926, Herder. Kart. M. 3.20, geb. in Leinwand M. 4.—.

Schott, Anselm, O. S. B. Festkalender zum Messbuch für die Diözesen Deutschlands für das Jahr 1927. Kl. 12° (46). Freiburg i. Br. 1926, Herder. M. —.60.

Schud, Dr Joh. Das Hohe Lied des heiligen Bernhard von Clairvaux. Dokumente zur mittelalterlichen Christus- und Brautmyth. Paderborn, F. Schöningh. Geb. M. 3.—.

Schuhmacher-Lindemann. Kirchengeschichte in Zeit- und Lebensbildern für Studienanstalten, Lyzeen und höhere Mädchenschulen. 4. und 5. Aufl. Mit 24 Abbildungen, 3 Kärtchen und 1 Tafel. Freiburg i. Br. 1926, Herder. Geb. M. 3.—.

Schuhmacher, Philipp. 24 Anschauungsbilder zum Unterricht von der heiligen Messe. Herausgegeben von Gustav Gökel, Vorsitzender des Deutschen Katechetenvereines. Donauwörth, Ludwig Auer,

Pädagogische Stiftung Cassianeum. Preise: Die Serie einzeln M. —.50, bei Bezug von 12 Serien die Serie M. —.40, bei Bezug von 40 Serien die Serie M. —.30.

Schwarz, Josef. Eheunterricht. Kl. 8° (62). Rottenburg a. N., Baderische Verlagsbuchhandlung. Steif brosch. M. 1.20.

Schwester Maria. Der lebendige Tag. Josef-Mühnel-Gedanken. Aus seinen Schriften zusammengestellt. M. Gladbach 1926, Volksvereinsverlag. Pappband M. 1.20, Leinenband M. 1.60.

Sierp, Walter, S. J. Ein Apostel des inneren Lebens, Wilhelm Eberschweiler S. J. (1837 bis 1921). Mit 7 Bildern. (Jesuiten. Lebensbilder großer Gottesstreiter. Herausgegeben von Konstantin Kempf S. J.) 8° (XVIII u. 286). Freiburg i. Br. 1926, Herder. Geb. in Leinwand M. 6.—.

Staab, Dr. Karl. Die Pauluskatenen nach den handschriftlichen Quellen untersucht. Mit 7 Tafeln in Lichtdruck. (Scripta Pontificii Instituti Biblici.) Rom 1926, Päpstl. Bibelinstitut. (Roma 1, Piazza Pilotta 35.)

Stiefenhofer, Dr. Dionys. Friede und Freude im Heiligen Geist. Festtagspredigten. Paderborn 1927, Schöningh. Brosch. M. 4.50, geb. M. 5.70.

Stjernstedt, Marika. Die von Suedensfröm. Roman. Berechtigte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Alhea Sternberg. 8° (IV u. 316). Freiburg i. Br. 1926, Herder. Geb. in Leinwand M. 5.20.

Stöckle, P. M., S. J. Unsere Kinder. Gedanken und Ratschläge für christliche Eltern und Erzieher. 2., vermehrte Aufl. (5. bis 10. Tausend). 12° (71). Mergentheim, A. Ohlinger. Brosch. M. —.60, geb. M. 1.20.

Stolz, Wilhelm Friedrich. Und das Wort ist Fleisch geworden. Betrachtungen und Erwägungen für die heilige Weihnachtszeit. Salzburg 1925, Anton Pustet. Brosch. S 3.—.

Strigl, Dr. phil. Anton. Der Weg des Denkenden zur Wahrheit. Kl. 8° (160). 1926. Mayer u. Comp., Wien I., Singerstraße 7. Brosch. S 4.90, M. 3.50, Kc 24.—, Schwz. Fr. 4.10; geb. S 5.80, M. 4.—, Kc 28.—, Schwz. Fr. 4.80.

Terhünte, P. Herm. Jos., S. C. J. Religiös-literarische Porträts aus dem zeitgenössischen Frankreich. Lotte, Péguy, Psichari. Sittard 1926, Missionshaus. Brosch. M. —.75.

Väth, Alfons, S. J. Zwischen Meer und Wüste Schwester Clarissa Grieben, Tochter vom heiligen Kreuz und ihr Apostolat in einer indischen Großstadt. 8° (88). Mit 7 Bildern. Aachen 1926, Aachener Missionsdruckerei. Geb. M. 2.20, Halbleinenband M. 2.75.

Vermeersch, P. M., S. J. Ein Muttergottesbuch. III. Band: Der Muttergottesstag. Betrachtungen für die einzelnen Samstage des Jahres über Mariens Stellung im Heilsplan und ihre Tugenden. Innsbruck, Marianischer Verlag.

Vidmar, Dr. J. Compendium repetitorium Juris ecclesiastici. 4. Aufl. Wien 1926, Karl Fromme. Geb. S 15.—.

Vogel, P. M., S. J. Lebensbeschreibungen der Heiligen Gottes auf alle Tage des Jahres. Mit zur Nachfolge ermunternden Lehrstücken. 100., verbesserte und vermehrte Aufl. Neu bearbeitet und herausgegeben von Dr theol. Frz. Afr. Weber. Zwei starke Quartbände mit 1620 S. und 22 teils farbigen Kunstbeilagen und 152 ganz neuen herrlichen Textillustrationen von Kunstmaler M. Brunner, ausgewählt und begutachtet von dem bekannten Kunsthistoriker P. Josef Kreilmaier S. J. Regensburg, vorm. W. J. Manz. Brosch. M. 45.—, in zwei reichen Prachtganzeleinenbänden M. 60.—.

Weinhandl, Margarete. Es ist ein Reiz entsprungen. Eine Dichtung. 2. bis II. Aufl. Wolfach in Baden, Verlag Ader.

Weingartner, Josef. Sizilien. Wanderbilder. Mit 15 Illustrationen. 12° (VI u. 162). Freiburg i. Br. 1926, Herder. Geb. in Leinwand M. 4. —.

Weißer, Hermann. Die deutsche Novelle im Mittelalter. Auf dem Untergrunde der geistigen Strömungen. Gr. 8° (VIII u. 128). Freiburg i. Br. 1926, Herder. M. 5.—.

Welfer, Benedikt. Harmonie der Schöpfung. 3. Aufl. Baderborn, F. Schöningh.

Wiedemann, Josef. Dienen dem Herrn in Freude! Kurze Sonntagslesungen für Ministranten. Mittern (Bayern), Martinusbuchhandlung.

Wolfsgruber, Matthias. Docete omnes gentes! Christenlehrpredigten für das katholische Volk. 5. Teil: Sittenlehre (1. Abteilung). Salzburg 1926, Anton Pustet. Brosch. S 4.50, geb. S 5.50.

Wolfer, Ludw. Der Religionsunterricht in der Fortbildungsschule. Eine Wegweisung und Handreichung für die Katecheten. (Hirt und Herde, 15. Heft.) 8° (VI u. 110). Freiburg i. Br. 1926, Herder. M. 2.50, geb. in Leinwand M. 3.60.

Wolpert, Leo. Unterwegs zur Heimat. Sonntagslesungen. 8° (VIII u. 216). Freiburg i. Br. 1926, Herder. M. 3.—, geb. in Leinwand M. 4.40.

Wunderle, D Dr Georg. Religion und Magie. Grundsätzliche Betrachtung. Mergentheim 1926, M. Ohlinger.

Wutz, Franz. Die Palmen des Breviers. Textkritisch untersucht (LXXX u. 572). Dünnendruckpapier. München, Kösel-Pustet. Geb. in Ganzleinen M. 12.—.

Zachwig, Andor von. Zur Reform unserer Rosenkranzandacht. In drei Heften. 1. Heft: Die Idee des marianischen Rosenkranzgebetes und seine Uebung. 2. Heft: Erklärung der Geheimnisse und der Gebete des Rosenkranzes. 3. Heft: 150 bündige, auf Tugendbildung abzielende Betrachtungsstoffe für die Rosenkranzandacht. Alle drei Hefte gebunden und einzeln käuflich. Ratibor, Reinhard Meyer.

Zierler, P. W., O. Cap. Predigten über das allerheiligste Sakrament des Altars, vorzüglich zum Gebrauch beim 40stündigen Gebet. Heft 4: Predigten über die Bedingungen einer nützlichen und über die oftmalige heilige Kommunion (VI u. 104). Innsbruck, Fel. Rauch. M. 1.50.

Ziesch, Dr Kurt. Das Königtum Christi in Europa. Gr. 8° (VIII u. 128). Regensburg, vorm. G. J. Manz. In steifen Umschlag geheftet und beschnitten M. 3.—.

Kalender für 1927.

Ave-Maria-Dombaukalender für das Jahr 1927. XXII. Jahrgang. Linz a. D., katholischer Presseverein. S 1.30, mit Post S 1.50.

Claver-Kalender 1927. Zwanzigster Jahrgang. Herausgegeben von der St. Petrus-Claver-Sodalität. Gr. 8° (96). Mit einem farbenprächtigen Titelbild, vielen Illustrationen und einem Wandkalender als Beilage. Zu beziehen von der Claver-Sodalität in Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 19. S —.80.

Emmanuel-Kalender 1927. Eucharistischer Kalender. Herausgegeben von den Priestern der Kongregation vom Allerheiligsten Altarsakrament. XXVI. Jahrgang. Rottweil (Württ.) und Buchs (Schweiz). M. —.60.

Der Kirchenkalender der Diözese Linz 1927. Von Florian Oberchristl. Zu beziehen durch die Buchhandlung: Linzer Diözesan-Kunstverein, Linz, Rudigierstraße 10. S —.80, mit Postzusendung S —.90.

Oberösterreichischer Pressevereinskalendar 1927. Linz a. D., Verlag Presseverein. S 1.80, mit Post S 2.10.

Regensburger Marienkalender für das Jahr 1927. 62. Jahrgang. Regensburg, Friedrich Pustet. M. —.70.

Reimmichls Volkskalender 1927. Mit farbigem Titelbild (176). Innsbruck-Wien-München, „Tyrolia“. S 2.—, M. 1.20.

St.=Dominikus-Kalender für das Jahr 1927. Herausgegeben von P. Leander Maria Klotz O. P. Mit vielen Vollbildern und Textillustrationen. Gr. 8° (160). Kart. mit elegantem Titelblatt. Graz 1927. Im Selbstverlag der Dominikaner (Graz, Münzgrabenstraße 59). S 1.80, ung. K 18.000.—, M. 1.10, Kc 9.—, Fr. 1.60, Lire 6.—, Dinar 16.—.

St.=Kassian-Kalender 1927. Von Kaplan Hermann Mang. Brixen, A. Weger. Lire 5.—.

Taschentaler und Kirchlich-Statistisches Jahrbuch für den Katholischen Alerus Deutscher Zunge. Redaktion: Dr R. A. Geiger, o. Hochschulprofessor an der Philosophisch-theologischen Hochschule in Dillingen. 49. Jg. 1927. Regensburg, vorm. G. J. Manz. Steifkart. M. 2.—.

Theresien-Kinderkalender 1927. Ein Jahrbuch für die liebe Jugend, insbesondere für die Mitglieder des Theresien-Kindervereines. Unter Mitwirkung von Eltern und Erziehern herausgegeben von D. W. Mut. Erster Jahrgang, ca. 100 S. stark, mit vielen mehrfarbigen Bildern. München, Salesianer-Verlag. M. —.50. Bei 10 Stück ein Freixemplar — ab 5 Stück portofrei.

B) Besprechungen.

Neue Werke.

1) **Die vier Evangelien** für religiös Gebildete, nach dem Griechischen überseht und erläutert von Dr Johann Ev. Niederhuber, Hochschulprofessor in Regensburg. 8° (336).

In der Uebersetzung treu, in der Form knapp, in der Darbietung überichtlich, kann diese sehr vornehm ausgestattete Evangelienausgabe allgemein empfohlen werden. Den einzelnen Abschnitten geht jeweils eine gut orientierende Einführung voraus, ab und zu folgt auch auf eine etwas schwierige Stelle im Texte eine kurzgefaßte Erklärung, Fußnoten geben zu einzelnen Versen den Sinn oder eine moralische Anwendung. Das Buch wird ernstern Lesern sehr willkommen sein.

Stift St. Florian.

Dr B. Hartl.

2) **Die Schriftfälschungen der Häretiker.** Ein Beitrag zur Textkritik der Bibel. Von Dr Aug. Bludau, Bischof. (Neutest. Abhandlungen, XI. Bd., 5. Heft.) 8° (83). Münster i. W. 1925, Aschendorff. M. 3.40.

Nach dem Urteile der größten Bibelgelehrten des christlichen Altertums wie hervorragender Kritiker der neueren Zeit ist der Grundtext der heiligen Schriften im wesentlichen unverseht überliefert. Dem Nachweise der Richtigkeit dieses Urteils dient die hier angezeigte Studie Dr Bludaus, eines unserer sorgsamsten, umsichtigsten und gründlichsten Bibelforscher. Der Verfasser nimmt neuerdings Stellung gegen die von den Vätern, christlichen Schriftstellern und Bibelkritikern nicht selten erhobene Klage über Fälschungen der heiligen Schriften seitens der alten Häretiker. Die einzelnen bezüglichen Stellen werden von den Häretikern der apostolischen Zeit an bis auf die Nestorianer und Monophysiten vorgeführt und in „mühsamer Kleinarbeit“ und erstaunlicher Atribie gewürdigt. Der Verfasser kommt zum Resultate, daß, abgesehen von der Redaktionsarbeit Marcions, die den Kejern vorbehaltenen, absichtlichen Fälschungen auf Kleinigkeiten hinauslaufen, auf anderwärts vorkommende Lesarten (wobei die Häretiker mitunter die richtigen hatten), auf falsche Auslegung von Stellen oder auf Mißverständnisse. Dabei wird noch eigens betont, daß bei der großen Sorgfalt und fast übertriebenen Vorsichtigkeit, mit der die kirchlichen Oberen den Text der heiligen Schrift vor häretischer Verderbnis zu schützen und zu bewahren suchten, den Häretikern es gar nicht einmal möglich gewesen sei, die Reinheit des Textes zu

trüben, und daß es schwer vorstellbar sei, daß Fälschungen der Häretiker überhaupt in den in den Gemeinden gebrauchten Text hätten eindringen und dauernde Verbreitung hätten finden können. — Die Studie verdient alles Lob. Vielleicht werden nicht alle den allgemeinen Freispruch der Häretiker billigen; den übrigen Feststellungen muß unbedingt zugestimmt werden. Corssens und Harnacks Hypothese von der marcionitischen Fälschung der Schlußdogologie des Römerbriefes wird nicht berührt.

Graz.

Prälat Dr Gutjahr.

3) **De Ecclesia catholica.** Praelectiones apologeticae. Auctore P. Reginaldo Maria Schultes O. P., s. theologiae magistro et professore in collegio pontificio „angelico“ de Urbe. 8^o (VIII et 776). Parisiis, sumptibus P. Lethielleux, 1926. Pretium: 45 fr. gall., 9 fr. helv.

Es besteht zwar schon eine Anzahl tüchtiger Monographien De Ecclesia aus neuerer Zeit, so von Palmieri, Settinger, Mazzella, Franzelin, De Groot, Wilmers, Billot, Straub, Diekmann. Aber es hat dennoch jede Neuerscheinung ihr eigenes Existenzrecht, schon deswegen, weil jeder Autor in individueller Weise das Thema behandelt und wenigstens die eine oder andere Partie desselben neu beleuchtet, gewinnbringend vertieft und erweitert. Das gilt in vollem Maße auch von dem neuen, hier kurz anzudeutenden Werke De Ecclesia catholica von P. Reginald Schultes O. P. Was dem Leser wohl am meisten, und zwar angenehm auffällt, ist die ungemein große Klarheit, die hier durchgängig herrscht, sowohl bezüglich der Diktion, als auch der Anordnung des Stoffes, der Behandlungsmethode und besonders der öfter ziemlich ausführlichen Beleuchtung des status quaestionis bei größeren Themen. Man liest das Werk daher förmlich mit Spannung. Lobend vermehrt sei auch der Umstand, daß man hier bei manchen Themen Thomaszitate begegnet, bei denen man sonst solche nicht findet. Druckfehler sind in diesem Buche leider ziemlich viele stehen geblieben; als irreführend sei davon erwähnt, daß S. 284 als Todesjahr M. Günthers — statt 1863 — 1836 angegeben erscheint.

In der Abhandlung über die Merkmale der Kirche vertritt der Herr Verfasser mehrmals einen Standpunkt, der kaum allgemeine Zustimmung findet. S. 158 tritt er dafür ein, daß die einzelnen Merkmale nur als Merkmale behandelt, nicht aber vorerst als „Eigenschaften“ auf ihren Begriffsinhalt und auf dessen wirklich als „Merkmal“ brauchbaren Teile geprüft werden sollen. Dagegen scheint es jedoch festzustehen, daß eine solche Prüfung zumindest sehr angezeigt ist. Denn die Merkmale sind ja doch Eigenschaften und daher lernt man nur erst durch besagte Prüfung den Inhalt des Merkmals selbst und die Verwendbarkeit oder Nichtverwendbarkeit von dessen Teilen erkennen und nur so wird dann auch der Beweis ein zielsicherer und vollständiger sein. Gerade aus der Unterlassung solcher Prüfung ist schon öfter etwas als „Merkmal“ hingestellt und als solches verwendet worden, das den Bedingungen eines Merkmals in keiner Weise genügt. Wenn weiters der Herr Verfasser S. 162 beim Suchen nach der wahren Kirche die sogenannten „negativen“ Merkmale ausschließen will, so scheint das aus mehreren Gründen nicht gut. Jedenfalls können diese Eigenschaften, die zwar die wahre Kirche noch nicht absolut und positiv erweisen können, aber immerhin an ihr vorhanden sein müssen, wenigstens relativ zugunsten einer bestimmten Kirche von Wert sein. Weiters würde die besagte Ausschließung dahin führen, den irrenden Kirchen a priori alles und jedes abzuspochen, was an der Kirche vorhanden sein muß; ein Vorgehen mehr dogmatischer Art, das jedenfalls nicht geeignet ist, den Irrenden unsere Beweisführung objektiv und gewinnend erscheinen zu lassen. — Trotzdem bildet diese neue Monographie ohne Zweifel ein Werk von bleibendem Wert.

Salzburg.

Dr Josef Vordermahr.

4) **Katholisches Kirchenrecht.** Von Dr Albert Königer (514). Freiburg i. Br. 1926, Herder.

Das Lehrbuch ist ein Meisterwerk, prägnant, kurz und doch alles Wesentliche enthaltend. Hervorzuheben ist die gewissenhafte Genauigkeit bis in das kleinste Detail, die tadellose Doktrin. Wie von Königer zu erwarten war, ist das Wertvollste die rechtshistorische Materie. Klassisch sind die Kapitel über die geschichtliche Entwicklung des Kirchenrechtes und besonders dankenswert, daß der Verfasser diesen Kapiteln die Kirchenrechtsquellen der einzelnen Perioden beifügt, was deren Verständnis dem Studierenden wesentlich erleichtert. Auch die breitere Bearbeitung des Prozeßrechtes ist sehr zu begrüßen. Etwas zu kurz kommen die wichtigen *normae generales*, vor allem die einleitenden Kanones, und nicht einverstanden sind wir mit der Reihe von Päpsten, welche der Verfasser als Vertreter der Lehre der direkten Gewalt der Kirche über den Staat hinstellt. Im allgemeinen reißt sich das Buch Königers würdig in die Reihe der glänzendsten Veröffentlichungen des Herderschen Verlages.

Wien.

Prof. Dr P. Hohenlohe.

5) **De matrimonio et causis matrimonialibus**, tractatus canonico-moralis juxta Codicem juris canonici. Auctore Farrugia P. Nicolao Ord. S. Aug. 8° (564). Taurini-Roma 1924, Marietti.

Das Dekret der Studentengregation vom 7. August 1917 verfügt, daß an kirchlichen Anstalten, an denen ausführliche Vorlesungen über das kanonische Recht gehalten werden, die Reihenfolge der Kanones bei der Erklärung beibehalten werde. Einen Behelf für derartige Zwecke bietet vorliegendes Werk. Freilich sah sich der Autor auch veranlaßt „claritatis gratia“ die Lehre vom Eheconsens gleich nach der Begriffserklärung der Ehe zu behandeln. Die Darstellung ist eine gefällige, verständliche. Passenden Ortes sind moraltheologische Erwägungen eingeschaltet.

Im Einzelnen sei bemerkt: Unklar ist S. 83 die Ausführung über die *promissio unilateralis*. Hierdurch wird doch nur ein Teil verpflichtet. S. 90 werden unter Berufung auf can. 1099 Katholiken zur kirchlichen Verlöbnißform nicht verpflichtet. Es ist diesbezüglich jedenfalls eine Lücke im Kodex. S. 159 vertritt der Autor mit Recht den Standpunkt, daß der Beichtvater bei der Beicht niemals von einem seiner Natur nach öffentlichen Hindernis dispensieren kann. Für Dispensationen *pro foro interno non sacramentali* wird die Eintragung in das Geheimbuch der Kurie (can. 1047) vorgeschlagen (S. 173). Mit Rücksicht auf die kirchliche Gerichtspraxis findet die *impotentia* eine ausführliche Erörterung (S. 271 ff.). Bei zweifelhafter Taufe eines Katholiken, der einen Katholiken heiraten will, schlägt der Autor Dispensation von *dispar cultus* nach can. 15 durch den *Ordinarius* vor (S. 311). Auffallenderweise wird S. 397 die Zulässigkeit der passiven Eheassistenten für gewisse Gegenden noch weiterhin gelehrt. Ausführlich wird die moraltheologische Seite ehelicher Rechte und Pflichten erörtert (S. 414 ff.).

Graz.

Prof. Dr J. Saring.

6) **Grundzüge der Kirchengeschichte.** Ein Hilfsbuch für akademische Vorlesungen und für das Privatstudium. Von Domkapitular Dr Jakob Schmidt, Professor der Kirchengeschichte am Bischöfl. Priesterseminar zu Mainz. 8° (XII u. 468). Mainz 1925, Kirchheim. M. 12.—, geb. M. 14.—.

In den vorliegenden „Grundzügen“ will der Verfasser „nur das, aber auch alles bieten, was man wissen muß, um die kirchliche Vergangenheit zu verstehen“. Unter Beibehaltung der üblichen zeitlichen Dreiteilung des Stoffes wird das Mittelalter mit dem Eintritt der Deutschen in die Kirche, also mit dem 8. Jahrhundert, und die Neuzeit mit dem Auftreten Luthers begonnen.

Der Beginn dieser beiden Zeitabschnitte mit dem Eintritt der Germanen in die Kirche, also mit der Taufe Chlodwigs, des „neuen Konstantin“, beziehungsweise mit dem Wiederaufkommen der heidnischen Weltanschauung neben der christlichen, also mit dem jüngeren Humanismus, wäre wohl vorzuziehen. Bei der Anordnung des Stoffes ist mit Recht die zeitliche Abfolge der Ereignisse nach Möglichkeit berücksichtigt. Die Darstellung ist übersichtlich und, von einigen Stellen abgesehen, auch klar. Besondere Anerkennung verdient die Wahrung des katholischen Standpunktes bei der Beurteilung der geschichtlichen Ereignisse. In dem Streben nach Kürze scheint der Verfasser doch zu weit gegangen zu sein; manche Teile der Darstellung bedürfen noch der Ergänzung oder Erweiterung durch den mündlichen Vortrag. Der ausführliche Quellen- und Literaturnachweis ist nicht unter dem Strich, sondern am Schluß angebracht. Das in der Form von „Grundzügen“ erscheinende neue Lehrbuch der Kirchengeschichte wird den Benützern gewiß gute Dienste leisten.

Von Einzelheiten mögen erwähnt werden: Bei der Besprechung des Sabellianismus (S. 39) sollte der Deutlichkeit wegen ausdrücklich bemerkt werden, daß Sabellius „Person“ im Sinne von „Erscheinungsweise“ genommen hat. — Das Henotikon hat nicht das Symbolum von Chalcedon (S. 91), sondern alle ihm entgegenstehenden, sei es auf Chalcedon oder auf einem anderen Konzil vorgebrachten Meinungen verworfen; ein Symbolum von Chalcedon gibt es nicht. — Neben der „hohen Wertschätzung des Gottesdienstes“ (S. 132) war auch der große eigene Vorteil der mittelalterlichen Fürsten ein Hauptgrund der zahlreichen Schenkungen an Kirchen und Klöster. — Bei der Besprechung der Beilegung der großen Kirchenspaltung (S. 226) sollte auch erwähnt sein, daß Papst Gregor XII. der in Konstanz tagenden Versammlung seine Abdankung nur unter der Bedingung angeboten hat, daß sie sich von ihm berufen lasse, d. h. ihn als das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche anerkenne, und daß nach der erfolgten Berufung des Konzils auf diesem eine päpstliche Urkunde über die Vereinigung der Obedienzen zur Verlesung gelangte, wodurch alle Kardinäle römische Kardinäle wurden und daher nach der Abdankung des Papstes der Kirche ein zweifellos rechtmäßiges Oberhaupt wählen konnten. Diese Tatsachen sind sehr wichtig, weil sie zeigen, daß Gregor XII. seinen Standpunkt gewahrt hat, die Konstanzer dagegen ihre eigene konziliare Theorie praktisch preisgegeben haben. — Die beiden Bisener Päpste Alexander V. und Johann XXIII. sind aus dem Papstverzeichnisse (S. 386) zu streichen. Sie erscheinen allerdings auch im *Annuario Pontificio* 1925 nach der aus dem Jahre 1751 stammenden *Chronologia Romanorum Pontificum* von St. Paul in Rom.

Salzburg.

R. Hirsch.

- 7) **Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters.** Mit Benützung des Päpstlichen Geheim-Archivs und vieler anderer Archive bearbeitet. Von Ludwig Freiherr v. Pastor. X. Band: Geschichte der Päpste im Zeitalter der katholischen Reformation und Restauration: Sixtus V., Urban VII., Gregor XIV. und Innozenz IX. (1585 bis 1591). 1. bis 7. Aufl. (XXXI u. 666). Freiburg i. Br. 1926, Herder.

Das neueste Urteil, das in diesen Tagen erst über Pastors Papstgeschichte gefällt wurde, ist wohl das beste, denn es kommt von der berufensten Seite: Die Blätter brachten nämlich die Nachricht, daß Papst Pius XI. seiner von ihm eben erst getrauten Nichte Louisa Ratti eine von ihm selbst zusammengestellte Bibliothek von 100 Bänden zum Hochzeitsgeschenk machte, in der auch Pastors Werk war. Da bilden also die zehn Bände ein Zehntel dieser Sammlung! Wenn der Heilige Vater so urteilt, welcher gebildete Katholik wollte anders denken? Leider wird Pastors Papstgeschichte, die

über die ganze Erde verbreitet ist, von uns Priestern noch immer zu wenig gelesen! Mag sein, daß der hohe Preis mancher Bände auf die Konfratres, oder selbst auf manche arme Klosterbibliothek abschreckend wirkt, aber einzeln gekauft, ist doch jeder noch erschwinglich (der gegenwärtige zehnte Band kostet 24 Goldmark oder ca. 40 österr. Schillinge). Die Ausgabe lohnt sich aber mehr, als wenn man um daselbe Geld eine Anzahl von Belletristika kauft: denn diese sind bald gelesen — aber Pastor ist nicht auszulesen! Man kann, wie es sich für ein monumentales Kunstwerk ziemt, immer wieder hineinschauen und wird immer Neues und Interessantes finden. Der gegenwärtige zehnte Band ist ein Musterbeispiel hiefür. Zum größeren Teil füllt ihn die Darstellung der nur fünfjährigen, aber großartigen Tätigkeit des aus dem Franziskanerorden hervorgegangenen Sixtus V., die Schilderung der Wahlen und der Regierung der übrigen drei Päpste wirkt nur wie ein, allerdings überaus interessanter Anhang, denn Urban VII. regierte nur 13 Tage, Gregor XIV. zehn Monate, Innocenz IX. zwei Monate. Was aber auf den 500 ersten Seiten von Sixtus V. erzählt wird, das erfüllt sicher jeden Leser mit Staunen: die Lektüre dieses Papstlebens muß auf jeden Priester — auch wenn er es nicht aus wissenschaftlichem Interesse studiert — überaus anregend, erbauend, aneifernd wirken. Wir brauchen nicht erst zu erwähnen, daß Pastor durchaus keine Heiligen aus den von ihm behandelten Päpsten macht. Er gibt auch bei Sixtus V. die Schattenseiten: z. B. seinen autokratischen Uebereifer, mit dem er die Vulgata selbst verbesserte, den ganzen Text selbst durchlas, mit eigener Hand korrigierte, ja sogar gegen das Zeugnis der Handschriften manches strich, was ohne Zweifel als echtes Schriftwort zum Text gehörte (S. 157). Dafür besaß er aber später, als die Empörung über diese gewaltsame Behandlung der Heiligen Schrift bis ins Kardinalkollegium hinaufreichte, doch die maßhaltende Klugheit, daß er die Bulle, mit der er seine Vulgata-Ausgabe als die alleinige vorschreiben wollte, nicht publizierte und ihr damit die verpflichtende Kraft nahm. Auch die Nepoten- und Verwandtenpolitik Sixtus' V. wird objektiv dargelegt, mag sie manchem auch nicht passend erscheinen. Die große Finanzpolitik, durch die er einen bedeutenden Schatz an Gold zusammenzubringen verstand, wird richtig erklärt und durch die unvergänglichen Leistungen des Papstes für Rom (Wasserleitungen, große Straßenbauten, die Fontänen, Vatikanische Druckerei, die Obeliske, St. Peters-Dom mit seiner einzigartigen Kuppel) erklärt. Auch sein Kampf gegen das Banditenunwesen im Kirchenstaat wird jeden Menschen für den Papst einnehmen. Den Hauptanteil beanspruchen natürlich die Darstellungen der politischen Beziehungen des päpstlichen Stuhles zu Spanien (Philipp II.), Frankreich (Heinrich III.) und England (Elisabeth — Maria Stuarts Ende!). Jeder historisch Gebildete kennt die Bedeutung einer korrekten, objektiven Behandlung dieser so oft gegen uns Katholiken auswerteten Themen. — So ist Pastor bereits staunenswerth weit mit seinem zehnten Band gekommen. Der elfte Band, an dem der siebenjährige Gelehrte arbeitet, wird Clemens VIII. (1592 bis 1605) behandeln und damit bereits das 17. Jahrhundert erreichen. Man möchte fast Gott um ein Wunder bitten, daß er Pastor noch so lange erhält, bis er mit seinem Monument der Papstgeschichte nach seinem Plan bis zum 16. Band und damit bis zum 19. Jahrhundert gekommen ist.

Wien.

Univ.-Prof. Dr. Ernst Lömek.

8) **Religiöse Quellschriften.** Herausgegeben von Dr. Walterscheid, Bonn. 15. bis 18. Heft. Düsseldorf, V. Schwann.

Schöninghs Sammlung kirchengeschichtlicher Quellen und Darstellungen für den Religionsunterricht an höheren Lehranstalten. 6. bis 14. Heft. Paderborn, Ferd. Schöningh.

Zu den neulich angezeigten 14 Bonner Heften sind nun rasch weitere hinzugekommen, die zeigen, welche große Entwicklung die Sammlung noch

nehmen kann. Das 15. Heft bringt eine Quellenlese zur Geschichte der Franziskaner in Deutschland von P. Dr Ferdinand Doelle O. F. M., die uns sehr gut charakterisierende Quellenproben zur Wirksamkeit der Brüder im Mittelalter (Proben aus Berthold von Regensburg u. a.), und zu den Kämpfen in der Reformationszeit wie zur Säkularisation und im Kulturkampf bringen. Weniger gut läßt sich das Heftchen über Blaise Pascal verwenden. Außer einer Biographie bringt es nur Fragmente aus seinen Pensées; da wird der Lehrer besser tun, selbst aus der deutschen Uebersetzung von Laros auszuwählen oder begabte Schüler auswählen zu lassen. Noch weniger dem Charakter einer Quellsammlung entspricht das im übrigen sehr instruktive Heftchen von Dr Wilhelm Koppers S. V. D. über „Gottesglaube und Gebete der Yamana auf Feuerland“, denn hier ist nur eine großartige Einführung zu loben, aber die Quellentexte beschränken sich auf kurze Gebetschen, bei denen eine Erklärung des Lehrers nicht mehr nötig ist. Instruktiv für die Entwicklung der Messe nach dem römischen Ritus ist die von Abt Johannes von St. Martin zu Rom mitgeteilte Ordnung der Papstmesse im 7. Jahrhundert (von Athanasius Winterfig, 18. Heftchen), besonders wenn sie mit der im 8. Heftchen gebotenen urchristlichen Messe und mit dem heutigen Ordo Missae zusammengehalten wird. — Die Heftchen sind auf einem für das Auge sehr angenehmen Papier mit bläulichem Ton gedruckt; nur die ersten neun Heftchen sind jedenfalls irrtümlich auf weißem Papier erschienen und stören dadurch die Einheitlichkeit der Sammlung.

Die zweite Sammlung hat ebenfalls hervorragende Fortschritte gemacht. Das 6. und 7. Heftchen bringen Quellen zum Verständnis der Kirchenpolitik. Beide stammen von Dr Max Bierbaum und enthalten die wichtigsten Quellen des Rechtslebens im Mittelalter (z. B. Bulle Unam sanctam, Wormser Konkordat, Kanonisationsbulle), sowie die wichtigsten Rundgebungen der jüngsten Päpste über Staatsordnung und Völkerveröhnung (z. B. Protest des Papstes gegen die Wegnahme des Kirchenstaates, die Lehre von Privat-eigentum in Rerum novarum, Trennung von Kirche und Staat, Benedikt XV. Mahnungen zum Frieden, Pius XI. über die römische Frage). Das achte Heftchen („Aus den Römischen Katakomben“ von J. Ritsch-Freiburg) bringt eine durch Abbildungen unterstützte, glänzende Darstellung der Katakomben mit sonst sehr schwer erreichbaren Quellenbelegen — vielleicht das Beste in der ganzen Sammlung! Dr Karl Kastner wählt einige Abschnitte aus den Dokumenten zur großen Säkularisation in Deutschland (1803) aus. Das 10. Heft führt uns wieder in die Zeit der Einführung des Christentums in Deutschland und in die des heiligen Bonifatius zurück. J. M. Jansen hat aus dem reichen Schatz das Charakteristische auf engen Raum zusammenzudrängen verstanden. Noch schwierigere Aufgabe wurde Dr Edmund Stein zugebracht, der aus dem Leben und aus den Lehren des heiligen Augustinus entsprechende Proben der Jugend geben sollte. Wenn wir dieses Heft mit dem 13. Heft der ersterwähnten Sammlung Walterscheid vergleichen, das die Entwicklung des Heiligen aus den Confessiones allein darstellen will, so sieht man am besten die Schwierigkeiten solcher Quellsammlungen für die Jugend ein: sowohl das Zuviel wie das Zuwenig ist schädlich, das richtige Maß sehr schwer zu finden. Das Heftchen in Schöninghs Sammlung bietet korrektere Angaben der Fundstellen und führt daher den erklärenden Lehrer selbst darauf, weiter zu suchen. Das 12. Heftchen von Dr Max Bierbaum bietet wieder eine Auslese von Rundgebungen der letzten Päpste über das Thema: Kirche und Kultur, von hohem apologetischen Wert; im 13. Heft („Der Kulturkampf“ von Dr H. Schmidt) schlägt die Schöninghsche Sammlung wieder das gleiche Thema an, wie die Walterscheidsche (11. Heft); während das letztere Heftchen fast nur erzählenden Text bietet, hat das von Schmidt sehr charakteristische Quellentexte, die besser beweisen und orientieren. Das letzte bisher erschienene Heft 14 (Karl Kastner, Der innere Aufschwung des Katholizismus in Deutschland am Anfang des 19. Jahrhunderts)

unterrichtet kurz über die führenden Persönlichkeiten Zailer, Möhler, Görres, Hircher, heiliger Clemens M. Hofbauer, Overberg, Stolberg) und gibt einige Proben aus ihren Schriften.

Abschließend kann gesagt werden, daß beide Sammlungen das Beste bieten wollen, nur Gutes bringen und daß kein Lehrer es bereuen wird, wenn er sich beide Sammlungen anschafft.

Wien.

E. Tomek.

9) **Das Lehramt der katholischen Theologie.** Von Dr. Joh. Haring, o. ö. Professor der Theologie in Graz (VI u. 164). Graz 1926, Ulrich Moser. S 10.02.

Mit diesem Werke hat der Verfasser der „Einführung in das Studium der Theologie“, das 1911 im selben Verlag erschienen ist, seinen Arbeiten auf diesem Gebiete die Krone aufgesetzt. Diesmal behandelt er in drei Teilen die Geschichte des theologischen Unterrichtes, die Vorbildung und Aufgaben des theologischen Lehrers, sowie die Methode des theologischen Unterrichtes, lauter Themen, die für jeden theologischen Lehrer von großem Interesse sind und für deren lichtvolle Behandlung ihm nicht bloß die jüngeren, sondern alle Kollegen zum besonderen Danke verpflichtet sind.

Im ersten Teile schuf der Verfasser aus der mannigfaltigen, aber sehr ungleich verteilten und vielfach zerplitterten Literatur in 66 Seiten ein verhältnismäßig kurzes und klares Bild der Entwicklung des theologischen Unterrichtes bis in die jüngste Gegenwart mit Einschluß der durch can. 1365 verursachten Reformen auf diesem Gebiete. Wir finden hier bereits eine Reihe der neuesten theologischen Studienpläne Deutschlands, Oesterreichs und angrenzender Länder gesammelt.

Auch die Fragen des II. und III. Teiles, Vorbildung, und Aufgaben des theologischen Lehrers, sowie Methode des theologischen Unterrichtes werden soweit als möglich geschichtlich beleuchtet und dann in ihrer gegenwärtigen Gestaltung dargestellt. Doch begnügt sich der Verfasser nicht damit, sondern gibt darüber hinaus aus dem reichen Schatz seiner langen ruhmvollen akademischen Lehrtätigkeit heraus eine Fülle von Anregungen, Winken und Wünschen, die aller Beherzigung wert sind.

Besonders wertvoll erscheint mir der III. Teil, der vielfach Neuaufland bearbeitet und der mit seinen Ausführungen über die Methode im allgemeinen, Anleitung zum Studium, Methode des Vortrages, über das Verhältnis zwischen Vorlesung und Lehrbuch, über praktische Übungen zur Ergänzung und Vertiefung des Unterrichtes, über Prüfungen und Vortragssprache allen Vertretern des Lehramtes einen Spiegel zur Prüfung der eigenen Lehrtätigkeit an die Hand gibt.

Mögen diese wertvollen Anregungen und Ausführungen einen kräftigen Anstoß zur weiteren fruchtbaren Ausgestaltung der vielfach noch in den Anfängen stehenden Hochschuldidaktik und Hochschulpädagogik geben!

St. Pölten.

Dr. Alois Schrattenholzer.

10) **Die christlichen Soziallehren.** Von Otto Schilling (200). (Der katholische Gedanke, Bd. XVI.) Köln-München-Wien 1926, Trautoniums-Verlag.

Das Buch ist eine Widerlegung des Wertes von Ernst Troeltsch: „Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen, 1. Hälfte 1912.“ Diesem protestantischen Theologen war gewissermaßen seine Einstellung für die Interpretation der altchristlichen sozialen Lehren von vornherein gegeben. Indem er seine Konfession nicht verleugnen und seine Kollegen nicht preisgeben wollte, legt er die sozialen Lehren des kirchlichen Altertums im Sinne des Protestantismus aus, stützt sich dabei nach seinem eigenen Geständnis nicht auf selbständige patristische Studien, sondern auf sekundäre selbstverständlich vor allem wieder protestantische Quellen. Troeltsch selbst sagt

seine Arbeit habe in der „Vereinheitlichung“ dessen bestanden, was er in dieser Literatur an Gedanken gefunden hat; die „Naht“, mit der er dieses Zusammenstückeln vollzogen hat, werde immer deutlich sichtbar (S. 120). Als leitender Gedanke läßt sich auch bei Troeltsch kurz angeben die „Eigengesetzlichkeit“ oder „Eigenständigkeit“ der Volkswirtschaft; die christliche Religion stelle für dieselben kaum objektive Normen auf, beschränke sich vielmehr auf die „Gesinnungspflege“. Bekanntlich bekennen sich weiteste Kreise der protestantischen Theologen, ja man kann sagen mehr oder weniger alle zu der gleichen Anschauung. Gemäß ihrer Grundanschauung, nach welcher die christliche Lehre nur aus der Heiligen Schrift zu schöpfen ist, anerkennen sie dann keine anderen Sittlichkeitsnormen für die wirtschaftliche Tätigkeit als die, welche sie in der Heiligen Schrift lesen. Dort finden sie wohl das Wort „Gerechtigkeit“ und die Verletzungen derselben als „Unrecht“, „Diebstahl“, „Betrug“ und Ähnliches angegeben. Genauere Normen über die Respektierung fremden Eigentums, über die Restitution nach geschehener Rechtsverletzung, über die Rückgabe fremden Eigentums, in dessen Besitz man ohne Sünde gekommen u. s. w., lassen sich mit Hilfe des heiligen Textes allein nicht angeben. Und was dann die „Gesinnungspflege“ angeht, so befinden sich die protestantischen Theologen auch hier in den größten Schwierigkeiten. Da sie keinen Unterschied anerkennen zwischen Gebot und Rat — Luther verwarf ja die evangelischen Räte —, so wissen sie die vom Evangelium vorgeschriebene, also pflichtmäßige Gesinnung nicht genauer anzugeben und zu umschreiben.

Da die Grundsätze des christlichen Sittengesetzes auch bezüglich der wirtschaftlichen Tätigkeit die gleichen waren bei den heiligen Vätern und der Scholastik wie in der Jetztzeit, so braucht Schilling nicht an den Aussprüchen der älteren Schriftsteller herumzudeuteln, wie Troeltsch das tut. Er zeigt sich ferner auch dadurch noch seinem Gegner überlegen, daß er sich auf Originalforschungen stützen kann und nicht auf sekundäre Quellen angewiesen ist. In dem ganzen Buche folgt er seinem Gegner Schritt auf Schritt, indem er dessen Behauptungen seine eigenen entgegenstellt. Daß die Lesung des Buches dadurch an Annehmlichkeit verliert, muß man im Interesse der Sache hinnehmen.

Einzeln sei noch besonders hervorgehoben. S. 87 und 127 erwähnt der Verfasser, daß die heiligen Väter wohl das Familienrecht, wie es in den römischen Rechtsbüchern enthalten ist, mit Erfolg bekämpften und in christlichem Sinne umgestalteten, daß aber im übrigen das „römische Privatrecht, nach manchen Urteilen von Origenes bis Augustinus zu schließen, den Kirchenvätern als *ratio scripta* galt“. Damit stimmt überein, daß die Kirche während des ganzen Mittelalters bis in unser Jahrhundert hinein das römische Privatrecht speziell für die Güterlehre sehr hoch geschätzt hat und das gerade in diesen Teilen äußerst lückenhafte alte kanonische Recht durch die Satzungen der Justinianischen Rechtsbücher ergänzte.

Zu dem, was S. 152 gesagt wird über den „organischen Grundzug der thomistischen Sozialphilosophie“, welche nicht eine „spezifische Eigentümlichkeit des thomistischen Denkens“ bildet, sondern „schon die patristische Auffassung charakterisiert“, findet der Leser Näheres bei Nikolaus Paulus, „Der Berufsgedanke bei Thomas von Aquin“ in der Innsbrucker „Zeitschr. f. kath. Theologie“ 1926, S. 445 bis 454.

S. 60 und 115: Sollte nicht im „primären“ oder, wie Troeltsch sich ausdrückt, „reinen“ oder „absoluten“ Naturrecht dem Staate eine gewisse Zwangsgewalt eigen gewesen sein? Wenn der ursprüngliche Zustand der Menschen geliebt, nicht durch die Sünde der Stammeltern verloren gegangen wäre, so hätten doch die einzelnen Menschen die Möglichkeit zu sündigen, also auch Sünden gegen die Gerechtigkeit und gegen die staatliche Ordnung zu begehen, behalten. Es wird sich kaum annehmen lassen, daß

dem Staate keinerlei Strafmittel, überhaupt keine Zwangsmittel hätten zur Verfügung stehen sollen.

Die christliche Sozialwissenschaft schuldet dem Verfasser auch für dieses Buch aufrichtigen Dank.

Jmsbrud.

Jos. Wiederlach S. J.

11) **Arbeit und Erwerb.** Eine sozial-ethische Studie. Von Georg Baumgartner (110). Salzburg 1926, Pustet.

Der Titel der Schrift gibt ihren Inhalt nur unvollkommen an; besser lassen ihn die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte erkennen: „Zur Fragestellung; Geschichtliches; Von der Eigenständigkeit der Wirtschaft; Arbeit und Erwerb; Rente und Zins; Spekulationsgewinn; Preis und Lohn; Schluß.“ Bei der Erörterung dieser Gegenstände hält sich der Verfasser ganz auf dem Boden des christlichen Sittengesetzes, indem er seinen Ausführungen die ethischen und moraltheologischen Lehren zugrunde legt, die besonders in den Traktaten *De justitia et jure* und *de contractibus* sich behandelt finden. Diese werden unter der beständigen Aufsicht des kirchlichen Lehramtes seit Jahrhunderten in den katholischen Schulen gelehrt und müssen auf die ständig wechselnden wirtschaftlichen Einrichtungen und Verhältnisse angewendet werden. Eine Schrift über christliche Wirtschaftslehre setzt bei ihrem Verfasser vor allem ein gründliches und umfassendes Eindringen in die genannten und in die anderen Lehren des Dekalogs voraus, dann aber auch eine gute Kenntnis der wirtschaftlichen Vorgänge und Verhältnisse, auf welche die moraltheologischen Normen anzuwenden sind. Aber ein auch noch so gutes Kennen der Volkswirtschaft in Vergangenheit und Gegenwart mit einer nur oberflächlichen Kenntnis der moraltheologischen Lehren über Eigentum, dessen Erwerb, Gebrauch und Verbrauch befähigt noch keineswegs zu einer zuverlässigen und einwandfreien Darstellung der christlichen Wirtschaftslehre.

Damit ist schon gesagt, daß der Verfasser in dem Abschnitt „Von der Eigenständigkeit der Wirtschaft“ eben diese Eigenständigkeit (Autonomie, Eigengeßellschaft) verwirft; mit Recht sagt er, sie „bedeute eine grundsätzliche Abjage und Loslösung von der Oberhoheit einer sittlichen Lebensordnung“ (S. 68). Wer eine sittliche Lebensordnung für andere Gebiete annimmt oder behauptet, kann ohne Inkonssequenz eine solche für das wirtschaftliche Gebiet nicht leugnen, auch schon deshalb nicht, weil für die Menschen auf dieser Erde alle Lebensgebiete mit der Wirtschaft naturnotwendig verknüpft sind. Der Verfasser führt (S. 40) drei oberste Normen für das Wirtschaftsleben an; sie sind richtig, doch hätte es zu größerer Klarheit beigetragen, wenn er die vom Sittengesetze verlangten Normen strenger geschieden hätte von denen, die der wirtschaftliche Standpunkt verlangt. — Die auch in christlichen Kreisen manchmal auftauchende Ansicht vom „Alleinwert der Arbeit“ bekämpft der Verfasser nicht nur; er findet auch scharfe, aber nicht ungerechte Ausdrücke gegen sie, er nennt sie eine „Fiktion“ (S. 54); der Alleinwert der Arbeit „wird ganz augenscheinlich zum bloßen Schlagwort und zur Marotte“ (S. 58). — Ebenso verwirft er die gleichfalls in katholischen Kreisen hier und da gehörte Ansicht von der Arbeit als einziger rechtmäßiger Erwerbsart; er anerkennt (S. 50) die Besitzergreifung herrenloser Güter (daher in gewissen Fällen die Aneignung gefundener Sachen), ferner das Erbrecht als rechtmäßige Erwerbsmittel; ja jede Schenkung auch unter Lebenden müßte sonst als ausgeschlossen gelten. — Mißverständlich ist S. 26 der Ausdruck: „Der dem Luthertum eigene Berufsgedanke“; zum Berufsgedanken beim heiligen Thomas vgl. Nikolaus Paulus in „Zeitschrift f. kath. Theologie“ 1926, S. 445 ff. Das Luthertum hat den Berufsgedanken enthielt, ihn ausgehöhlt, man könnte sagen geleugnet, indem es ihn von Gott, dem letzten Urheber jedes wirklichen Berufes, mehr loslöste. — Zu S. 46 wäre zu bemerken, daß wenigstens von manchen Sozialdemokraten

ein geringes Grundeigentum, das nur von den Familiengliedern des Eigentümers bewirtschaftet werden kann, wohl zugelassen wird.

Der Ansicht des Verfassers über den Kapitalzins kann ich nicht beistimmen. Er schreibt: „Darnach ist der Zins das Entgelt für eine Kapitalnutzung, die Gegenleistung und der Preis für die Ueberlassung eines Produktionsgutes, des dem Entleiher zur produktiven Verwendung anheimgestellten Kapitals. Nicht als ob der aristotelisch-scholastische Satz vom Gelde als *res omnino sterilis* heute nicht mehr Geltung hätte; ganz gewiß ist und bleibt die Natur des Geldes immerdar dieselbe. Aber die Funktion des Geldes hat sich geändert. Das Geld ist im heutigen Darlehens- und Kreditverkehr nicht mehr die im Vertrag hingeebene vertretbare Sache, sondern lediglich Wertmesser einer ökonomischen Leistung. Die von H. Besh vorgelegte und von O. v. Nell-Breuning erweiterte Zinsbegründung, die das Problem der Kreditgewährung unter dem Gesichtspunkte der Dienstleistung, das Verhältnis des Kreditnehmers zum Kreditgeber aber nach Art einer *conductio operae* erfasst, scheint tatsächlich vorwärts zu führen und die Frage befriedigend zu lösen.“ Dazu möchte ich in Kürze folgendes bemerken:

1. Das Gelddarlehen kann nicht „nach Art einer *conductio operae* erfasst“ werden; es ist von der *conductio operae* wie überhaupt von der *conductio* dem Wesen nach verschieden. Zum Wesen der *conductio* (Pacht, Miete, Leihe) gehört, daß nur das Gebrauchs-, Nutzungs- u. s. w. Recht auf den *conducens* übergeht, nicht aber das Eigentumsrecht, welches bei dem Pacht- oder Mietherrn, dem Ausleiher verbleibt, während beim *mutuum*, dem Gelddarlehen mit dem Gebrauchsrecht auch das Eigentumsrecht übergeht, und zwar naturnotwendig, da es sich um ein Objekt handelt, bei dem sich das Gebrauchsrecht vom Eigentumsrecht gar nicht trennen läßt.

2. Daß das Geld im heutigen Verkehr nicht „lediglich Wertmesser einer ökonomischen Leistung“ ist, gibt der Verfasser wohl selbst zu, indem er sagt, die Gelddarlehen werden gegenwärtig zu produktiven Zwecken aufgenommen, also nicht lediglich zum Messen des Nutzens, zu dessen Erreichung es dienen soll.

3. Der produktive Zweck aber, zu dem die Kapitalaufnahme geschieht, rechtfertigt allein eine Zinsforderung nicht. Das geht aus der Natur des Gelddarlehens hervor, da das Geld Eigentum des Darlehensnehmers (*mutuatarius*) wird, und daher das, was er mit dieser Sache erworben hat, ganz in sein Eigentum übergeht. Wie der Landmann oder Gärtner, der sein eigenes Gut oder seinen eigenen Garten bebaut, ausschließlicher Eigentümer der Früchte wird, die das Gut oder der Garten hervorbringen, so wird der Darlehensnehmer als Eigentümer des Geldes ausschließlicher Eigentümer der Werte, welche er mit dem Gelde erzielt. Es wird dann auch ausdrücklich gesagt in der zweiten von den fünf durch Benedikt XIV. verurteilten Propositionen (vgl. Denziger-Bannwarth, *Enchiridion*, ed. 10, n. 1476: „*Neque vero ad istam labem purgandam (scil. usurae) ullum arcessiri poterit, subsidium . . . vel ex eo, quod is, a quo id lucrum solius mutui causa deponitur . . . ad fortunas suas amplificandas vel novis coemendis praediis vel quaestuosis agitandis negotiis utilissime sit impensurus.*“

4. Weil das Geld seine Natur nicht verändert hat, wie der Verfasser ausdrücklich anerkennt, es aber dieser Natur nach eine vertretbare Sache ist, so behält es auch im heutigen Darlehens- und Kreditverkehr die Natur einer vertretbaren Sache. Das ist es, was der Cod. jur. can. im can. 1543 sagt: „*Si res fungibilis ita alicui detur, ut ejus fiat, et postea tantumdem in eodem genere restituatur, nihil lucri ratione ipsius contractus percipi potest.*“ Damit ist gesagt, daß die Natur des Darlehensvertrages auch heute noch keine Zinsforderung gestattet, eine solche aber durch äußere, d. h. außerhalb des Vertrages liegende und zu diesem hinzutretende Verhältnisse gerechtfertigt wird. Diese äußeren Umstände gibt der genannte Kanon zum Teil selbst ausdrücklich an, zum Teil überläßt er das der kirchlichen Wissenschaft,

welche seit vielen Jahrhunderten die verschiedenen Zinstitel eingehend besprochen hat. Auf weiteres einzugehen ist hier nicht der Ort.

Der Verfasser bedauert mit Recht, daß auch unter den katholischen Autoren noch keine Einigkeit in der Erklärung des Geldzinses bestehe. Sollte dieselbe nunmehr selbst auf Grund des genannten Kanon sich nicht erreichen lassen? Der Verfasser hat sich sehr fleißig auch in der volkswirtschaftlichen Literatur umgesehen; seine Schrift verdient beste Empfehlung.

Innsbruck.

Jos. Wiederlad S. J.

12) Studien zur katholischen Sozial- und Wirtschaftsethik. Herausgegeben von D. Dr. Franz Keller, o. ö. Professor an der Universität Freiburg i. Br. 1. Band: Familien- und Anstaltserziehung in der Jugendfürsorge. Eine grundsätzliche und entwicklungsgeschichtliche sozialetische Untersuchung von Dr. theol. Josef Becking, Generalsekretär, Fachreferent für Jugendfürsorge im Deutschen Caritasverband (X u. 276). Freiburg i. Br. 1925, Herder.

Neue „Studien“ auf einem noch nicht allzu sehr bebauten wichtigen Gebiete eröffnet passenderweise vorliegende Untersuchung. Und sie bietet des Belehrenden und Anregenden eine reiche Fülle. Sie gliedert sich in drei Hauptteile, von denen der erste „Die ethischen und religiösen Grundlagen der Jugendfürsorge in ihrer geschichtlichen Entwicklung und grundsätzlichen Bedeutung“ zur Darstellung bringt. Heidentum, Judentum und Christentum hatte es mit Kindern zu tun: wem die Balme gebührt, ist bald gezeigt (S. 11 unten steht Cicero statt Seneca, S. 13 ist Seneca Rhetor nach dem Zitat unauffindbar). Der 2. Teil behandelt „Die Familie als Trägerin der Erbsenerziehung“, wie solche eben die christliche Jugendfürsorge herstellen will. Es ist leicht einzusehen, daß an und für sich der beste Ersatz für die naturgemäße Erziehung eines Kindes in seiner ihm leider fehlenden Familie eine solche in einer anderen Familie wäre; wie schwer aber auch alle Bedingungen selbst bei christlichen Familien zutreffen, daß sich ein fremdes Kind dort ganz und gar wie in die eigene Familie gedeihlich einlebe. „Anstalten als Ersatz der fehlenden Familie“ sind daher unumgänglich, und damit beschäftigt sich der 3. Teil der Schrift. Freilich waren die Waisenhäuser lange Zeit auch recht armliege Notbehelfe für gänzlich verlassene Wesen; um so freudiger gestaltet sich deren Geschick seit Pestalozzi, besonders durch „Die Neublüte des katholischen Ordenswesens“ in Deutschland. Abgesehen davon, daß gerade der Geist des göttlichen Kinderfreundes eigene Fürsorgeorden beiderlei Geschlechtes in bedeutender Zahl erstehen ließ und dieselben belebt, lassen sie es auch nicht fehlen, ihre Mitglieder in jeder Weise zu gedeihlicher Betätigung vor- und auszubilden. So bringt Verfasser im Anhang noch den interessanten „Lehrplan des Schwesternseminars zu Freiburg i. Br.“, ja noch einen „Plan eines Unterrichtskurses zur Ausbildung von Ordensschwestern für die Tätigkeit in der Fürsorgeerziehung“ (vom Kloster Oberzell bei Würzburg). — Wer sich noch weiter auf diesem Gebiete umsehen will, findet da noch ein reichliches Verzeichnis einschlägiger Schriften und Fachzeitschriften. Ein alphabetisches Namens-, Orts- und Sachverzeichnis fehlt auch nicht. Die Arbeit verdient alle Beachtung.

Linz-Freienberg.

P. Jos. Schellauß S. J.

13) Die intellektuellen Phänomene. Von Dr. Richard Baerwald. Mit Abb. (im Text und auf 1 Taf.). 4° (IX u. 382). Berlin, Ullstein 1925. M. 12.—, geb. M. 14.—.

Von dem Sammelwerk „Der Okkultismus in Urkunden“ ist dem ersten Band sehr bald ein zweiter gefolgt. „Die intellektuellen Phänomene“, von Dr. Rich. Baerwald. An der Hand einer Fülle von Beispielen aus den maßgebenden Werken der okkultistischen Literatur, namentlich den sonst sehr

zugänglichen Veröffentlichungen der englischen Gesellschaft für Seelenforschung, wird ein möglichst umfassender Ueberblick über die betreffenden Erscheinungen gegeben: Gedankenübertragung, Erscheinungen von Lebenden und Verstorbenen, Hellsehen, d. h. das Erkennen von Schriften und Gegenständen in undurchsichtigen Hüllen, das Erkennen von Personen und ihren Eigenschaften aus den Gegenständen, womit sie in Berührung kamen (Psychometrie); endlich das Prophezeien oder der Blick in die Zukunft, insofern sie nicht bloß erschlossen wird. Neben der Fülle von Beispielen finden sich viele treffliche Bemerkungen. Insofern kann das Buch jedem wissenschaftlichen Leser mit selbständigem Urteil, der sich über diese Fragen unterrichten will, empfohlen werden. Eine uneingeschränkte Empfehlung aber, wie ich sie dem ersten Bande zuteil werden ließ und die ich noch heute aufrecht erhalte trotz einer inzwischen erschienenen Gegenschrift von sieben Verfassern,¹⁾ kann ich hier nicht geben.

Zunächst muß ich den philosophischen Standpunkt ablehnen, der den Ausführungen des Verfassers zugrundeliegt. Seelische Tätigkeiten ohne eine Seele, als Träger dieser Tätigkeiten, sind unbegreiflich. Schmerzen, die niemand wehe tun, ein Denken, das niemand denkt, ein Wollen, das niemand will, ist ein unvollziehbarer Gedanke. Und dieser Träger kann nur eine einfache unausgedehnte Substanz sein; das hat Locke unwiderleglich dargetan (Mikrokosmos I., 170 ff.). Nicht annehmbar sind auch die Ausführungen des Verfassers über das Unterbewußtsein als eine Art Behälter, worin unbewußte Vorstellungen und andere Seelentätigkeiten hausen. Dazu wird dem Unterbewußtsein noch Persönlichkeitscharakter und eine Menge der wunderbarsten Fähigkeiten zugeschrieben. Diese Lehre vom Unter-

¹⁾ Die Physikalischen Phänomene der großen Medien. Stuttgart 1926. — In dieser Schrift sucht Desterreich die Versuche Crayfords als streng wissenschaftlich darzutun. Lambert, ebenfalls ein Verfasser der Gegenschrift, schreibt über diese Versuche (Medientarlung 49): „Ich kann mir keine schlechteren Versuchsbedingungen denken“ und sagt, daß er ihnen skeptisch gegenüberstehe. Gruber leugnet in der Gegenschrift, daß die Medien für die Versuchsanordnungen maßgebend sind (224). W. Schrend dagegen sagt, daß sein lebhafter Wunsch nach besserer Beleuchtung nicht erfüllt wurde und „es blieb uns keine andere Möglichkeit, als der supranormalen Intelligenz zu folgen“ (Mat. Phän.², S. 552). Ebenso wenig wurde es v. Schrend gestattet, die Materialisationen zu berühren trotz wiederholt ausgesprochenen Wunsches; und gegen das Verbot W. Schneiders, zu photographieren, war v. Schrend machtlos. Dann will Gruber die „Aufassung Graf Klinikowstroems, (daß) Willstätter nicht in der Lage gewesen sein soll alle Betrugsmöglichkeiten zu überschauen“, mit einem „mitleidigen Lächeln“ abtun (224). Das mitleidige Lächeln mag Gruber für v. Schrend aufsparen. Denn was er Willstätter zuschreibt, der nur eine einzige Sitzung mitgemacht hat, das hat v. Schrend mit seinen zahlreichen Sitzungen nicht vermocht. Zwei Betrugsmöglichkeiten, die tatsächlich von Schwindelmedien in ganz ausgedehntem Maße ausgenützt werden, sind bei v. Schrend nicht berücksichtigt und doch deuten viele Bilder und manches andere in den Materialisationsphänomenen darauf hin, daß sie auch in seinen Versuchen benützt wurden. Und Heredia, der in der okkulten Literatur beschlagen ist wie wenige und selbst Materialisationen und Erhebung des eigenen Körpers auf der Bühne vorführt, schreibt von den Bildern v. Schrends, daß „oft ein ungeübtes Auge den Betrug leicht entdecken kann“ und sie seien ein Schandfleck bei der Untersuchung dieser Erscheinungen. Hat Gruber und Willstätter das auch entdeckt? Die Täuschung Willi Schneiders im Falle Seeger wird von Gruber zugegeben und zur Entschuldigung mit den „Mogeleien von unreifen Leuten“ verglichen. Willi und Vater Schneider mögen sich bei Gruber für die Verteidigung bedanken.

bewußtsein wird dem Buche als „Einführung“ vorausgeschickt und als fertige Schablone zur Erklärung der meisten okkulten Erscheinungen benützt. Vor einer solchen Verdinglichung des Unterbewußtseins warnt Swital'ski ausdrücklich (Verf. d. Pädagogik, Art. Bewußtsein). Noch ein Punkt ist zu beanstanden. Der Verfasser hat selbst ausdrücklich erklärt, daß man den Okkultismus „nicht ohne zwingendste Beweisführung zulassen“ könne (157). Trotzdem will er sich mit Wahrscheinlichkeiten begnügen mit der Begründung, daß „**Besseres hier nicht zu gewinnen ist**“ (158). Die Begründung ist richtig, drum hebe ich sie hervor. Das Abgehen von der selbstgestellten Forderung nach zwingendster Beweisführung aber zu bedauern. Dabei geht Baerwald bis zu einem „Mindestmaß von Wahrscheinlichkeit“, das er selbst noch da zuläßt, wo ein bestimmterer Verdacht besteht, daß bewußte verabredete Tricks eine Rolle gespielt haben. Von derlei Wahrscheinlichkeiten, die anderen Leuten höchst unwahrscheinlich vorkommen, ist das ganze Buch durchzogen. Das darf man nicht übersehen; denn mancher glaubt, „was so oft und so lange scheinen kann, muß doch gewiß auch selber klar sein“ (Hyrtl). Auf-fallend in dem Buche ist auch die Vertrauenseligkeit der Medienforscher. Wissenschaftliche Vertreter des Okkultismus geben heute unumwunden zu, daß alle Medien gelegentlich betrügen. P. Gatterer beantwortet die Frage: „Kann man sich auf die Ehrlichkeit irgend eines Mediums absolut verlassen?“ mit einem glatten Nein. „... Dr. Tischer ... faßt den hier **obwaltenden Sachverhalt** (von mir unterstrichen) drastisch in die Worte zusammen, ein ehrliches Medium gibt es nicht ...“ (D. Neue Reich, 1926, S. 478). Und nach Passaro „sind leider die mediumistischen Phänomene infolge ihrer Natur ... unvermeidlich an bewußten und unbewußten Betrug geknüpft“ (Beweise f. d. Spiritism., 6). Ähnlich äußert sich Lambert: „Die Medien betrügen bewußt und unbewußt, praktisch oft kaum zu unterscheiden“, beides vernichtet den Wert des Versuches; alles hängt davon ab, „ob fortgesetzt eine sorgfältige Kontrolle ausgeübt wurde“ (Medienentlarung, 30 f.). Und der Mediumforscher Winkler schreibt: „Der Trieb zur Täuschung ... mediumistischer Vorgänge gehört gerade so gut zur Mediumschaft, wie die Simulation (Verstellung, Betrug) zur Hysterie.“ Er hat daraus den Schluß gezogen, daß alle bisherigen Versuche nichts beweisen und mit ihnen nicht weiterzukommen ist, und darum schon 1911 ein neues Verfahren vorge-schlagen „zur absoluten Verhinderung von Täuschungen und Entlarvungen jeglicher Art“, wobei alle Wünsche zum Schutze des Mediums berücksichtigt sind. Leider sind die Vorschläge Winklers bis heute unbeachtet geblieben, und die Versuche, wie sie im vorliegenden Buche geschildert werden, zeigen, daß die Forscher ihren Versuchspersonen fast ausnahmslos volles Vertrauen schenken. Also die offenkundige und zugegebene Unzuverlässigkeit der Medien wird tatsächlich nicht beachtet und damit der wissenschaftliche Wert der Ver-suche vernichtet. Hieher gehört auch die Tatsache, daß Verwandte und Freun-dinnen der Medien Gehilfinnen der Forscher sind, in die sie blindes Ver-trauen setzen. So bei Naum Kotik die Schwester des Mediums, bei Wasielow'ski zwei Basen seines Mediums u. s. w. Daß sich die Forscher auch gegen Betrug von dieser Seite gesichert hätten, davon ist überhaupt keine Rede. Welchen Wert haben dann solche Versuche? Alte Aerzte waren weiser. „Mulieri ne mortuae quidem credendum est“ sagt Stoll in seiner Ratio medendi.

Sehr häufig sind die Beispiele in dem Buche, wo uns offenbare Fehl-angaben beim Gedankenübertragen und Hellsehen mit vielem Scharfsinn als Erfolge angepriesen werden. Freudenberg will seinem Freunde Hoffmann das Wort Wasserfall übertragen; Hoffmann denkt an einen Eisenbahnzug. Freudenberg meint: „Im wesentlichen ist die Uebertragung geglückt“ (93). Er will die Person Cäsars übertragen; Hoffmann denkt an das Bonner Brüdenmännchen, eine bekannte Spottfigur. Dieser Mißerfolg wird zu einem Fortschritt in der okkulten Forschung gestempelt (93). Wenn beim Hellsehen von geschlossenen Briefen durch Lydia „die Antworten dem Inhalte

der Briefe nicht im mindesten entsprechen", so hat Yhdia doch das Richtige getroffen und gelesen, was unsichtbar zwischen den Zeilen dem Papier aufgeprägt ist. Raum Notiz nennt seinen Schluß „tollkühn“, hält ihn aber für richtig (198). Ja, der Verfasser selbst verkündet uns, daß „bei allen echten telepathischen Versuchen“ der Empfänger nicht genau dasselbe aussagt, was der Sender übermitteln will, sondern Nebenvorstellungen oder eigene Verarbeitungen und traumartige Umformungen (96), also alles mögliche. Trotz dieser Regel der Echtheit vergißt man doch auch nicht auf die Übereinstimmung als Zeichen der Echtheit hinzuweisen, obwohl das ein Widerspruch ist. So ist aber immer alles richtig, was ein Medium sagt. Dementsprechend schreibt Kindborg über seine Fragen an das Medium Rena: „Die Versuche fielen zu meiner Befriedigung aus und was nicht gelang, bewies mir erst recht ihre Echtheit“ (Ps. Stud. 1921, S. 604). Wer sich solche Dinge aufbinden lassen will und darin hohe Weisheit erblickt, dem soll das nicht benommen werden; nur verlange man nicht, daß andere das als Wissenschaft annehmen. Die eigentliche Prophezeiung hält Baerwald nicht für erwiesen. Auch Lambert und der Biologe Driesch machen dazu ein Fragezeichen. Es entspricht auch der katholischen Anschauung, daß uns nur Gott die Zukunft enthüllen kann (vgl. Simar, Görreschr. 1877, S. 9). Ich kann hier nicht weiter darauf eingehen; ebenso wenig auf den Spuk; empfehle aber allen Lesern der Quartalschrift den „Spuk von Dietersheim“ (München, Faust-Verlag). Außerst lehrreich und ergötzlich! Vorbildlich für tausend andere Spuke.

Wie beim ersten Bande, so wird auch der Leser des zweiten Bandes der Urkunden überreich Gelegenheit finden, sich über das Verhalten der Medienforscher zu verwundern.

Trier.

P. Norbert Brühl.

14) **Die Bergpredigt.** Exegetisch-homiletisch erklärt. Von Dr Alfons Steinmann. Paderborn, Ferdinand Schöningh.

Sehr zu belobigen ist der Eifer, mit welchem die Vertreter der exegetischen Gelehrtenwelt sich bemühen, die biblische Exegese nicht nur zu wissenschaftlichen, sondern auch zu homiletischen Zwecken zu bearbeiten, um sie so für die Predigt unmittelbar fruchtbar zu machen. Den bereits erschienenen Werken reiht sich die neueste von Prof. Steinmann edierte Schrift würdig an. Wenn auch die hier gebotenen Erörterungen in verkürzter Form in den Blättern für homiletische Wissenschaft erschienen sind, so werden doch dieselben inhaltlich vermehrt und in manchen Punkten verbessert hier vorgeführt. Die in diesen Erörterungen — Wesen der neuen Gerechtigkeit, praktische Übung, der praktische Wert derselben, einzelne Ausführbestimmungen: das abfällige Nichten, das Bittgebet, die enge Pforte, das Gleichnis vom Hausbau — gebotene Exegese, wenngleich kurz und bündig, darf durchaus nicht eine oberflächliche genannt werden: deutsche Gründlichkeit verbunden mit gewaltiger Erudition zeichnet sie aus. Wer bereits eingehende Studien in der Biblexegese gemacht hat, wird die Bergpredigt nicht lesen, ohne daß sich ihm neue Lichtquellen eröffnen. Am Schluß der einzelnen Erörterungen ist je ein Schema beigelegt, in das die behandelten und zu behandelnden Gedanken leicht gefaßt werden können und das geeignet ist, dem Schüler die Predigtaufgabe zu erleichtern, wenngleich nicht jede in derselben Weise fruchtbar und für das praktische Leben verwertbar erscheint.

Dr G. Kieffer.

15) **Sonntagspredigten.** Von Emil Raim, Stadtpfarrer. Kl. 8^o (270). Rottenburg a. N. (Württ.) 1926, Badersche Verlagsbuchhandlung.

Die Predigten des Stadtpfarrers zu Cannstadt (Württbg.), auf die Sonntage des Kirchenjahres eingestellt, zeichnen sich aus durch Originalität in der Wahl und Formulierung des Themas und durch Klarheit der Gedankenfolge wie der praktischen Anwendung. Ein warmer Ton der beredten Seel-

forge durchzieht das Ganze unter steter Anlehnung an das Wort der Heiligen Schrift. Als Proben der Originalität seien angeführt (S. 10): Am „Helfenstein“ (1. Sam 7, 10), d. h. am Markstein der Jahreswende . . . haben wir allen Anlaß, zu Gott unsere Zuflucht zu nehmen. S. 20: An der Hand der Parabel von den Arbeitern im Weinberg wird das heute so wichtige Thema des Verhältnisses der Arbeitgeber und Arbeitnehmer gut und praktisch erörtert. Diese Predigt ist, wie der Herausgeber in der Vorrede sagt, von seinem Mitarbeiter, Kaplan Eßfinger. S. 128 ff. wird das Beten unter dem Vergleiche mit Notstandsarbeit behandelt, S. 238 eine Abwechslung in die gewöhnliche Art der Sonntagspredigt gebracht, indem die Patrone der Stadt, allerdings die der jetzt protestantischen, ehemals katholischen Kirche behandelt werden.

Der Stil ist einfach. Die Darstellung volkstümlich, das Ziel einer jeden Predigt klar, die Einheitlichkeit dadurch gesichert.

Frankfurt a. M.

Stadtpfarrer Dr. J. Herr.

16) **Kirchengeschichtliche Unterrichtsbilder** für die katholische Volksschule. Im Anschluß an den im Auftrage der Fuldaer Bischofskonferenz im Jahre 1924 herausgegebenen amtlichen Lehrplan bearbeitet von Schulkat Dr. Gregor Kensing. Gr. 8° (163). Düsseldorf, L. Schwann. Geb. M. 3.60.

Die reichsdeutschen Katecheten haben in den beiden letzten Schuljahren der Volksschule auch einige Zeit- und Lebensbilder aus der Kirchengeschichte zu behandeln. Dazu bietet ihnen vorliegendes Buch praktische Anweisung: 14 kirchengeschichtliche Themengruppen (beginnend mit der Neronischen Christenverfolgung und endend mit Pius XI.) werden in den methodischen Stufen: Einstellung, Darbietung, Verarbeitung (bzw. Auswertung oder Vertiefung) und Anwendung ziemlich eingehend skizziert („Fertige Unterrichtslektionen will ich nicht geben, sondern nur Fingerzeige zu einem lebensvollen und lebenswirksamen Unterricht“, sagt der Verfasser S. 4 f.). Dadurch wird natürlich die Darstellung etwas trocken; Leben und Wärme muß erst der mündliche Unterricht geben. Auf Mitarbeit der Schüler ist häufig Bedacht genommen, was jedoch mitunter den Fluß der Darbietung unliebsam stört. Mag auch die neuere „Pädagogik vom Kinde aus“ die Wahl des Unterrichtsstoffes den Schülern anheimstellen wollen, wir möchten es dennoch nicht empfehlen, die Zielangabe einzuleiten (wie Kensing es wiederholt tut) mit der Frage: „Was wollt ihr über . . . (das jeweilige Thema) erfahren?“ Was dann, wenn die Schüler etwas anderes erfahren wollen, als was der Katechet vorbereitet hat? Bei der Behandlung von Irrlehren (Arius, Pelagius, Luther), bzw. ihrer Irrlehren empfiehlt es sich, zuerst die katholische Wahrheit zu bieten und zu begründen, und dann erst den Irrtum anzuführen, wodurch dieser meist auch schon widerlegt ist. Das umgekehrte Verfahren verursacht allzu leicht bei den Hörern Glaubenszweifel, die durch eine nachfolgende Darlegung der Wahrheit nicht immer ganz beseitigt werden können. Pelagius scheint uns überhaupt kein geeigneter Lehrstoff für die Volksschule.

Wien.

W. Jaksch.

Alle hier besprochenen und sonst angezeigten Bücher sind vorrätig,
oder liefert schnellstens

Buchhandlung Du. Haslinger in Linz, Landstraße Nr. 30.

Neuheiten.

- Augustin von Alfeld, O. F. M., Wyder den Wittenbergischen Abgot Martin Luther (1524) hrsg. von Dr. K. Büschgens. Erklärung des Saive regina (1527) hrsg. von P. L. Lemmens O. F. M. (Corp. Cath. 11). 4^o. 102 S. 4'50, Subskriptionspr. 3'80.
- Biblische Zeitfragen. Ein Broschürenzyklus. Gemeinverständlich erörtert. 12. Folge hrsg. von P. Heinisch u. Maier-Breslau.
- Heft 1, 2: Meigl, B., Die religionsgeschichtl. Methode und Theologie. 60 S. 1'40.
- Heft 3, 4: Storr, R., Das Frömmigkeitsideal der Propheten. 59 S. 1'40.
- Deutsche Dichtungen des lateinischen Mittelalters. Hrsg. von H. Klimberg u. Josephine Schulte (Waltharius; Eobasis Captivi; Hrotsvitha: Theophilus; Calimachus; Ruodlieb; Carmina Burana). Mit 6 Bildern. 8^o VI u. 136 S. gebunden 1'60.
- Dörr, Prof. Dr. L., Die Wertung des Lebens im A. T. und im antiken Orient.
- Ein Beitrag zur Erklärung des Segens des 4. Gebots. gr. 8^o. 48 S. 1'80.
- Fekkes, Dr. C., Die Rechtfertigungslehre des Gabriel Biel und ihre Stellung innerhalb der nominalistischen Schule. (Münster. Beiträge z. Theologie hrsg. von Diekamp-Stapper 7). gr. 8^o. XVI und 152 S. 6'30.
- Feldmann, Dr. Fr., Das Buch Isais übersetzt und erklärt. 2. Teil. (Exeget. Handbuch zum A. T. hrsg. von A. Schulz XIV 2). gr. 8^o. XII u. 308 S. 9'—, gebunden 11'—.
- Freitag, P. Anton, S. V. D., Katholische Missionskunde im Grundriß. (Missionswiss. Abhandlungen hrsg. von Schmidlin 5). gr. 8^o. VII u. 324 S. 8'40, gebunden 9'60.
- Fuchs, Dr. Herm., Die Anaphora des monophysitischen Patriarchen Johannis I. Hrsg., übersetzt und im Zusammenhang der gesamten jakobitischen Anaphorenliteratur untersucht. (Liturgiegesch. Quellen hrsg. von Mohlberg-Rücker 9). gr. 8^o. LXXXII u. 68 S. 7'80.
- Gatzweiler, P. Dr., Die liturgischen Handschriften des Aachener Münsterstiftes. Mit 4 Tafeln (Liturgiegeschichtl. Quellen 10). gr. 8^o. X u. 224 S. 10'—.
- Götz, Dr. J. B., Das Pfarrbuch des Stephan May in Hilpoltstein vom Jahre 1511. Ein Beitrag z. Verständnis der kirchlichen Verhältnisse Deutschlands am Vorabende der Reformation. (Reform.-Studien und Texte hrsg. v. A. Ehrhard 47, 48). gr. 8^o. XII und 204 S. 8'50.
- Griechisches philosophisches Lesebuch. Mit einer Einführung in die Geschichte der griech. Philosophie, Hrsg. von Dr. Franz Humborg. I. Text. (Lesebücher z. antik. Kultur- und Geistesleben). gr. 8^o. LVI u. 232 S. gebunden 5'40.
- Grimme Dr. H., Die Lösung des Sinaischriftproblems. Die althamudische Schrift. Mit einem Anhang: Thamusische Parallelen zu den altsinaitschen Inschriften. gr. 8^o. VIII u. 68 S. mit 14 Abbild. 3'—.
- Hardy, E., Der Buddhismus nach älteren Pall-Werken. 3. Auflage, besorgt von Rich. Schmidt. Nebst einer Karte „Das hl. Land des Buddhismus“. (Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristl. Religionsgeschichte I). gr. 8^o. XII u. 312 S. 8'50.
- Kallen, Dr. G., Josef Görres und der deutsche Idealismus. (Aschendorffs zeitgem. Schriften 11). 8^o. 1'20.
- Lateinisches Lesebuch zur Kultur der röm. Kaiserzeit. Von W. Uhlmann und W. Schwarz (Lesebücher z. antik. Kultur- und Geistesleben). gr. 8^o. XXIV u. 336 S. Mit 21 Abbildungen auf Tafeln, gebunden 6'60.
- Mausbach, Dr. Jos., Katholische Moraltheologie. 2. Band. Spezielle Moral., erster Teil: Der religiöse Pflichtenkreis. 5. u. 6. durchges. Aufl. gr. 8^o. IV u. 244 S. 4'80.
- Müller, Dr. H. F., Dionysios. Proklos. Plotinos. Ein historischer Beitrag zur neuplatonischen Philosophie. Beitrag zur Geschichte der Philosophie d. MA. hrsg. von Grabmann. XX 3, 4. 2. Auflage. gr. 8^o. VIII u. 112 S. 4'50.
- Pieper, Dr. K., Paulus. Seine missionarische Persönlichkeit und Wirksamkeit. (Neutest. Abh. hrsg. von M. Meinertz XII 1, 2). gr. 8^o. IV u. 268 S. 10'20.
- Schmidt, P. Dr. Wilh., Der Ursprung der Gottesidee. Eine histor.-kritische u. positive Studie. I. Band. Historisch-kritischer Teil. 2., stark verm. Aufl. gr. 8^o. XL u. 832 S. Mit einer Karte von Südostaustralien. 22'50, gebunden 25'—.
- Siebert, Prof. Dr. G., Das Hexeneinmaleins. Der Schlüssel zu Goethes Faust. 2. Auflage 8^o. 32 S. 0'60.
- Steinmann, Dr. A., Die jungfräuliche Geburt des Herrn. (Bibl. Zeitfr. VIII, 7, 8). 3. Auflage. 72 S. 1'60.
- Vogels, Dr. H. J., Das Evangelium Palatinum. Studien zur ältesten Geschichte der lateinischen Evangelienübersetzung. (Neutestamentl. Abh. hrsg. von M. Meinertz, XII 3). gr. 8^o. VIII u. 148 S. 6'80.
- Voibach, Fr., Handbuch der Musikwissenschaften. Band I. 8^o. XVI u. 356 S. 6'—, gebd. 7'20.
- Zellinger, Dr. Joh., Studien zu Severian von Gabala. (Münster. Beitr. zur Theologie hrsg. von Diekamp-Stapper 8). gr. 8^o. VII u. 184 S. 7'20.

Jede Buchhandlung liefert.

Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster in Westfalen.